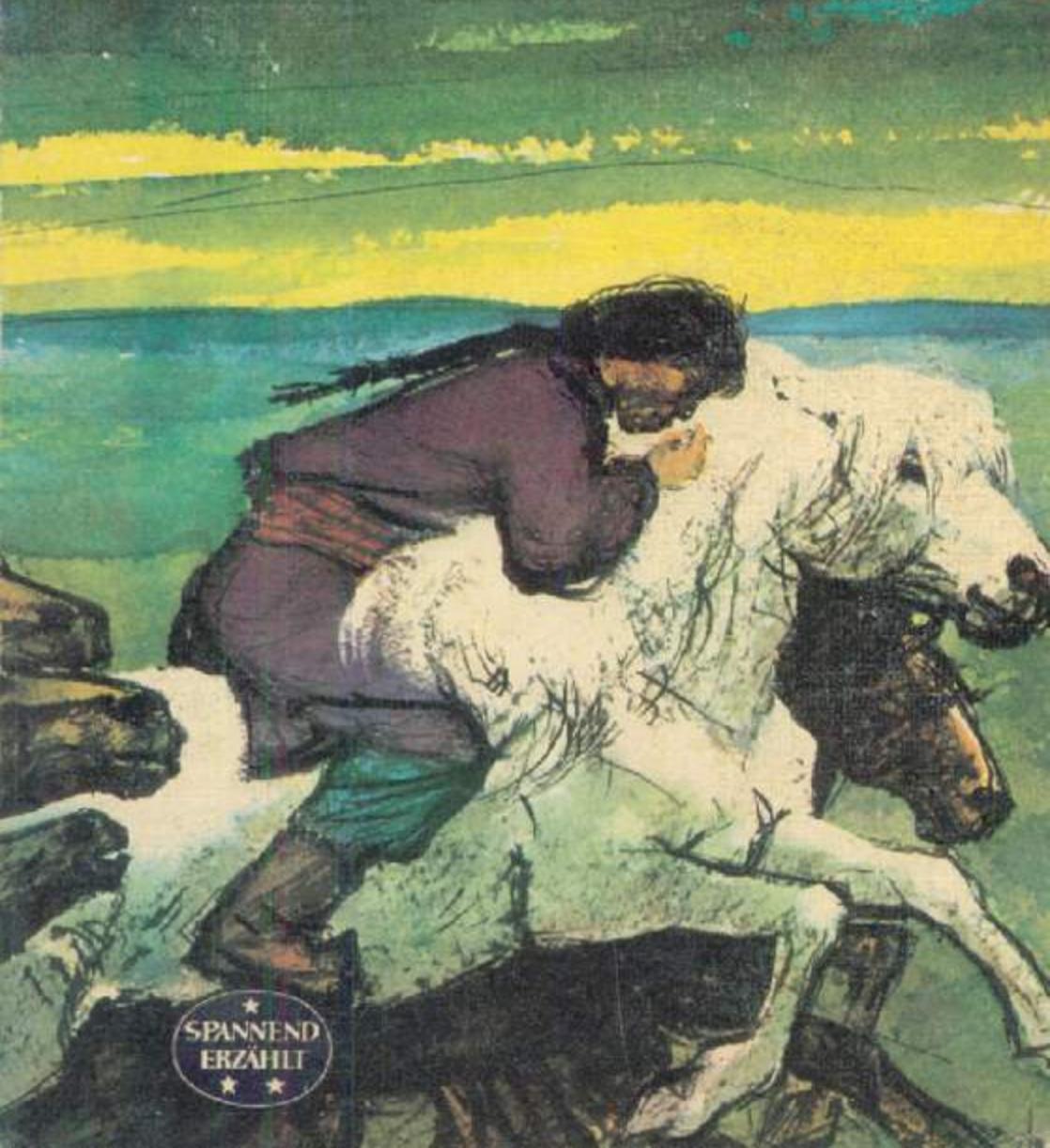


KURT DAVID

# TENGERI

## Sohn des Schwarzen Wolfs



SPANNEND  
ERZÄHLT

*Kurt David*

# **Tenggeri**

## **Sohn des Schwarzen Wolfs**

© Verlag Neues Leben, Berlin 1968

6. Auflage, 1977

Lizenz Nr. 303 (305/178/77)

LSV 7503

Einband: Hans Baltzer

Typografie: Gerhard Christian Schulz

Schrift: 10 p Garamond-Antiqua

Lichtsatz: GG Interdruck Leipzig

Druck: Offsetrotation (52)

Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Interdruck, Leipzig, Werk IV

Bestell-Nr. 641 153 4

DDR 6,80 M



# Der Schimmelhengst

Zehntausend nachtschwarze Leibwächter bewachten den Schlaf des großen Chans, Männer, stumm und unzerbrechlich wie die Felswände am Onon-Fluß. Aus der Mitte des Hauptlagers ragte die mächtige Palastjurte, um sie duckten sich die vielen Gemächer der Nebenfrauen und die noch zahlreicheren Filzzelte der Diener.

Die Spätsommernacht hatte eiskalte Hände, und aus hunderttausend Dachluken stiegen feine Rauchsäulchen.

Es war still.

Kein Wind.

Kein Vogelschrei.

Nur der Mond schien, klar und hell, und die goldene Spitze auf dem Palast strahlte wie ein Stern.

Als erste wurden die Pferde unruhig, ihnen folgten die Schafe, und dann schreckten auch die Hirten auf. Tenggeri blickte zum Hauptlager, das in der Ferne wie ein unendlicher See im fahlen Nachtlicht schimmerte. Er bestieg seinen Hengst, streckte sich, und plötzlich schmeckte er die frostige Luft und schrie: „Sturm! Sturm! Sturm!“

Und auch die anderen Hirten schrien jetzt: „Sturm!“

Und die Herden gerieten durcheinander, rasten wild in die eine und danach in die andere Richtung. Ihr Ziel war das Hauptlager. Noch bevor sie es erreicht hatten, war das Unwetter da, warf Mann und Tier ins Gras und auf die Steine. Es regnete Eisstücke. Am Ordu-Rand brannten Jurten; die lodernden Filzwände schossen wie feuerspeiende Drachen über den Himmel.

Tenggeri lag hinter seinem gestürzten Pferd, er hatte sich den Zügel um die Handgelenke gewickelt. Für einen Augenblick dachte er: Der große Chan gewinnt alle Schlachten, der große

Chan zwingt alle Feinde zu Boden, aber der große Chan ist machtlos, wenn die Götter den bösen Sturm senden. Ob er wenigstens weiß, weshalb uns der Ewig blaue Himmel so straft?

Der Eisregen hatte nachgelassen. Als auch der Sturm etwas an Kraft verlor, stand Tenggeri auf und sprang in den Sattel, versuchte die Herde zusammenzutreiben. Aber die Pferde brachen immer wieder aus, voran die Hengste. Sie galoppierten bis dicht zu den brennenden Jurten, verhielten erschreckt, wendeten und jagten wie besessen zurück in die Finsternis, hinein in die Steppe. Nur den Schimmel des Chans nicht aus dem Auge verlieren, dachte Tenggeri, das edelste Tier der Herde, das feurigste, das wertvollste. Er folgte dem weißen Hengst, der ganz gemächlich mit seinen Stuten über die Ebene trabte. Dann schlug noch einmal der Sturm zu. Wieder warf er Tenggeri ins Gras, aber die Angst riß ihn wieder hoch. Und da war der Weiße fort. Ausgebrochen!

„Der Schimmelhengst flieht!“ schrie Tenggeri, „der Schimmelhengst flieht!“ O Sturm, habe Erbarmen, flehte er, aber der Sturm hatte kein Erbarmen, sondern erdrosselte alle Schreie schon vor dem Mund des jungen Hirten. Er peitschte sein Pferd und trieb es durch die Herde. Der Chan wird mich hinrichten lassen, denn des Chans Befehl lautete: Für den Verlust eines meiner edelsten Tiere sollen drei Hirten sterben.

Tenggeri ritt zum Ufer des Onon-Flusses, und als er es erreicht hatte, sprenge er im Zickzack stromaufwärts, getrieben von der Angst und Furcht, sein Leben zu verlieren, wenn es ihm nicht gelänge, den Schimmel des Chans wieder einzufangen. Einmal war ihm, als tauche der Weiße plötzlich vor ihm auf. Doch es war nur ein Fels gewesen, den für einen Moment der Mondschein getroffen hatte. Und je länger er durch Sturm und Nacht und Regen jagte, ohne zu finden, was er suchte, desto schärfer sah er die Bilder vor seinen Augen und desto eindringlicher bohrten die Gedanken in seinem Kopf:

Der Chan befahl ihn zu sich. Das war am Morgen. Die Sonne schien, und die Sonne schien natürlich noch schöner als sonst, und die Sonne schien so prächtig, daß er sich vorwarf, sie in den vorangegangenen Jahren so wenig beachtet zu haben. Aber das kam nur daher, weil er wußte, daß er nun diese Sonne zum letztenmal scheinen sah, denn der Chan hatte gerufen.

Der Herrscher saß vor seinem Palast auf einer seidenen Matte mit mürrischem Gesicht, umstanden von Wächtern mit Wolfsaugen und blitzenden Schwertern. Obgleich Tenggeri vor dem sitzenden Dschingis-Chan stand und groß von Gestalt war, kam er sich klein wie eine Zieselmaus vor, die ängstlich um eine Jurte huschte.

Der Chan sagte: „Wo ist das edelste meiner Pferde, der Schimmelhengst?“

Und seine Lippen würden zuerst nicht auseinandergehen wollen, weil er sich schämte, das zu sagen, was der Herrscher bereits wußte.

„Wo ist mein Lieblingspferd?“

„O Chan, ausgebrochen mit den Stuten. Das Unwetter hat mich ins Gras geworfen, der Eisregen schloß mir die Augen, ich glaubte, der Himmel wäre auf uns herabgestürzt und die Götter hätten uns für ewig verdammt.“

„Ich sitze hier in der Sonne, also sind die Götter mit mir, aber du bist einer von den Schwachen, schwächer als das Borsten-gras am Fluß, das der Sturm zwar zu beugen, doch nicht zu zerbrechen vermag.“ Dschingis gab den Wächtern ein Zeichen und sagte dann: „Die schwachen Schafe in der Herde verderben auch die starken, verfahrt also mit ihm wie mit den schwachen Schafen: Erwürgt ihn!“

Und jedesmal, wenn dieses „Erwürgt ihn!“ in Tenggeris Gedanken gesprochen wurde, fiel die Sonne wie eine schwarze Kugel vom Himmel. Als diese Sonne aber rot und groß aus dem Fluß stieg, glaubte er zu träumen. Er hatte gar nicht bemerkt, daß der Sturm vorüber und die Nacht vorbei war, und

er hetzte voller Angst auf das Ufer zu und sah den Weißen mit seinen Stuten, und er wollte es nicht glauben, daß es der Schimmelhengst war, der da morgengrau vor der roten Scheibe stand und behaglich das Flußwasser soff.

Tenggeri sprang von seinem Braunen sofort auf den Rücken des edlen Chan-Pferdes. Er lachte und er weinte, und er wischte sich den Regen, den Schweiß und die Angst aus dem Gesicht, riß die Zobelfellmütze vom Kopf und warf sie vor Freude in den Himmel. Sie schwebte in den Fluß und trieb mit den Wellen davon, und ihm war, als hätte er den Tod fortgeworfen, denn ehe ihn die Wächter erwürgt hätten, hätten sie, dem Brauche nach, Mütze und Gürtel verlangt.

Langsam ritt er auf dem Schimmelhengst das Ufer entlang, jetzt stromabwärts, unter den von der Nacht zerzausten Ulmen. Sein Brauner und die Stuten des Weißen trabten gehorsam hinterher. Die Morgensonne färbte das Wasser des Onon rot. Erste Möwen krächzten, frühe Kraniche stelzten durchs nasse Gras.

Der schönste Morgen seines Lebens!

Tenggeri lächelte, tätschelte dem Weißen den Hals und sagte: „Solange ich dich sehe, lebe ich!“

Im Hauptlager warteten sie bereits auf ihn.

Oschab, ein Hirt, sagte: „Wir haben für dich schon gebetet, Tenggeri! Wo ein Tier mehr wert ist als ein Hirt, wird der Hirt nicht alt!“

Und Gärel, Oschabs Frau, meinte: „Dschingis-Chan wird wissen, weshalb er gerade dir sein edelstes Pferd anvertraut hat, er ist listig.“

Bei allen Göttern, dachte Tenggeri, er weiß es wirklich, der Chan, so, wie ich es weiß.

„Du solltest unseren Freund nicht immer wieder daran erinnern, Gärel“, tadelte Oschab und reichte Tenggeri ein Stück Schaffleisch sowie eine Schale voll Milch. „Wenn Wunden aufbrechen, heilen sie nie.“

Leise fragte Tenggeri: „Hat der Chan vielleicht damals doch nicht nach der Gerechtigkeit gehandelt?“

„Oh“, Oschab hob beschwörend die Hände und schaute ängstlich nach allen Seiten. Ein Stück ab schlug der Schmied auf glühende Pfeilspitzen; Funken sprühten, der Blasebalg fauchte wie ein großmäuliges Ungeheuer. Also sagte Oschab, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es der Schmied nicht hören konnte: „Oh, Tenggeri, schon für diese Frage könntest du zweimal getötet werden, denn der Chan sagt von sich, daß er nichts tut, ohne die Götter befragt zu haben, also handelt er im Namen der Götter. Können aber die Götter von einem Herrscher Ungerechtigkeit verlangen? Und ein Chan, der gegen die Götter handelt, muß der nicht die Götter gegen sich haben?“ Oschab ließ die Hände wieder sinken, lächelte und sagte: „Nein, nein, Tenggeri, die Götter sind mit unserem Chan und seinem Volk. Nur mit ihrer Hilfe vermochte der Herrscher alle Feldzüge zu gewinnen und das große Reich aller in Filzjurten lebenden Stämme zu gründen.“

„Vergiß den Schmerz“, sagte Gärel und füllte Milch nach.

Dann schwiegen sie, Oschab und Gärel, weil sie wußten, daß Tenggeri den Schmerz nicht mit der Milch hinunterzuschlucken vermochte, und Tenggeri schwieg, weil er sich zurückernierte an die Zeit, als er noch Knabe war. Sein Vater, genannt Chara-Tschono – Der Schwarze Wolf – kämpfte damals im Heer des Chans gegen das ferne und große Reich von Hsi-Hsia, von dem man gesagt hatte, daß es in ihm Städte aus Steinen geben solle, Paläste mit goldenen Säulen und goldbelegten Dächern. Aber der Vater war plötzlich in einer Nacht zurückgekehrt, allein und ohne daß der Krieg zu Ende gewesen wäre. Heimlich schlich er in die Jurte, weckte Mutter Goldblume und Tenggeri. Sie packten schnell das Notwendigste zusammen, ließen die Filzjurte am Platz und flohen mit den Pferden nach Norden. Tage und Nächte ritten sie, Nächte und Tage, bei Regen, bei Sonne, und dann mußten sie vor Erschöpfung

rasten. Das war an einem Bach mit drei Zedern.

„Ihr müßt wissen“, sagte Tenggeri leise zu Oschab und Gärel, „daß mein Vater die Zedern liebte. Er sagte von ihnen: ‘Zedern sterben nicht, sie wachsen aus Vergangenem ins Künftige, sie leben wie stumme Riesen unter uns, sind Zeugen der Zeiten. Und wenn sie der Wind zerzaust, beginnen sie zu erzählen wie die weißbärtigen alten Männer. Wer ihnen lauscht, wird weise, mein Sohn.’ Ja, so sagte mein Vater.“

Oschab und Gärel nickten verlegen, und die Frau rührte mit einem Knochenstab in dem brodelnden Topf mit Schaffleisch, und sie rührte viel länger, als es nötig gewesen wäre. Der Mann hingegen untersuchte seine Stiefel, obgleich er wußte, daß sie ganz neu waren. Aber sie kannten das schreckliche Ende der Geschichte: Zehn Reiter des Chans hatten sie eingeholt, Charatschono und Goldblume am Bach getötet, Tenggeri mit ins Hauptlager genommen.

„Und keiner vermag mir zu sagen, weshalb Vater und Mutter in dieser Nacht geflohen sind!“

„Ich möchte nicht zu denen gehören, die es gewußt haben könnten“, sagte Oschab und schürte sorgfältig das Feuer. „Übrigens: Wer sagt es schon dem Nächsten, wenn er aus dem Heere fliehen will? Und wer sagt gar noch, warum er es tun möchte? Der Chan ist streng, der Chan hat Zehntausende Ohren und Zehntausende Augen, die für ihn hören und sehen. Man sagt, er bezahle solche Dienste nicht schlecht.“

Unweit der Jurte grasten die Pferde, unter ihnen der Schimmelhengst. Beauftragte des Herrschers umritten die Herden und zählten die Tiere. Am längsten hielten sie sich beim Lieblingspferd des Chans auf; sie betrachteten den Weißen aufmerksam, blickten in sein Maul und ließen ihn einige Schritte gehen.

„Dein Vater war sogar einmal der Oberste der Leibwache“, sagte Gärel.

„Du bist still“, schimpfte Oschab, „bei euch Frauen sitzen die Worte zu locker. Ich kannte eine, die ist an einem einzigen

Wort gestorben, an einem einzigen! Sie hatte vor dem Chan statt Ja ihr Nein gesagt!“

Gärel griff sofort wieder zu dem Knochenstab und rührte in dem Topf. Oschab stand auf und lief zu den Pferden.

Tenggeri wußte, daß sein Vater Chara-Tschono der Oberste der Leibwache gewesen war, er wußte jedoch auch, daß er es später nicht mehr gewesen sein konnte. Nur die Gründe, die zur Absetzung geführt hatten, kannte er nicht. Und er dachte jetzt: Der Schimmelhengst ist schuld, daß ich wieder daran denke. Tenggeri blickte hinüber zum Lieblingspferd des Chans. Ein einzelner Reiter ritt heran, hielt vor Oschab und sprach mit ihm. Eine Weile darauf wies Oschab mit ausgestrecktem Arm zu Tenggeri.

„Er will zu mir“, sagte Tenggeri. „Seinem vornehmen Gewande nach ist er ein Bote des Chans.“

Gärel sprang erschreckt auf. „Zu dir? Vielleicht will er zu mir? Oh, was habe ich vorhin erst geredet. Der Schmied wird etwas gehört haben und...“

„...Ach was, Gärel, der Bote lächelt!“

„Lächelt, lächelt“, erregte sich die Frau, „soll er seine böse Kunde schon im Gesichte tragen?“

Der Reiter kam näher und sagte freundlich vom Pferd herab: „Ihr seid Tenggeri?“

„So ist es, Herr!“

„Der Stiefsohn des einstigen Chara-Tschono?“

„Ja, Herr!“ Das Pferd des Boten tänzelte ungeduldig. „Der große Chan läßt Euch rufen!“ Die Peitsche sauste hernieder, der Rappe machte einen Satz und verschwand mit dem Reiter zwischen den Zelten.

Mit einemmal merkte Tenggeri, daß er ganz allein vor der Jurte stand; Gärel war wegelaufen, wohl aus Furcht, und Oschab hantierte weit draußen an einer zerbrochenen Hürde, ohne sich umzusehen. Wie klein sie doch sind, wenn sie ein Schatten des Chans streift, dachte Tenggeri. In der vergange-

nen Nacht, als ich nach dem ausgebrochenen Schimmelhengst jagte, war ich in meinen schrecklichen Gedanken auch so winzig, winzig wie eine Zieselmaus, die um eine große Jurte huscht.

Ruhig stieg er in den Sattel und lachte. Ja, lachen mußt du, Tenggeri, und du mußt so groß bleiben wie du bist, lachen, denn du hast ein reines Herz und keine schlechten Gedanken, du bist stark und keiner von denen, die liegenbleiben, wenn sie gefallen sind.

„He, Schmied! Ihr müßt schneller auf die glühenden Spitzen schlagen. Der Chan hat mehr Feinde als Pfeile!“

„Es war wohl eine frohe Botschaft, die Euch vom Herrscher überbracht wurde?“

„Woher wißt Ihr?“

„Na, ich merke es an Eurem Spaß, den Ihr mit mir treibt!“

„Spaß? Ein Pfeil zuviel ist besser als ein Pfeil zuwenig. Das nennt Ihr Spaß?“

„O nein, o nein“, jammerte plötzlich der Schmied, trieb sofort seine Leute an, und nun hämmerte es wie wild, und der Blasebalg fauchte so kurzatmig wie die Lunge eines durstigen Hundes in der Hitze.

Froh darüber, die Angst des Schmiedes hervorgezaubert zu haben, ritt Tenggeri die breite Lagerstraße hinauf; er ritt gemächlich und lächelnd und nicht wie einer, den der Chan gerufen hatte. Unterwegs begegneten ihm schwankende Kamele mit schweren Lasten, Frauen mit Krügen und Karren mit Wasserfässern, die von mächtigen Yaks gezogen wurden. Einzelne Hammel, Ziegen und Hunde lagen im Staub und im Schatten der Jurten. Mit dem Rücken an einen warmen Stein gelehnt, hockte ein blinder alter Mann am Rande der Lagerstraße. Er sah aus wie ein Toter. Mit den Fetzen seiner Kleider spielte der Wind. Hinter ihm klapperten Kinder mit Schafsknochen.

„Wo habt Ihr Euer Augenlicht verloren, Alter?“ fragte Teng-

geri.

Der Mann hob ein wenig den Kopf. „In der Schlacht gegen die Merkiten, oben am Kilcho-Fluß.“

„Es ist schlimm, nichts zu sehen“, sagte Tenggeri und vergaß sein Lächeln.

„Schlimm? Es ist gut so, sehr gut; seitdem brauche ich nicht mehr zu sehen, was ich bis dahin sehen mußte. Schlimm ist nur, daß mich die Götter lange warten lassen, bis ich zu ihnen aufsteigen kann.“

„Und der Chan hat Euch auch vergessen?“

Der Blinde fuhr erschreckt zusammen, zitterte und sagte: „Wer seid Ihr, daß Ihr so fragen dürft?“

„Ich bin der Stiefsohn des einstigen Chara-Tschono, Alter!“

„Sagtet Ihr Chara-Tschono?“

„Ja.“

Der Blinde ließ sich seitwärts fallen und rief im Staube kriechend nach den Kindern. „Verrätersöhnchen, sollen mich deinetwegen die Wächter des Chans umbringen? Du zwitscherst hier sorglos wie ein Vogel herum, nur fliegen kannst du nicht. Nein, nein, dann will ich lieber solange warten, bis mich die Götter holen.“ Die Kinder hoben den Alten auf und führten ihn zu seiner Jurte.

Er ist kaum noch am Leben, dachte Tenggeri, aber die Angst schleppt er in seinen Tod hinüber. Und meinen Vater hat er gekannt. Wenn der Blinde nicht so feig wäre, könnte er mir von Vater vielleicht erzählen.

Inzwischen hatte Tenggeri das Haupttor erreicht, durch das die Straße in die Mitte des Lagers führte. Von nun an begleiteten ihn zwei Wächter, stumm und würdig, die ihn später, als er die große Palastjurte sah, zwei ebenso stummen und würdigen Wächtern übergaben. Aber auch sie geleiteten ihn nicht bis zum Herrscher, sondern nur zu einer kleineren Jurte, wo er von einem Diener in blauem Gewande empfangen wurde.

„Steigt ab!“ sagte der Bedienstete. Ein anderer übernahm das

Pferd und führte es weg.

Der Diener fragte: „Haltet Ihr in Euren Kleidern einen Dolch, eine Nadel oder einen ähnlichen Gegenstand verborgen?“

„Nein.“

„Dann kommt herein und legt die Kleider ab, damit ich Eure Worte nachprüfen kann!“

„Oh, Ihr mißtraut mir?“

„Ich tue, was der Chan befiehlt.“

„Und mir gegenüber befahl er Mißtrauen, weil mein Stiefvater eines...“

„....Der Chan befiehlt kein Mißtrauen, sondern Sicherheit!“

„Von allen?“

„Von vielen!“

„Also mißtraut er den meisten!“

Der Diener blickte Tenggeri vorwurfsvoll an und sagte ruhig: „Wenn Ihr tausend Hühnereier vor Euch liegen habt und damit rechnen müßt, daß drei davon schlecht sind, wieviel müßt Ihr untersuchen, um die drei zu finden?“

Natürlich alle, dachte Tenggeri, schwieg lächelnd und zog sich gehorsam aus.

„Ich danke Euch für das Schweigen“, sagte der Diener, „denn schweigend sagt Ihr mehr als redend!“ Bedächtig griff er die Kleider ab, und seine Finger liefen geschickt die Nähte entlang, schlüpften in Falten, verschwanden in Taschen. „Was ich nicht finde, sehen nur noch die Götter! – Ihr dürft Euch wieder anziehen!“

Er ist glitschig wie ein Fisch, dachte Tenggeri und trat aus der Jurte.

„Kommt!“ sagte ein anderer Diener und führte ihn zum Palastzelt des Chans. Und tatsächlich, anfangs sah es aus, wie es sich Tenggeri in der vergangenen Nacht vorgestellt hatte: Dschingis saß vor seinem Palast auf einer seidenen Matte, allerdings umstanden ihn keine Wächter mit Wolfsaugen und blitzenden Schwertern – die hielten sich abseits –, sondern

seine Gemahlin Borte weilte bei ihm und reichte dem Herrscher mit beiden Händen eine große goldene Schale voll Kumys. Er trank hastig, und es sah unbeherrscht und gierig aus; auf seiner breiten Stirn glänzten viele Schweißperlen im Sonnenlicht. Als er die Schale keuchend absetzte, wischte er sich mit dem himmelblauen Rockärmel den Schaum der Stutenmilch aus seinem rötlichen Bart und erblickte Tenggeri: „Ah, da ist er, den ich fast vergessen hatte.“ Dschingis gab seiner Gemahlin Borte die leere goldene Schale zurück.

„Ihr habt mich rufen lassen, mein Chan!“

„Und Ihr seid sofort gekommen!“

„Muß man es nicht, wenn der Chan ruft?“

„Doch doch, die ich zweimal rief, sind nicht mehr am Leben. Es geschah nur einmal, daß ich mich an dieses Gesetz nicht hielt, und weil ich diesen Mann schonte, straften mich die Götter, indem sie diesen Mann verleiteten, später aus meinem Heer zu fliehen. Dabei war er mein bester Freund gewesen; wir hatten in unserer Jugend, als ich nicht mehr besaß als neun Pferde, sechs Hammel und eine traurige Mutter, kostbare Dolche getauscht und uns geschworen, daß der eine den andern töte, falls der andre dem einen untreu werde.“

„Sprecht Ihr von meinem Vater, mein Chan?“ Dschingis erhob sich und trat einige Schritte auf Tenggeri zu. „Daß Ihr lebt, verdankt Ihr jener Tatsache, daß er nicht der Vater Eures Blutes gewesen ist. Dieser Mann hatte Euch als elternlosen Knaben nach der großen Schlacht am oberen Onon zwischen den Toten und Sterbenden gefunden und mit in seine Jurte genommen. Wäre er hingegen der Vater Eures Blutes gewesen, hättet Ihr mit ihm und der Frau, die Ihr Mutter nanntet, sterben müssen, und zwar nach dem Gesetz und der Kraft des Ewig blauen Himmels.“

Der Chan flüsterte mit seiner Gemahlin, worauf Borte den Platz verließ und im Palastzelt verschwand.

Aus der Runde der Heerführer, die einige Schritte hinter dem

Herrsscher um einen Weintrog hockten, rief Dschutschi: „Mein Vater, weshalb redet Ihr von einem, der nichts als einen schwarzen Fleck in der Steppe hinterließ, einen Fleck, den der Regen längst fortspülte?“

Der Chan setzte sich wieder auf die seidene Matte.

Tenggeri hatte den Mund offen, und er wollte etwas sagen, aber er wußte nicht, wie er die Worte wählen sollte, ohne Dschingis zu reizen.

„Sprecht“, forderte der Herrsscher, „ich liebe die offene Rede. Nur was ich nicht höre und nicht sehe, vermag mir gefährlich zu werden.“

„Mein Stiefvater und meine Stiefmutter waren gut zu mir, und sie ernährten mich auch, mein Chan“, sagte Tenggeri laut.

Der Herrsscher antwortete sanft:

„Ernährt nicht auch der gelbe Schakal seine Jungen? Er sorgt und sorgt für sie, bis sie so stark sind, daß sie an seinen hinterlistigen Raubzügen teilnehmen können.“

Tenggeri überlegte blitzschnell und sagte: „Ernährt der gelbe Schakal aber auch Junge, die nicht seines Blutes sind, mein Chan?“

„Oh“, rief Dschutschi, „er weiß auch klug zu reden, mein Vater! Laßt endlich den Schmutz und sagt ihm, weshalb Ihr ihn habt rufen lassen. Er verdient die Freude!“ Der Heerführer erhob sich und kam mit einem silbernen Becher voll Wein zu Tenggeri. „Trinkt! Ich habe es gern, wenn einer den klugen Worten meines Vaters noch klügere entgegengesetzt!“

Tenggeri verneigte sich dem Brauche nach und sagte: „Ich trinke auf Eure Gerechtigkeit!“

„Ich habe Euch rufen lassen“, begann der Chan, „um dies zu sagen: Vor Jahren befahl ich, den Schimmelhengst, mein Lieblingspferd, der Herde zuzuführen, die Ihr zu beschützen habt. Diese List sollte mir meine Frage beantworten: Was ist jener für ein Mensch, der einst aus der Schale eines Verräters gegessen hat? Mußte ich nicht fürchten, daß er mit den

Speisen, die der Verräter mit ihm teilte, auch dessen Gedanken aufnahm? Mußte ich nicht fürchten, daß er mit den Getränken, die der Verräter ihm vorsetzte, auch dessen Gift trank? Und jetzt weiß ich dies: Ihr habt meinen Schimmelhengst bewacht, wie Ihr mich bewacht hättet, also seid Ihr mir treu geblieben, wie Ihr ihm treu geblieben seid. In lausenden Nächten habt Ihr mit ihm gefroren und mit ihm vor Kälte gezittert, Ihr habt die tückischen Wölfe von ihm abgehalten, wie meine Krieger die Feinde von mir abhalten. Und als in der vergangenen Nacht der eisige Sturm über uns herfiel und alles zu Boden warf, seid Ihr, Tenggeri, so lange geritten, bis Ihr den ausgebrochenen Weißen wiedergefunden und gefangen hattet. Also seid Ihr tapfer und zäh.“

Der Chan rief nach Dschutschi und verlangte einen neuen Becher voll Wein.

Er nennt mich tapfer, dachte Tenggeri, dabei war es nur die Angst, die mich tapfer sein ließ, so, wie es nur die Angst war, die den Schmied zur Eile antrieb und den Blinden in den Staub drückte.

Dschutschi brachte lächelnd den Wein.

Dann sagte der Herrscher: „Den Oberbefehl über die Heere gebe ich denen, die weise sind, die Tapferen mache ich zu Kriegern, den Schlauen und Listigen vertraue ich das Gepäck an, und die Unwissenden bleiben meine Hirten. Ihr aber, Tenggeri, seid die Jahre über tapfer gewesen, aus dem Knaben ist ein Jüngling geworden, also mache ich Euch zu einem meiner Krieger. Tretet in die Zehnerreihe!“

„Ich danke Euch, mein Chan!“

Dschingis gab einem Diener ein Zeichen, worauf dieser einem zweiten Diener winkte, der ein prächtiges Pferd heranführte. „Ihr dürft Euch entfernen!“ sagte Dschutschi.

Tenggeri zögerte einen Augenblick und sagte entsetzt: „Das ist nicht mein Pferd, nein, dieses Pferd gehört mir nicht, man hat es verwechselt.“

„Es ist das Geschenk des Chans!“ antwortete Dschutschi.  
„Ich sehe Euch sehr erstaunt! Habt Ihr es nicht verdient nach den Jahren der Treue?“

Tenggeri blickte sich um, aber der Herrscher war gegangen, und der Platz mit der seidenen Matte, auf der er gesessen hatte, lag bereits im Schatten. „Als ich hierher kam“, sagte Tenggeri, „sprach ich mit einem Blinden, der traurig und wie ein Toter an einem warmen Stein lehnte. Er erzählte mir, daß er sein Augenlicht während der Schlacht am Kilcho verloren hätte. Mein Verdienst, gemessen an dem seinen, ist also viel zu gering, als daß es belohnt werden müßte; ich meine, der Chan sollte ihn beschenken!“

„Das wäre den Toten gegenüber ungerecht“, antwortete Dschutschi. „Tausende Krieger gaben für den Chan ihr Leben. Vermag er sie noch zu beschenken? Und dann: Betreut der Hirt ein Pferd, das nur noch drei Beine hat und nicht mehr geritten werden kann? Soll er es füttern, weil es ihn einst trug, oder soll er nicht lieber denen mehr Futter geben, die ihn jetzt tragen?“ Dschutschi hatte die letzten Worte laut und im Weggehen gesprochen, und er drehte sich auch nicht mehr um, als Tenggeri auf das Pferd stieg und über den Platz ritt. Vor der kleinen Jurte, in der er sich vorhin hatte entkleiden müssen, stand wieder der Diener im blauen Gewande. „Ich sehe, der gütige Herrscher hat Euch beschenkt?“

„Ja, für meine Verdienste“, antwortete Tenggeri lachend.

Der Diener, durch das Wort „Verdienste“ aus Tenggeris Mund etwas gekränkt, antwortete: „Auch mich hat er neulich wegen meiner Verdienste beschenkt. Er schickte mir zum Vollmondsfest eine fette Ziege, damit wir es feiern konnten!“

„Eine Ziege? Sonderbar“, antwortete Tenggeri, „mich beschenkte er mit einem kostbaren Pferd, weil ich seinen Schimmelhengst schützte; Ihr aber, der Ihr mit Euren flinken Händen täglich in fremden Kleidern wühlen müßt und damit das goldene Leben des Herrschers schützt, belohnt er nur mit

einer fetten Ziege.“

„Was der Chan tut, ist gerecht“, verteidigte sich der Diener.

„Ich habe nicht daran gezweifelt“, erwiderte Tenggeri spöttisch und ritt hinunter zum Tor. Nun trabte er auf seinem kostbaren Pferd die Lagerstraße entlang, nebenher lief sein alter Brauner. Als er bei dem Stein anlangte, vor dem der Blinde gesessen hatte, stieg er ab und ging zur Jurte des Mannes. „He, schlaft Ihr oder verkriecht Ihr Euch noch immer aus Angst vor meinen Worten?“

„Seid Ihr schon wieder da?“

„Ja, mit einem Pferd ritt ich zum Chan, mit zwei Pferden komme ich zurück!“

„Ihr lügt! Ihr wollt mich ins Unglück stoßen mit Eurem Geschwätz“, flüsterte der Alte ängstlich.

„Im Gegenteil, Väterchen, ich will Euch meinen Braunen bringen; tauscht ihn gegen einige Hammel, und Ihr habt ein Jahr lang keine Sorgen.“

Der Blinde kroch aus der Jurte und sagte: „Also hat mich der Chan doch nicht vergessen! Er schickt mir das Pferd! Und Ihr habt mit ihm über mich gesprochen! Ist es so, Bruder?“

„Nein, ich schenke Euch mein Pferd; der Chan gab mir ein besseres. Und gesprochen habe ich auch nicht mit dem Herrscher über Euch, nur – seinem Sohn, dem Dschutschi, erzählte ich, was Euch widerfahren ist.“

„Und was antwortete Dschutschi?“

„Das: ‘Betreut der Hirt ein Pferd, das nur noch drei Beine hat und nicht mehr geritten werden kann? Soll er es füttern, weil es ihn einst trug, oder soll er nicht lieber denen mehr Futter geben, die ihn jetzt tragen?’“

Schweigend rutschte der Blinde zurück ins Dunkel und dachte: Mein Vater, der noch Jessughei diente, erzählte mir oft, wie zu jener Zeit das Alter, der Brauch und die Sitte geachtet waren. Jessugheis Sohn aber, Dschingis, hat die Gesetze der Vorzeit vergessen und neue geschaffen.

„Wollt Ihr mir nicht etwas sagen?“ fragte Tenggeri. „Ihr kenntet meinen Vater?“

„Ich danke Euch für das Pferd! Wenn Ihr wollt, daß ich dafür rede, nehmt es wieder mit!“

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Vor dem Onon hing ein dünner Nebelstreifen, aus dem die mächtigen Uferbäume ragten. Schafe und Ziegen standen dicht aneinandergedrängt bei den Zelten, schwarze Hunde umkreisten sie.

Oschab und Gärel saßen vor dem Feuer, und als sie Tenggeri mit dem prächtigen Pferd kommen sahen, rief Gärel: „Nun brauchen wir uns wohl nicht mehr zu fürchten?“

„Ihr meint wegen des Geschenkes?“

„Ein solch kostbares Pferd!“ betonte Oschab und betrachtete das Tier, prüfte seine Zähne, strich lächelnd über den gebogenen Schweif. „Komm in die Jurte und iß mit uns!“

„Und beim nächsten Boten lauft ihr wieder fort“, sagte Tenggeri scherhaft.

„Kommt noch einer?“ Gärel stand vor der kleinen Tür, als wolle sie Tenggeri jetzt nicht mehr hereinlassen.

„Weiß ich's? Weshalb sollte es der letzte gewesen sein! Wer schenkt, fordert manchmal auch!“ Gebückt schlüpften sie nacheinander in die Filzjurte. Neugierig lauschten sie den Worten Tenggeris? und er vergaß nichts zu erzählen, nicht die Begegnung mit dem Blinden, nicht die Gespräche mit dem Diener.

„Und du hast richtigen Chan-Wein getrunken?“ fragte Garel.

„Ja, einen ganzen Trog voll hatten die Heerführer um Dschutschi vor sich stehen.“

Als Oschab behauptete, dieser Wein schmecke besser als die Stutenmilch und würde viel lustiger machen, so sagten wenigstens die Diener, meinte Tenggeri: „Er sieht aus wie das Wasser des Onon, aber er schmeckt nicht so gut.“

Gärel und Oschab lachten, und Gärel sagte: „Ach was, das kommt daher, weil wir den Wein nicht gewohnt sind. Das ist wie mit den Süßigkeiten, die die chinesischen Händler immer verteilen. Als ich das erstemal solch einen Würfel in den Mund warf, spuckte ich ihn gleich wieder aus, so ekelte ich mich. Und heut? Einen Seidenbeutel voll könnte ich lutschen!“

Plötzlich öffnete sich die kleine Jurtentür, und der Schmied schob seinen Kopf durch den Spalt: „Ich sah Euch mit dem edlen Pferd zurückkehren, Jüngling, und ich...“

„....Setzt Euch zu uns, Schmied!“

„Gern, gern, Oschab. Der Jüngling erzählt von seinem Besuch im Palast des Herrschers?“

Tenggeri nickte und dachte: Die Furcht treibt ihn her. „Ihr habt heut sicher mehr Spitzen geschlagen als gestern?“

„Viel mehr, viel, viel mehr“, antwortete der Schmied und schnaufte dabei wie sein Blasebalg. „Hat der Herrscher vielleicht nach mir gefragt?“

„Ja“, log Tenggeri, „so ganz beiläufig erkundigte er sich nach Euch, und ich sagte ihm, daß Ihr sehr fleißig seid.“

„Dafür danke ich. Die Götter mögen Euch auch wohlgesinnt sein.“

„Ihr wollt schon wieder gehen?“ fragte Gärel.

„Meine Frau wartet; ich will sie mit der Kunde erfreuen; wir werden dann gut schlafen!“ Geduckt schlich er wieder nach draußen. Ein Mondstrahl fiel schräg durch die Tür und machte die Gesichter bleich.

Einem die Angst zu nehmen ist ebenso leicht, wie sie ihm einzuflößen, dachte Tenggeri. Eine Weile darauf verließ auch er die Jurte. Das Gras war schon feucht und der Abend kühl. In Pelze gehüllt, hockten die Hirten bei den Herden, und es war seit langen Jahren die erste Nacht, die Tenggeri nicht mit den Tieren in der Steppe verbrachte.

Ein Mann trat aus dem Mondschatten auf ihn zu und sagte: „Erschreckt nicht. Ich wußte ja, daß Ihr hier vorbeikommen

müßt, und da habe ich gewartet!“

„Ihr seid doch wieder der Schmied!“

„Ja, ich schämte mich vorhin, zweimal zu fragen, weil ich vor den anderen nicht den Eindruck erwecken wollte, daß ich Euch mißtraue, aber sagt mir, habt Ihr auch wirklich dem Chan berichtet, daß ich sehr fleißig bin?“

„Wirklich!“

„Ich dachte, wenn man so jung ist, wie Ihr es seid, treibt man mit dem Alter gern Spaß.“

„Nein, ich habe es ihm wirklich gesagt!“

„Dann ist es gut!“

Während der Alte wieder verschwand, dachte Tenggeri, meine Lüge bringt ihm keinen Schaden, sondern Ruhe und Glück. Und er wird nie erfahren, daß ich log, denn Schmiede gibt's im Hauptlager mehr, als sich der Chan merken könnte.

## Der Sohn des Himmels

Einen halben Tagesritt vom Hauptlager entfernt erhebt sich am Ostufer des Onon eine hohe Felswand, die dem Strom bis zur nächsten Biegung folgt und dann sanft in die Steppe abfällt. Dort, wo sie dem blauen Himmel am nächsten ist, umkreisen Adler die schroffen Gipfel und fallen wie große schwere Tropfen in ihre Horste herab.

Dschingis-Chan erinnerte sich dieser seltsamen Wand aus Stein, als ihm Boten meldeten, eine Gesandtschaft aus dem Reiche Chin wäre zu ihm unterwegs, um eine bedeutende Nachricht zu überbringen. Er befahl den Handwerkern, lange Sturmleitern anzufertigen, und als das geschehen war, sah man Tag für Tag eine andere Tausendschaft zum Flusse reiten und wieder zurückkehren.

Bald ritt auch Tenggeri, nun vom Hirt zum Krieger erhoben, mit zum Onon. Er war weder traurig noch froh, eher neugierig darauf, wie ihm das Leben in der Zehnerreihe gefallen würde.

Manchmal neckten sie ihn wegen seines kostbaren Pferdes, und sie sagten: „Er dient nur in der Reihe, aber sein Rappe ist mehr wert als alle neun andern zusammen.“

Der Zehnerführer hingegen, er hieß Bat und war immer darauf bedacht, keine Uneinigkeit aufkommen zu lassen, meinte dann freundlich: „Er hat dem Chan gedient und ist belohnt worden, und er hat ihm so gut gedient, daß er auch so gut belohnt werden konnte. Wer hindert Euch also, ihm nachzueifern?“ Der Zehnerführer trat an Tenggeri heran und sagte nachdenklich: „Übrigens, wie war doch dein Name?“

„Tenggeri!“

„Tenggeri!“ wiederholte Bat. „Du kommst mir bekannt vor. Warte mal, gleich hat es der alte Bat“, murmelte er. „Und das Pferd hast du doch wirklich vom Chan geschenkt bekommen?“

„Aber ja, Bat!“

„Schon gut! Wenn du das Pferd wirklich vom Chan geschenkt bekommen hast, kannst du nicht der sein, an den ich dachte, denn ihm würde er kein Pferd schenken.“

„Mein Name ist selten, Bat!“

„Eben deshalb erinnerte ich mich!“

„Und an was?“

„O nichts, gar nichts“, der Zehnerführer wandte sich um, „man hat so Erinnerungen, nicht wahr?“

Am Westufer des Stroms wucherte dorniges Gestrüpp. Hier saßen sie ab, und auf ein Kommando hin durchwateten sie den an dieser Stelle sehr breiten, aber seichten Fluß, lehnten die Sturmleitern an die Felswand und kletterten hinauf. Von der letzten Sprosse sprangen sie ins zerklüftete Gestein und stürmten mit drohendem Feldgeschrei die Gipfel, ohne von einem Feind aufgehalten zu werden; lediglich die erschreckten Adler stiegen mit gebreiteten Schwingen und vorgestrecktem Kopf aus ihren Horsten, flatterten wütend zum Himmel auf, kreisten über den Kriegern des Chans, ließen sich plötzlich fallen, griffen an, wichen zurück, um an anderer Stelle erneut anzugreifen. Es war schwer, den Tieren mit Pfeilen beizukommen, und es war noch schwerer für jene, die schon auf der Sturmleiter von den Adlern überrascht wurden. Schreiend stürzte manch Krieger hinab in den Fluß, und das Wasser des Onon floß still dahin, über die Toten hinweg, über die Toten ohne Augen. Und alles war nur ein Spiel des Chans, bloß die Toten waren richtig tot, und die Adler waren wirklich da, und unten floß der Fluß wie eh und je an der langen Wand aus Stein entlang.

Bat lachte. Der Zehnerführer Bat lachte oben hinter dem Gipfel und sagte: „Fliegende Chinesen! Ein prächtiges Spiel des Chans!“

„Chinesen?“ fragte Tenggeri.

Bat stieg auf einen Stein und sagte zu seinen neun Kriegern:

„Zwischen dem Reich der Mongolen und dem Reiche Chin erhebt sich eine große Mauer, welche die Chinesen zu ihrem Schutze erbaut haben. Falls es mit ihnen zum Kriege kommt, müssen wir diese Mauer stürmen. Um nun aber vorbereitet zu sein, lässt uns der Chan hier an der Felswand diese Kampfesweise erproben. Na, und als Feind dienen uns die fliegenden Chinesen, also die Adler, denn eins wird dort wie hier von Bedeutung sein: Nur wer auf der Sturmleiter unverletzt die oberste Sprosse erreicht, wird den Feind auf und hinter der Mauer bekämpfen können.“ Bat sprang von dem Stein und befahl seinen Soldaten, ans jenseitige Ufer des Onon zurückzukehren. Auch die neunundneunzig übrigen Zehnergruppen kehrten zurück, und alle warteten auf das Kommando des Tausendschaftsführers. Als dieser das Zeichen gab und der Donner der Pauken erklang, durchquerten sie wieder den Fluß, stürmten wieder die Leitern hoch, kämpften wieder gegen die zornigen Adler und gewannen diesmal schon schneller die Gipfel.

„Seht ihn euch an“, rief Bat und zeigte auf Tenggeri, „er ist der Jüngste unter uns. Als letzter wurde er in unsere Reihe aufgenommen, und als erster erreichte er jetzt die oberste Sprosse. Er war also der schnellste!“

Tenggeri aber, beschämt über dieses Lob, sagte: „Die Angst verlieh mir Flügel.“

„Die Angst?“ Bat blickte drohend. „Wenn dich der Wolf angreift, triffst du dann auch nur aus Furcht, oder läufst du gar aus Furcht davon und glaubst, schneller als der Wolf zu sein?“

„Ich war Hirt, lieber Bat! Habt Ihr schon einmal von einem Hirten gehört, der vor Wölfen davonläuft? Aber auf der Sturmleiter ist das anders: Ich dachte plötzlich an einen Blinden, den ich kenne, und an die Soldaten ohne Augen, die unten im Flusse liegen, und deshalb war ich der schnellste!“

Bat lachte wieder. „Gut, sehr gut, Tenggeri, diese Art von Angst ist nützlich, sie dient dem Chan; es gibt aber noch eine

zweite Angst, nämlich jene, die dich zurückhält, überhaupt auf die Leiter zu steigen, und diese Angst ist tödlich!“

„Oh, ich bin nicht feige, Bat, ich diene dem Chan, auch wenn mich manchmal die Furcht plagt!“

Nachdem sie abermals und immer wieder ans jenseitige Ufer zurückgekehrt waren und jedesmal von neuem auf den Sturmleitern die steinerne Wand überwunden hatten, versank die Sonne in der Steppe, und bald darauf stieg der volle Mond aus einem Busch junger Lärchen, die am Eingang einer Schlucht im Windschatten wuchsen. Auf den Gipfeln loderten hundert Feuer, um sie saßen die Zehnerführer mit ihren Soldaten, essend und trinkend, schwatzend und singend.

In Tenggeris Gruppe war Bat der Älteste. Er hatte alle Kriege mitgemacht und vermochte jede Schlacht mit einer Narbe zu belegen. Stolz zeigte er sie am Feuer, und er saß dann nackt da. Die übrigen neun Krieger bestaunten die Male der Tapferkeit, manche mitleidig, manche neidvoll, denn keiner hatte bisher an einem Kampf teilgenommen. Am Ende von Bats Erzählungen stand immer der Satz: „Ja, ja, ich reite jetzt schon das neunzehnte Pferd; die vorangegangenen achtzehn sind mit den toten Kriegern des Chans zu den Göttern geritten. Nachts jagen sie über den Himmel und begleiten unsere Gedanken.“ Danach hielt er für gewöhnlich noch seine Hände hin und fragte: „Seht ihr was?“

Aber es war nichts zu sehen, und alle schüttelten die Köpfe, um zu bestätigen, daß sie nichts sahen. Und manche untersuchten die Hände ganz genau, da Bat genüßvoll eine Weile schwieg, aber auch sie fanden nichts, gar nichts. Bat lachte. „Da ist nichts zu sehen! Doch die Merkiten hatten mich mal gefangengenommen. Sie steckten mir Schafsmist zwischen die Hände und banden sie fest und stellten mich in die Sonne, Aber“, und Bat streckte sich, drückte die Brust hervor, „noch bevor die Würmer mir das Fleisch von den Knochen fraßen, wurde ich von des Chans Leuten befreit. Und deshalb, Krieger,

ist an meinen Händen nichts zu sehen.“

„Und Ihr hattet keine Angst, Bat?“ fragte Tenggeri.

„Nie hatte ich Angst! Nie!“ schrie Bat.

„Nie?“

„Nie!“ Bat sprang auf. „Du zweifelst an meinen Worten? Willst du sagen, ich lüge?“ Erregt riß der Zehnerführer seinen Dolch aus der Scheide. „Du wärst der erste, der das zu behaupten wagt.“

„Ich habe gefragt, ob Ihr Angst hattet, und ich habe zweimal gefragt, ob Ihr Angst hattet, Bat, aber ich habe nicht gesagt, daß Ihr lügt! Mich wundert nur, daß Ihr so unmäßig schreit, wenn es die Wahrheit ist.“

„Euer Zweifel trieb mir das Blut in den Kopf.“ Er setzte sich wieder in die Runde und sah in die Gesichter der anderen, aber in ihnen fand er nicht den Zweifel Tenggeris, höchstens Gleichgültigkeit und bei einigen Erstaunen über den Wortwechsel.

Und er lügt doch, dachte Tenggeri, seine Stimme verrät ihn. Ich werde aber schweigen; Schweigen kann in solch einem Augenblick wie eine Anklage sein. Tenggeri schürte das Feuer, warf den Dung wilder Schafe in die Glut und zerbrach die dünnen Stengel des Gestrüpps, das hier oben in der Sonne ausgedörrt war. Und da die übrigen auch schwiegen, war nur das Zerbrechen der dünnen Stengel zu hören oder das Lachen und Singen von den Nachbarfeuern. Einige Soldaten waren sogar eingeschlafen.

Diese vorwurfsvolle Stille zwang Bat, etwas zu sagen, und er sagte lauernd: „Du hast heut schon einmal von Angst gesprochen, und vorhin hast du wieder davon geredet. Redest du nicht etwas zuviel von Angst, anstatt die Tapferkeit zu loben?“

„Meine Angst hat noch keinem geschadet, Bat. Und dann: Meint Ihr vielleicht, der Chan hätte mir das Pferd geschenkt, weil ich ein Feigling bin?“

Die Erwähnung des Chan-Geschenks hieß Bat vorsichtig

sein. Er sagte leise: „Schon gut, schon gut, Tenggeri; mit meinen hitzigen Worten ist es mir wie einem Hammel ergangen, der erschrickt, losläuft, stehenbleibt und gar nicht weiß, wovor er erschrocken ist!“ Nun legte sich auch Bat und deckte sein Gesicht mit der spitzen Mütze zu.

Über die Gipfel kroch Nachtkühle. Der Mond schwebte hoch dahin, und die Steppe erbleichte unter seinem fahlen Licht. Nur das Platschen des Flußwassers hörte Tenggeri, und er dachte, das Wasser ist so kalt wie die Toten darin. Sie waren zu langsam auf der Sturmleiter und hatten nicht mit der Schnelligkeit der Adler und der List des Chans gerechnet. Und Bat lügt. So zerdachte Tenggeri die Nacht, schlief nicht, starrte in den Himmel, lächelte über einen Gedanken, der ihm eben gekommen war.

Eine Weile darauf schrie Bat aus dem Schlaf: „Die Chinesen sind da! Die Chinesen!“

„Ihr träumt, Zehnerführer“, sagte ein anderer, während sich Tenggeri schlafend stellte.

„Ich brenne! Die Chinesen...!“

Bat tanzte und hüpfte auf den Steinen, schlug auf die kleinen Flammen, die an seinen Kleidern züngelten.

„Er brennt wirklich!“ Die Krieger sprangen auf, und auch Tenggeri rief jetzt: „Vielleicht sind es doch die Chinesen. Man sagt, sie werfen mit Feuer nach den Feinden!“

„Die Chinesen sind da!“ schrie Bat. „Weckt die andern! Die Chinesen sind da!“ Bald danach schwärzte die Tausendschaft aus, durchsuchte Mulden und Schluchten, fand überall nur Steine, Gras und Büsche, aber keine Chinesen. Lachend kehrten die Soldaten zurück, und viele spotteten über den Zehnerführer Bat, sagten: „Er hat die Angst mit in seinen Schlaf genommen. Das ist alles.“

„So, und meine Kleider, die brannten dann wohl vor Angst? Habt ihr schon einmal erlebt, daß man mit Angst etwas anzünden kann, na?“

Die anderen erklärten reihum, es könnte nur der Gipfelwind gewesen sein, der einige Funken auf die Kleidung von Bat geblasen habe.

„Aber man erzählt, die Chinesen werfen wirklich mit Feuer nach den Feinden“, sagte Tenggeri und verbarg sein Lächeln hinter einem ernsten Gesicht. „Nun sind jedoch keine Chinesen da, also ist es der Wind gewesen. Und wer kann schon für seine Träume?“

Bat machte ein zufriedenes Gesicht, und die Krieger entfernten sich wieder, liefen zu ihren Feuern. Von Zeit zu Zeit erklang noch ihr spöttisches Lachen, und jedesmal, wenn es erscholl, zuckte Bat zusammen und schaute verlegen zu Tenggeri.

„Laßt ihnen den Spott“, sagte Tenggeri sanft, „sie lachen nur über Eure Angst, mit der Ihr aus dem Traum hochgefahren seid.“

„Angst?“ schrie Bat erregt.

„Wollt Ihr sagen, Zehnerführer“, antwortete Tenggeri ganz leise, „daß es in der Macht des einzelnen steht, die Angst im Traum zu verjagen?“

„Natürlich nicht! Da hast du recht. Man kann da gar nichts gegen tun, gar nichts!“

„Seht Ihr!“ Tenggeri legte sich hin, und Bat tat es ihm gleich. Nur ihre Gedanken waren verschieden. Während Bat dachte, ich glaube, dieser Tenggeri hat mich eben überlistet, indem er seine Worte so lange wendete, bis sie das sagten, was er sich von Anfang an vorgenommen hatte, dachte Tenggeri, dieser Bat wird nie erfahren, daß ich es war, der mit dem Dolch die Glut aus dem Feuer riß und sie ihm auf die Kleider warf.

Am Morgen stieß ein Bote zu der heimkehrenden Tausendschaft und meldete, daß die chinesischen Gesandten bald das Hauptlager erreichen würden und der Chan befohlen habe, die Sturmleitern sofort zu verstecken, damit die Leute aus dem Reiche Chin keinen Verdacht schöpften.

Dschingis selbst hatte mit seinem Gefolge die Zeltstadt inzwischen verlassen und sich in die westliche Steppe begeben, an einen Platz mit magerem Gras und verwittertem Gestein. Das war kein Ort, hohe Gesandte zu empfangen, aber der Chan sagte lächelnd: „Ich will sie erschrecken, und erniedrigen will ich sie, noch bevor wir auch nur ein einziges Wort gewechselt haben.“

„Sollen wir nicht wenigstens eine Jurte aufstellen lassen, Vater?“ fragte Dschutschi.

„Ja, eine Jurte, eine gewöhnliche, enge, rauchgeschwärzte Jurte mit vom Wind zerfressenen Filzdecken. Halten die Chinesen uns nicht für Barbaren? Blicken sie nicht gering-schätzig auf uns herab, weil wir in Zelten wohnen und Nomaden sind? Also werde ich sie nicht in meinem goldenen Palast, sondern hier auf diesem schmucklosen Platz empfangen, mitten im Dung von Schafen und Pferden.“

Die Heerführer nickten beifällig, und Dschutschi sagte: „Sollen wir dir, Vater, die rote Seidenmatte auslegen lassen oder die blaue?“

„Seide? Wie nennen sie mich im Reiche Chin insgeheim? Den Barbarenhäuptling! Thront aber ein Barbarenhäuptling auf seidenen Matten? Legt mir das gewöhnlichste Yakfell hin, damit ich mich darauf setze wie ein Hirt, wenn die Erde hartgefroren ist. Für die Chinesen haltet ärmliche Ziegenfelle bereit, denen die Haare ausgehen, damit der Kaiser in Yenping<sup>1</sup> nach ihrer Heimkehr noch sieht, worauf ich sie sitzen ließ.“

Die Gesandten aus dem Reiche Chin näherten sich vom Südosten her jenem Platz, den Dschingis-Chan zu diesem Zweck gewählt hatte; sie ritten auf Kamelen und Pferden, und auf dem weiten Weg durch Wüste und Steppe hatten sie ihren Stolz verloren. So standen sie ermattet vor dem Chan, und der Chan lächelte triumphierend, blickte in die staubigen Gesichter, in die entzündeten Augen, auf die salzweißen Lippen.

---

<sup>1</sup> das spätere Peking

Dschingis gab seinem Sohn Dschutschi ein Zeichen, worauf dieser sich an die Gesandten wandte und sagte: „Ihr dürft sprechen!“

Der Älteste der Abordnung, ein Mann im roten Gewand, das mit goldenen Fäden bestickt war, trat vor, und er tat es so feierlich, als wolle er zeigen, daß er immerhin noch soviel Kraft besaß, auch im Unglück ein gewisses Maß an Würde zu wahren. Ruhig sagte er: „Der Norden unseres großen Reiches Chin hat einen neuen Kaiser erhalten. Dieser SOHN DES HIMMELS verlangt von Euch, der Ihr Häuptling über verschiedene Stämme in der Steppe...“

„...Häuptling?“ brüllte Dschingis drohend.

„Ja, er hat Häuptling gesagt“, rief ein mongolischer Heerführer aus dem Gefolge.

Der chinesische Gesandte schwieg. Ihm war verboten, etwas anderes zu sagen, als ihm sein Kaiser aufgetragen hatte.

„Mein Vater ist Cha-Chan“, sagte Dschutschi, „Oberhaupt über alle in der Steppe lebenden Stämme, die er zu einem großen Volk vereint hat, dem Volk der Mongolen!“

Da der chinesische Gesandte noch immer schwieg und damit dem Zeremoniell gehorchte, sagte der Chan lauernd: „Und was verlangt Euer Häuptling von mir?“

Diese Erniedrigung hatte der Gesandte zwar gehört und ebenso gut verstanden, wie er sie nicht mehr vergessen würde, aber er tat so, als wäre sie gar nicht bis an sein Ohr gedrungen. Ruhig sagte er: „Dieser SOHN DES HIMMELS verlangt also von Euch, der Ihr – wie mir der Kaiser aufgegeben hat zu sagen – Häuptling über verschiedene Stämme in der Steppe seid, daß Ihr Euer Antlitz nach Süden wendet und ihm, dem SOHN DES HIMMELS, kniend die Huldigung leistet!“

Durch das Gefolge des Chans lief ein erregtes Flüstern.

„Kniend“, sagte jemand und lachte.

„Sohn des Himmels“, murkte einer und griff nach seinem Schwert.

Doch der Chan gebot Stille. „Setzt Euch“, sagte er zu den Chinesen, und es klang sogar freundlich. Während sich die kaiserliche Abordnung auf die kleinen minderwertigen Ziegenfelle niederließ, ohne darüber so verwundert zu sein, daß man es ihnen ansah, blieb der Chan stehen und sagte: „Wer ist denn jetzt eigentlich Kaiser im Reiche Chin?“ Diese Frage stellte der Herrscher, obgleich ihm seine Kundschafter bereits vor Tagen den Thronwechsel und Namen des neuen Kaisers mitgeteilt hatten.

„Kaiser Wai-wang“, sagte der Älteste der Gesandtschaft, „und Kaiser Wai-wang ist der frühere Fürst Yün-chi!“

„So!“ Der Chan trat einen Schritt vor, nahm die Mütze vom Kopf und schaute nach Süden.

Die chinesische Abordnung, erstaunt über die freundliche Wende, erhob sich ehrfürchtig von den kleinen Ziegenfellen und begab sich, dem Brauche entsprechend, hinter den Chan.

„Fürst Yün-chi?“ fragte Dschingis noch einmal.

„Ja“, antwortete der Älteste der Gesandten, „er ist der SOHN DES HIMMELS.“

„Wie kann solch ein Schwachsinniger nur Kaiser werden, und: Wie kann er sich gar noch SOHN DES HIMMELS nennen, wo er nicht einmal ein Mensch ist!“ Wütend spuckte Dschingis dreimal gen Süden, danach verlangte er sein Pferd, und als er den Schimmelhengst bestiegen hatte, rief er aus: „Sagt diesem Wai-wang, der vorgibt, ein SOHN DES HIMMELS zu sein, daß ich Himmel und Götter befragen werde, ob ich vor ihm oder er vor mir niederzuknien hat.“

„Für das, was hier geschehen ist, und für die Kunde, die ich dem Kaiser zu überbringen habe“, sagte der Älteste, „wird mich der Kaiser strafen und in den Kerker werfen lassen.“

Belustigt über die Klage des Alten, meinte der Chan: „Habt Ihr von einem Schwachsinnigen Besseres erwartet? Ich würde Euch für diese Kunde belohnen, weil sie die Wahrheit ist und mir als Herrscher aufgibt, daraus Schlüsse zu ziehen. Oder

meint Euer SOHN DES HIMMELS“, Dschingis beugte sich tief vom Pferd herab und flüsterte, „der Himmel habe Grenzen“

Ein zweiter Chinese, der bisher still hinter seinem Gesandten gestanden hatte, rief: „Er will den Krieg!“ Dabei stieß er den Alten beiseite, und an seiner Stelle stehend, sagte er zu ihm: „Ihr jammert und zetert vor denen, die unseren Kaiser beleidigen. Löscht die Schande aus, damit der SOHN DES HIMMELS wieder zu lächeln vermag.“ Mit einer fast unmerklichen Kopfbewegung befahl er einem Begleitwächter aus der Abordnung, den Ältesten zu töten. Blitzschnell fuhr der kurze Dolch durch das rote Gewand in das alte Herz des Gesandten.

„Ihr gefällt mir schon besser“, sagte Dschingis-Chan, peitschte den Schimmelhengst und ritt mit seinem Gefolge hinüber zum Hauptlager. Noch bevor er es erreicht hatte, fiel Regen, dichter, kalter Regen. Der Herrscher wandte sich um, beobachtete die nach Südosten ziehende Chinesenkarawane und meinte: „Seht sie euch an: Wie eine Schlange windet sie sich unterm Regen dahin. Als sie mich vorhin aufforderte niederzuknien, spuckte ich sie an und trat ihr auf den Kopf, worauf sie ihr Gift gegen jenen spie, der dort tot im Steppengras liegt. Nun kriecht sie geschwächt in ihren Unterschlupf zurück, um sich vom SOHN DES HIMMELS mit frischem Gift stärken zu lassen.“

„Aber zuvor muß sie noch durch die heiße Wüste, mein Vater“, sagte Dschutschi.

Und ein Heerführer rief: „Ja, durch die Gobi muß sie, großer Chan. Die Hitze wird sie auszehren. Sie wird verdorren!“

„Oder“, bemerkte der oberste Schamane, „die Götter werden sie in magere Salzbüschel verwandeln.“ Er breitete die Arme aus und schaute dabei den grauen Himmel an. Das Regenwasser lief über sein braunes Gesicht, und es sah aus, als weine der Zauberpriester.

Indessen zog die Karawane weiter und weiter und ver-

schwand bald am Horizont; zurück blieb nur der Tote im roten Gewand, der gekrümmt im Grase lag. Der glutrote Fleck wirkte wie ein Feuer inmitten der Steppe, das kein Regen zu löschen vermochte.

Entgegen allen Vermutungen und Wünschen gelangte die chinesische Abordnung doch bis Yenping und berichtete dem SOHN DES HIMMELS, was geschehen war, obgleich sie wußte, was dem Überbringer schlechter Nachrichten drohte.

„Ihr lebt?“ schrie der Kaiser und sprang auf. Erregt lief er bis zu einem seidenen Wandschirm mit blühenden Blumen und Sträuchern, und er machte eine zornige Handbewegung, als wolle er die gemalten Blumen ausreißen. Der Schirm zitterte, das sonnengelbe Gewand des Kaisers zitterte, und der gestickte Drache darauf zitterte auch, lief mit hin und lief mit her, duckte sich, wenn sich der Herrscher duckte, richtete sich drohend auf, wenn sich der Kaiser aufrichtete, sprang blitzschnell vor, wenn der SOHN DES HIMMELS einen schnellen Schritt tat.

„Ihr lebt?“ rief er ein zweites Mal, blieb plötzlich stehen und drehte den Kopf zu der Abordnung, die nun in die Augen des Drachen wie des Kaisers blickte.

„Wir töteten den einen um unserer Ehre willen“, verteidigte sich der Sprecher.

Der Kaiser lachte bitter, griff nach einem wasserblauen Jadeschälchen und entnahm ihm gezuckerte Walnüsse, die er flink in den Mund warf. Kauend sagte er: „Ist die schlechte Nachricht dadurch gut geworden? Wozu taugen Botschafter, die nicht einmal einen Barbarenhäuptling mittels kluger Rede zwingen können, sich vor mir zu verneigen?“

„Er nennt sich Cha-Chan!“

„Ja, nennt er sich! Er ist ein Wolf, ein Steppenwolf, der raubt und seinem Instinkt folgt, aber deswegen noch lange kein stolzer Löwe!“

Der SOHN DES HIMMELS läutete mit einem silbernen Glöckchen. Die Palastwache trat ein.

„Ins Gefängnis mit ihnen!“ Wieder langte er in das wasserblaue Jadeschälchen und speiste gezuckerte Walnüsse. Auf ein zweites Läuten erschien ein Mandarin; lautlos ging er über den weichen Teppich und näherte sich halb gebeugt dem Kaiser.

„Ladet für den Abend den Großen Rat zu einem Festmahl ein!“

Als die Sonne hinter den Blütenbüschchen versank und letzte Schwalben den rotschimmernden Spiegel des Sees zerkratzten, schritten die Träger der Würden, Generale und Mandarine, die duftenden Päonienterrassen hinauf. Oben stand ein wachender Jüngling vor dem Palast und sang:

„Verstummt im Geäst ist das Vogelliéd,  
das letzte Wölkchen am Himmel verstrich.  
Doch wir beide werden einander nicht müd,  
wir sehen uns an – die Berge und ich.“

Der SOHN DES HIMMELS thronte vor einem Bassin mit Lotosblumen und sah interessiert zu, wie sich die zarten rosa Kelche langsam schlossen und das sanfte Abendlicht die samtenen Blätter dunkelte. Nachdem der Große Rat sich niedergelassen hatte, klatschte der Kaiser in die Hände.

Ein seidener Vorhang teilte sich. Musik erklang. Ein Mädchen sprang tanzend über das Parkett aus reinem Gold. Das Mädchen war schön wie der junge Mond, und in der Anmut ihres Leibes glich sie einer schlanken Zypresse.

„Sie tanzt, wie einst die sagenumwobene Dame Pan getanzt hat“, rief der SOHN DES HIMMELS aus. „Ist es nicht auch, als öffne sich der Lotos wieder, wenn ihre zarten Füße ihn berühren?“ Die Träger der Würden starrten auf das goldene

Parkett mit den eingelegten Lotosblüten, nickten ehrfurchtsvoll, neigten die weißen Häupter, doch als der Kaiser ein zweites Mal in die Hände klatschte, hoben sie schnell wieder die Köpfe. Das Mädchen warf ihr Perlencape, das wie ein Netz ihren Leib geschmückt hatte, beiseite, lachte, sprang leichfüßig über Gold, Lotos und edle Steine.

Endlich, nach Mahl und Tanz, forderte der SOHN DES HIMMELS die Männer des Großen Rates auf, ihm vorzuschlagen, wie er den mongolischen Barbarenhäuptling, der ihn, statt zu huldigen, geschmäht hatte, strafen solle.

Zuerst meldete sich der General der Großen Mauer. Er forderte Krieg und Rache.

Der zweite General hingegen meinte, man solle abwarten und beobachten, was die Barbaren weiterhin tun würden. Ferner verlangte er den Bau einer neuen Festung beim nächstliegenden Tor der Großen Mauer.

Einen dritten Vorschlag unterbreitete der höchste Mandarin. Er sagte: „Laden wir den Barbarenhäuptling, der sich Dschingis-Chan nennt und über alle in Filzzelten lebenden Stämme herrschen will, an unseren Hof ein, damit er auf die Knie falle und unseren Kaiser um Gnade bitte!“

Der SOHN DES HIMMELS saß gleichmütigen Gesichtes vor seinem Bassin mit Lotos und hörte zu oder hörte auch nicht zu, wenn ihm ein Rat mißfiel. Als die Männer gar zu streiten begannen und manche Rede mehr laut als klug war, wandte sich der Kaiser ab, trat an eins der hohen Fenster, deren Reispapier vom Geschrei erzitterte. Der Herrscher schaute nach einem Diener. Der Diener eilte herbei, öffnete das Fenster. Am Fuße der Päonienterrassen lag schweigend der See. Süßer Blütenduft wehte herein. Vor dem Portal stand der Wächter, starr wie eine Säule aus Stein. Hinter den fernen Bergen rollte ein Sommergewitter über den Himmel. Plötzlich trat der Kaiser vom Fenster weg, schritt zum Bassin zurück und sagte, als wolle er diesem Geschwätz ein Ende bereiten: „Der Gelehrte

Jung Lu soll sprechen, damit wir die Weisheit vernehmen!“

Der alte Jung Lu erhob sich, blickte zum Thron und danach zu dem offenen Fenster. „Meine Worte“, begann er, „die ich Euch verkünden werde, sind so alt wie die Wurzeln der Päonien dort in den Terrassen. Die Blumen blühen noch immer, warum sollten es die Worte nicht mehr? So hört, was man uns aus der Han-Zeit überliefert:

Wenn der Kaiser sich der Treue anderer Länder versichern will, muß er ihre Herrscher davon überzeugen, daß er die drei Haupttugenden eines Fürsten besitzt und über die fünf Lockmittel verfügt.

Die drei Haupttugenden eines Fürsten sind: Zuneigung heucheln, honigsüße Gefühle ausdrücken und Untergebene wie Gleichgestellte behandeln.

Die fünf Lockmittel sind: Geschenke von Säften und reicher Gewandung, um das Auge zu verführen, üppige Speisen und Feste, um den Gaumen zu verführen, musizierende Mädchen, um das Ohr zu verführen, prächtige Häuser und schöne Frauen, um zum Luxus zu verführen, und die Anwesenheit des Kaisers am Tisch des fremden Herrschers, um dessen Stolz zu verführen.“

Vom Thron des Kaisers erscholl lautes Lachen. „Jung Lu, Ihr werdet alt. Wir sprechen von einem Barbarenhäuptling und von keinem edlen Herrscher eines fremden Landes. Hat aber ein Barbar, der mit seinem Zelt von Weideplatz zu Weideplatz zieht, einen Tisch, an den ich mich setzen könnte? Wollt Ihr, daß ich mich auf Ziegenfellen nieder lasse? Wollt Ihr, daß ich mit einem spreche, der mit den Wölfen aufgewachsen ist und ihre Tugenden zu den seinen macht, während ich von Gelehrten erzogen wurde und mir ihre Moral und Weisheit aneignete? Oh, Jung Lu, Ihr werdet alt! Pflückt Blumen, aber laßt die Worte in Eurem Halse. Die Irrtümer der klugen Leute sind die schlimmsten!“

Traurig ließ sich der alte Gelehrte Jung Lu wieder auf seinem

Sitz nieder, in den Ohren das Spottgelächter der Generale, die dem Kaiser zum Krieg gegen Dschingis-Chan rieten.

„Hört und gehorcht!“ rief der SOHN DES HIMMELS, und sofort erlosch jeder Laut in der Runde des Großen Rates. Alle standen auf und erwarteten die Entscheidung ihres Herrschers. „Mein General der Großen Mauer rät mir zum Krieg gegen den Barbaren, damit wir ihn strafen und uns für seine Beleidigung rächen. Ich befehle also den Krieg gegen den mongolischen Barbarenhäuptling, der wie ein Wolf lebt, raubt, umherzieht, der wie ein Wolf rohes Fleisch ißt und nur seiner Unwissenheit folgt. Dieser Barbar weiß nicht, was rein und was unrein ist, also ist er niedriger Natur.“

Der Kaiser klatschte abermals in die Hände, und abermals erschien das Mädchen, aber es war nicht gekommen, um zu tanzen, sondern um dem Herrscher das zu antworten, was er befohlen hatte. „Sag mir, Schönheit“, fragte der SOHN DES HIMMELS, „soll ich gegen den Barbarenhäuptling Krieg führen und ihn strafen, oder soll ich mit ihm reden wie mit einem, der aus fürstlichem Geschlecht stammt?“

„Krieg! Krieg! Krieg!“ flüsterte das Mädchen hinter seinem himmelblauen Fächer.

„Du hörst, Jung Lu: Krieg! Merke dir, Gelehrter: Nur wenn der Baum fällt, schwindet auch der Schatten!“ Der Kaiser winkte das Mädchen zu sich und bot ihm einen Platz auf dem Rande des Bassins. Der Lotos hatte sich inzwischen geschlossen. Die Mitglieder des Großen Rates verließen den Palast.

Die Männer stiegen wieder die Terrassen hinab, schritten durch die duftenden Päonien. Der Mond schien. Der warme Wind spielte mit zarten Zweigen und bunten Lampions. Ihre Schritte knirschten auf dem Ufersand am schweigenden See. Keiner sprach, niemand sang, alle schauten geradeaus, denn es wäre keinem eingefallen, die Ordnung zu verletzen und sich auch nur einmal umzuwenden. So gingen sie, die Träger der Würden, Generale und Mandarine, in einer langen Reihe, einer

hinter dem andern, und stumm; das nächtliche Dunkel ließ sie alle gleich aussehen: zweiundfünfzig Köpfe, darauf zweiundfünfzig Flachhüte mit stumpfer Spitze, zweiundfünfzig fast reglos herabhängende Zöpfe, zweiundfünfzig nachtdunkle Gewänder und hundertvier lautlose Ziegeniederschuhe mit Korksohlen.

Trotzdem: Als die Sonne wieder über die Bergrücken schaute und die lieblichen Terrassen wie eh und je verschönte, sah sie inmitten der blühenden Päonien auch einen Toten: den alten Gelehrten Jung Lu. Ihr Licht blitzte aber auch auf einigen daneben liegenden Perlen, die aus einem Cape stammten, das zu dieser Stunde im **SCHOSS DER ERFÜLLTEN WÜNSCHE**, dem kaiserlichen Schlafgemach, lag. Obgleich die Perlen vermißt wurden, betrauerte die Tänzerin sie nicht als Verlust. Der **SOHN DES HIMMELS**, der gern die sagenumwobene Dame Pan zitierte, sprach:

„Daheim wie draußen bist du mir Gefährte,  
kaum regst du dich, schaffst du ersehnte Kühle.  
Und doch – ich ahn's, wenn einst des Herbstes Schauer  
verdornten Sommers Glut allmählich löschen,  
dann liegst du ungenützt in dumpfem Fache –  
ein Stück Vergangenheit vergangner Tage.“

Dabei überreichte er ihr einen Ballen roter Seide sowie ein neues Cape, doppelt so kostbar wie das alte. Zudem war es mit den winzigen Brustfedern des Eisvogels und den durchsichtigen Flügeln bunter Schmetterlinge verziert.

„Erlaubt mir eine Frage“, sagte das Mädchen.

„Oh, sehr gern, Schöne! Vor dem Rat war ich es, der Euch fragte, und da Ihr so brav geantwortet habt, dürft Ihr jetzt, wo der Rat gegangen ist, mich fragen!“

„Wen meintet Ihr vorhin in dem Gedicht?“

„Wen? Ihr fragt, wen?“ Der Kaiser lachte, schüttelte sich vor

Lachen.

„Mich vielleicht?“ flüsterte das Mädchen und war plötzlich ganz traurig, und damit es der Herrscher nicht sähe, hielt es sich wieder den himmelblauen Fächer vor das Gesicht.

„Wie kommt Ihr darauf? Hört noch einmal: ‘Daheim wie draußen bist du mir Gefährte’...“

„Ja.“

„‘Kaum regst du dich, schaffst du ersehnte Kühle!’ – Schafft Ihr Kühle, Schönheit? Und weiter: ‘Und doch – ich ahn’s, wenn einst des Herbstes Schauer verdornten Sommers Glut allmählich löschen’...“

„Ja, das!“

„...dann liegst du ungenützt in dumpfem Fache! – Wollt Ihr, Schönheit, ungenutzt in dumpfem Fache liegen?“ Wieder erscholl sein Gelächter.

„Ihr verspottet mich!“

„Aber nein, überlegt doch, was ich meinen könnte.“ Sie ist schön wie dumm, dachte er, und er frohlockte darüber, daß sie so dumm war.

„Ich weiß es nicht, was Ihr meint!“ sagte sie und trat verschämt einen Schritt zurück.

„Es genügt, daß Ihr schön seid.“ Der Kaiser öffnete das Morgenfenster, blickte auf die Päonien und flüsterte geheimnisvoll: „Die Klugen müssen manchmal schnell sterben, nicht, meine Schönheit?“

Des Mädchens Kopf verschwand nun völlig hinter dem Fächer. „Geh jetzt“, befahl er schroff. „Übrigens, mit dem Gedicht ist die Seide gemeint.“

## Tzu-Hu, die Stadt am Berg

Ein paar Nächte später hetzten am Onon die Zehnerführer von Jurte zu Jurte, unter ihnen Bat, der jede Schlacht mit einer Narbe belegen konnte. Obgleich Tenggeris Zelt am weitesten von ihm ablag, suchte er es zuerst auf, denn es bereitete ihm Spaß, Tenggeri zuzurufen: „Steh auf, die Chinesen sind da, hörst du, die Chinesen, die Chinesen!“

Tenggeri erschrak zwar, aber als er Bat sah und ihn rufen hörte: „Die Chinesen sind da!“ – antwortete er: „Ihr denkt, ich träume so wie Ihr oben auf der Felswand, Bat? Nie, Bruder, ich träume von Pferden und Schafen und Ziegen, aber nie von Chinesen!“

„Es ist die Wahrheit, Tenggeri!“

„Ach, Ihr scherzt, Ihr wollt Euch rächen für damals! Laßt mich schlafen, die richtigen Chinesen werden es auch!“

So blieb dem Zehnerführer Bat nichts anderes, als Tenggeri grob zu packen, ihn hochzureißen, zu schütteln. „Der Chan ruft! Hörst du, der Chan!“

„Bat! Wollt Ihr mich vielleicht noch verprügeln? Nun ist es aber genug! Euer Spaß geht zu weit!“

„Spaß? Komm heraus, ich befehle es dir!“ schrie der Zehnerführer und zerrte Tenggeri aus der Jurte. „Oh, wenn du nicht so ein Jüngling wärst, der bisher nur Schafe hütete...“

„...Pferde, Bat, Pferde!“

„...meinetwegen Pferde hütete, statt zu kämpfen, und wenn diese dumme Geschichte mit meinem Traum auf der Felswand nicht gewesen wäre, dann – dann würde ich dich jetzt im Namen des großen Chan auf der Stelle töten. So, und jetzt sieh dir das an: Ist das Spaß oder sind das die bereits ausziehenden Tausendschaften? Na? Reib dir die Nacht aus den Augen!“

„Bei allen Göttern: Sie ziehen über den Fuchspaß. Man

könnte sie zählen, so hell scheint der Mond, Bat! Verzeiht, daß ich Euch so spät gehorchte.“

„Verzeiht, verzeiht, was schwätzt du da wie eine Amsel. Unter Kriegern wird überhaupt nichts verziehen.“ Ärgerlich fügte er hinzu: „Wir sind sowieso die letzte Tausendschaft in der Schlachtordnung.“

„Die letzte?“

„Ja, die letzte. Früher war ich immer bei der ersten, bei denen, die auf den Befehl: ‘Reizt den Feind’ sich sofort auf den Gegner stürzten.“

„Und heut seid Ihr bei der letzten, weil“, Tenggeri zögerte einen Augenblick, „nun, weil Ihr eben alt seid.“

„Alt?“ schrie Bat, nein, davon wollte er nichts hören, und so sagte er: „Warum fragst du nicht, weshalb wir die letzte Tausendschaft sind? Hm? Na, das fragst du nicht, was?“

Tenggeri dachte, weshalb soll ich ihm nicht diesen Gefallen tun. „Und warum sind wir es, Bat?“

„Weil sie aus Dummköpfen wie dir besteht, aus Jünglingen, die bisher Schafe und Ziegen und Pferde hüteten, jedoch noch nicht gegen den Feind kämpften.“

Nur um Bat zu ärgern, meinte Tenggeri: „Ist der Wolf kein Feind? Ich tötete manchen, Zehnerführer.“

„Hört und hört! Er tötete manchen Wolf! Schießt der Wolf vielleicht Pfeile ab? Kommt er mit dem scharfen Schwert? Spaltet er dir mit der Axt den Schädel? Schleuderten deine Wölfe Fangseile, damit du vom Pferde stürztest? Ach“, seufzte Bat, „es ist ein Jammer, bei der letzten Tausendschaft zu sein.“

„Ihr beklagt Euch?“ flüsterte Tenggeri.

„Es ist ein Jammer“, wiederholte Bat und seufzte noch einmal.

„Dann beschwert Euch beim Chan, Zehnerführer, geht hin und beschwert Euch.“

„So, Ihr kennt wohl die Sprüche der Alten nicht? ‘Wer zum Chan geht, sich zu beschweren, kehrt nicht zurück!’ Aber was

reden und reden wir da“, Bat streckte sich und sagte schroff, „es ist richtig, daß wir die letzte Tausendschaft machen. Nimm den Wolf, ja, deinen Wolf: Schickt er vielleicht die Jungen voraus, damit sie sich in ihrer Dummheit tummeln? Nein, er geht voran, und die Jungen, hörst du, die Jungen, die schleichen hinterher und lernen von dem Alten, wie er’s macht. Also ist es richtig, daß wir die letzte Tausendschaft sind, weil wir viele solche Jungen wie dich haben.“

„Aber manchmal“, sagte Tenggeri, „sind auch die jungen Wölfe vorn und kugeln sich vor Freude und sorgen sich um nichts...“

„....und werden als erste gefressen. Haha, der Chan hat schon recht.“ Bat lief ein paar Schritte fort, als wolle er die nächsten wecken, kam aber gleich wieder zurück und flüsterte: „Nimm dir Zeit, die letzte Tausendschaft zieht erst bei Sonnenaufgang aus. Es hat mir eben – Spaß gemacht, gerade dich als ersten zu wecken, Tenggeri.“

„Und wo sind Eure Chinesen, Bat?“

„Oh, du zweifelst schon wieder? Du wirst sie sehen, verlaß dich drauf; sie sind bereits diesseits der Großen Mauer, und ihr General, den sie in einer Bambussänfte über die Steppe tragen, läßt sie ein bißchen plündern. Sehen wirst du sie; freilich, die Chinesen werden dann mehr tot als lebendig sein, weil wir ja als letzte Tausendschaft reiten und nur dort in den Kampf geworfen werden, wo unsere zu unterliegen drohen.“

Nun aber war Bat wirklich gegangen, und über den Fuchspaß zog noch immer Tausendschaft für Tausendschaft. Da der Mond jetzt tief stand und, wie es aussah, fast die schroffen Felsspitzen berührte, jagten die Staubwolken im Gipfelwind über die bleiche Scheibe.

Im Hauptlager herrschte Ruhe und Gelassenheit. Niemand trieb zur Eile, keiner wunderte sich, jeder tat, wofür er vorgesehen war. Die Krieger ritten zu den Sammelplätzen, als ginge es zur Jagd oder zum Fischfang.

Auch Dschingis-Chan saß ruhig in seinem Palast, umgeben von Frauen und Mädchen, die ihm Milchwein reichten oder ihn mit Scherzen und Tänzen erfreuten. Er maß der kommenden Schlacht so wenig Bedeutung bei, daß er sie nicht einmal selbst leitete, und wenn er vor dem chinesischen Gesandten Fürst Yün-chi, den SOHN DES HIMMELS, einen Schwachsinnigen genannt und dreimal gen Süden gespuckt hatte, dann nicht nur, um ihn zu beleidigen, sondern weil er ihn wirklich für einen unfähigen Kaiser hielt.

„Er will mich strafen, aber er kennt mich nicht“, hatte der Chan am Abend zu einigen Heerführern gesagt. „Kann man aber den Feind besiegen, ohne ihn zu kennen? Haß allein tötet nicht! Jeder Steinadler ist klüger als der SOHN DES HIMMELS; der Steinadler greift den Wolf an und hütet sich vor dem Tiger, denn wer den Tiger besiegen will, muß auf ihm reiten und oben bleiben.“

Als Tenggeri in seiner Tausendschaft über den Fuchspaß ritt, stand die Sonne schon hoch, und der Wind wehte heiß über Gräser und Gestein. Vor ihnen lag die flimmernde Steppe, flach, weit und golden. Ein schmaler Bach durchschnitt sie. Das Wasser floß schnell und klar dahin. Ufervögel schwirrten aus dem Schilf. Wolken gab es keine an diesem Morgen. Nur Sonne und Hitze und Staub. Als sie dann das Tal erreicht hatten und der Fuchspaß mit seinen Bergen wie ein schwarzer Wall hinter ihnen lag, wehte auch kein Wind mehr, und da sie wegen der Karren langsam ritten, überfielen die Fliegen Krieger wie Pferde. In der Nacht hingegen war es kühl und angenehm. Manchmal begegneten ihnen Pfeilboten, die von der vordersten Tausendschaft kamen und mit ihren Meldungen zum Palast des Chans jagten. Erstaunt sah Tenggeri ihnen nach. Es ärgerte ihn, daß sie ihnen nichts zuriefen, nicht sagten, ob die Schlacht begonnen habe, und wenn, wie sie verliefe, und ob denn der Chinesen-General wenigstens während der Schlacht seine Bambussänfte verließe oder den Kampf gar im

Sitzen leite. Aber nein, die Pfeilboten schossen stumm an der Tausendschaft vorüber, lediglich ihre silbernen Glöckchen läuteten ihnen den Weg frei. Bald verschwanden sie in Staub und Ferne.

Insgeheim wünschte sich Tenggeri, daß die Seinen an irgendeiner Stelle zu unterliegen drohten, damit er mit der Tausendschaft in den Kampf käme und selbst gegen den Feind kämpfen müsse. Das war Neugier, wie sie ihn zuweilen auch überkam, wenn Ältere von heißen Schlachten oder gefährlichen Jagden erzählten. Geschickt wählten sie ihre Worte, schmückten sie mit Farbe und Furcht und Feuer und Finsternis, flüsterten sie, wo Gefahr lauerte, schrien sie, wenn Tod und Sieg miteinander rangen, und trotzdem: Es blieben Worte, aneinandergereihte Worte, selbst wenn diese Geschichten so vollendet vorgetragen wurden, daß sie den Zuhörer verzauberten und er glaubte mitzukämpfen, mitzusiegen, mitzusterben, denn am Ende der Geschichten saß man wieder auf seinem Stein oder im Gras und erschrak, daß man nur Zuhörer, nicht aber Teilnehmer gewesen war. Also wünschte sich Tenggeri, die Seinen möchten irgendwo unterliegen, damit er mit der Tausendschaft selbst gegen den Feind kämpfen müsse.

Doch sie mußten noch manche Nacht und manchen Tag hindurch reiten, ehe sie den Feind sahen, und als er ihnen endlich entgegenkam, kam er als Gefangener, zu Fuß lief er und bewacht von mongolischen Kriegern, die stolz neben ihm herritten. Es war nur eine kleine Gruppe, die aus einer chinesischen Vorhut stammte und in einer Schlucht überrascht worden war, ohne auch nur einen Pfeil abgeschossen zu haben. Der Reiter weiß nichts von der Mühsal eines zu Fuß gehenden Gefangenen. Erschöpft blickten die Chinesen zu ihren Wächtern auf, doch die Wächter waren Sieger und hatten jetzt die Macht, also trieben sie zur Eile, wenn sie es wünschten, schlugen jene, die ermattet zurückblieben, und lachten, wenn einer verzweifelt auf die Knie und in den Staub fiel, um

Buddha anzurufen.

Da Tenggeris Tausendschaft zu dieser Zeit im Gras lagerte und ruhte, hielten auch die Wächter ihre Pferde an und befahlen den Gefangenen, sich zu setzen. Während sich die Krieger mit den Wächtern unterhielten, tranken und aßen, Neuigkeiten und Beute tauschten, machten die Gefangenen Zeichen, daß sie Durst hätten. Aber die Wachen taten, als verstünden sie nicht, und einige Männer drohten sogar mit den Peitschen. „Sie haben Durst“, sagte Bat und machte ein Gesicht, als freue er sich, daß sie Durst hatten; er dachte, sie haben uns überfallen und wollten uns strafen, weshalb sollten wir ihnen da zu trinken geben?

Tenggeri hingegen stand wortlos auf und gab den Gefangenen, die in seiner Nähe hockten, ein Zeichen, ihm zu folgen. Sofort erhoben sich acht Chinesen, mehr mißtrauisch als froh.

„He, was willst du mit ihnen?“ schrie ein bäriger Wächter. „Sie haben Durst, Bruder, ich will sie zum Bach führen, damit sie trinken können.“

„Ach, zum Bach willst du sie führen.“ Er stülpte die Mütze auf seinen Kopf und lächelte listig. „Das sind Gefangene und keine Hammel, hörst du! Zum Bach führen! Und wenn sie dir weglaufen?“

„Dann schieß ich auf sie! Mein Pfeil trifft!“

„Achtmal, was? Daß sie in verschiedene Richtungen fliehen könnten, fällt dir nicht ein, daran denkst du nicht, Jüngling?“ An Flucht hatte Tenggeri nicht gedacht.

Und so antwortete er: „Dafür, daß ich sie trinken lasse, sollten sie wegrennen und mich strafen?“

„Dummkopf! Hör zu: Nimm vier und dann noch einmal vier, und falls du ohne die acht zurückkommst, stirbst du achtmal!“ Krieger und Wächter lachten.

Schnell lief Tenggeri mit den ersten vier gefangenen Soldaten zum Bach, hörte aber noch, wie Bat zu dem Wächter sagte: „Er ist wie ein Kind, weint, wo wir lachen, redet, wo wir

schweigen, singt, wo wir fluchen, und hat bisher nur Pferde und Schafe bewacht, aber keine Menschen.“

Der Bach war schmal und voller blanker Steine. Am anderen Ufer standen dichte Weidenbüschle wie eine undurchdringliche grüne Wand. „Daß ihr mir nicht wegrennt!“ sagte Tenggeri zu den Gefangenen.

Sie nickten ängstlich und hatten wohl nichts verstanden. „Wenn ihr wegrennt, schlagen sie mir den Schädel ab. Und was ist ein Mensch ohne Schädel?“

Abermals nickten sie.

„Und nun trinkt!“ Wieder nickten sie nur, tranken aber nicht.

„Trinken sollt ihr! So!“ Tenggeri kniete sich auf einen Uferstein und soff aus dem Bach wie ein Schaf. Jetzt hatten sie verstanden, und jetzt fielen auch sie auf die Knie, und der eine plumpste vor Hast gleich ins Wasser, daß es aufspritzte.

„He, warum machst du das? Willst du vielleicht weg schwimmen? Raus, sage ich, raus, aber schnell!“

Der Chinese hob die Hände, schnatterte wie eine Trauerente und kroch gehorsam ans Ufer.

Als sie sich satt getrunken hatten, füllten sie ihre Flaschenkürbisse.

„Fertig! Und jetzt zurück!“ sagte Tenggeri. Die Chinesen sahen nun irgendwie anders aus. Ihre Gesichter hatten sich entspannt, ihre Augen blickten ruhiger und warm. Plötzlich wühlten alle in ihren Taschen und brachten etwas hervor, das Tenggeri nicht kannte. Es waren Blätter mit sonderbaren Zeichen. Ohne ihren Wert zu kennen, steckte er sie ein und lief mit den Gefangenen zurück, traf unterwegs Tumor aus seiner Gruppe, der die anderen vier Chinesen zum Bach brachte. Tenggeri freute sich, Tumor zu treffen, und vor allem zu sehen, daß auch er die Chinesen trinken lassen wollte.

„Kennst du das?“ Tenggeri zeigte ihm die geheimnisvollen Blätter. Tumor schüttelte den Kopf. Sein schwarzes Haar flatterte wild im Wind, und er hatte den Mund offen wie einer,

der etwas sagen will, aber noch nicht weiß, was er sagen soll. Also schüttelte er nur staunend den Kopf.

„Sie schenkten es mir und taten, als sei es Gold oder Silber, doch es ist kein Silber und kein Gold, Tumor. Schön ist es auch nicht.“

„Nein, schön ist es nicht. Wirf es weg, Tenggeri. Wenn sie sich danach bücken, hat es Wert und du nimmst es dir zurück, lassen sie es liegen, hast du nichts verloren.“

„Und warum sollten sie mir etwas schenken, was wertlos ist, Tumor?“

„Frage Bat!“ Tumor zog weiter, und Tenggeri ging zum Zehnerführer. Der sagte: „Ja, ja, davon haben sie die Taschen voll. Das ist so: Für ein Scheinchen bekommst du im Reiche Chin, na, sagen wir einmal, einen halben Hammel, für zwei Scheinchen einen ganzen Hammel und so weiter. Für zehn Scheine vielleicht ein Kamel und für...“

„....Das summt nicht! Für ein Kamel muß man mindestens sechs Schafe geben.“

„Nicht im Reiche Chin. Dort genügen zehn solcher Scheine. Das ist Geld!“

„Was hast du gesagt, Geld oder Gold? Gold ist es nicht. Bat!“

„Geld, sagte ich, Tenggeri, man nennt diese Scheine aus Papier Geld. Aber reg dich nicht auf, du kannst sie wegwerfen, denn bei uns bekommst du nicht einmal einen Knochen dafür. Und im Reiche Chin brauchst du es auch nicht. Dort nehmen wir uns, was uns gefällt – ohne diese Scheine, verstehst du!“

„Und wer macht diese Scheine?“

„Die Handwerker des chinesischen Kaisers, Tenggeri.“

„Ach, also braucht der Kaiser nur immer und immer solche Scheine machen zu lassen, damit er alles bekommt, was er haben will.“

„Der Kaiser bekommt auch alles ohne Scheine!“ sagte Bat bissig.

In dieser Nacht schlief Tenggeri schlecht, denn die sonderbaren Blätter steckten noch in seiner Tasche, und wenn er nach ihnen griff, knisterten sie. Fortwährend dachte er an ihren Wert. Zehn Scheine habe ich, also besitze ich – na, sagen wir einmal, wie Bat meinte – fünf Hammel oder ein Kamel. Ich sehe zwar mein Kamel oder meine fünf Hammel nicht, noch nicht, aber ich brauche im Reiche Chin nur diese kleinen wunderlichen Papierscheine hinzugeben, und schon besitze ich sie. Nein, er vermochte nicht zu schlafen, denn es war ein herrliches Gefühl, Besitzer eines Kamels zu sein, das keiner sah, weil es noch immer in der Tasche seines Gewandes steckte. Als er aber dann doch einschlief, träumte ihm von den chinesischen Handwerkern, die dieses Papiergele herstellte« und auf der Straße von Yenping an die Leute verteilten, und Tenggeri hörte im Traum einen alten weißbärtigen Mongolen sagen: „O ja, Jüngling, das Reich Chin ist das Land der Märchen und Wunder.“

Am Morgen brachen sie wieder auf und ritten der Sonne entgegen. Rot wie eine Feuerlilie erhab sie sich aus dem Gras und kletterte so gemächlich über die hohen spitzen Halme, als sei sie noch müde und habe die Nacht in der Steppe verbracht. Auch die Reiter waren noch müde und stumm wie die Pferde. Lediglich das Knarren und Quietschen der Karrenräder war zu hören und das Schreien und Klagen der Kiebitze, die neben der Tausendschaft im kühnen Flug herglitten.

Als später die ersten Schatten mitzogen und die Nachtkühle endlich aus den Gewändern geflohen war, erzählte Tenggeri seinem Nachbar Tumor von seinem Traum.

Vor ihnen ritt der Zehnerführer, und als Tenggeri bei jener Stelle seiner Traumgeschichte angelangt war, wo die chinesischen Handwerker das Papiergele, das sie am Hofe des Kaisers herstellten, auf der Straße von Yenping an die Leute verteilten, lachte Bat auf, drehte sich um und sagte; „Welch ein Unsinn, den du geträumt hast, Tenggeri! Meinst du, der Chinesenkaiser, der der Sohn einer gelbscheckigen Wölfin ist, lässt das wertvol-

le Papiergele machen, um es so für nichts und gar nichts einfach an die Leute auf der Straße zu verschenken? Wäre es so, könnten sich dann nicht alle Chinesen soviel Hammel, Schafe, Kamele, Büffel, Esel, Karren, Seide, Tee, Reis, Gold, Silber, Perlen, Stiefel und Porzellan kaufen, wie sie wünschten? Aber so ist es nicht im Reiche Chin. Du mußt etwas Nützliches tun, und dafür bekommst du die wertvollen Scheine. Nehmen wir an, du baust einen Karren. Wer den Karren haben will, muß dir solche Scheine geben. Mit diesen Scheinen wiederum gehst du zu einem, der Seide webt, und kaufst dir Seide. Baust du viele Karren, kannst du viel Seide kaufen, webst du viel Seide, kannst du viel Reis und Tee kaufen. Aber“, schrie Bat und ließ sich zurückfallen, so daß er nun zwischen Tenggeri und Tumor ritt, „aber die meisten Scheine haben die geizigen Händler. Sie sind gierig wie die Elstern und raffen alles zusammen, was glänzt und glitzert, um es in ihr Nest zu bringen. Sie kaufen von den Leuten, die Seide weben, na, sagen wir einmal“, meinte Bat, „alle hundert Ballen für, na, na -“, der alte Zehnerführer strich sich nachdenklich über seinen rötlichen Bart, „na, so für tausend Scheine etwa...“

„Tausend solcher Scheine wie ich habe?“

„Ja, Tenggeri, tausend, es können auch für zehntausend sein...“

„Zehntausend?“

„Zehntausend!“

„Ihr übertreibt, Bat!“

„Nein, also bleiben wir bei tausend, sie kaufen für tausend Scheine hundert Ballen, und – jetzt hört gut zu – nun reisen sie in die Dörfer und kleinen Städte, schneiden von den Ballen soviel ab, wie die Leute haben wollen, verkaufen Stückchen um Stückchen, und wenn sie alles verkauft haben, stecken nicht tausend, sondern fünftausend Scheine in ihrer Tasche.“

„Wenn ich Seide weben könnte, würde ich sie selber verkaufen“, sagte Tumor.

„Dummkopf! Und wann willst du weben, wenn du von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt ziehen mußt? Ha, das wissen schon die Händler, daß das nicht geht, und sie wissen auch, daß die Handwerker froh sind, wenn sie ihnen alles auf einmal abkaufen. Trotzdem: Die Händler sind Betrüger, und unser Chan haßt sie, weil sie auch unsere Leute betrügen. Wollen wir von ihnen Eisen, damit unsere Schmiede genügend Schwerter, Äxte und Pfeilspitzen anfertigen können, bestimmen die Händler, wieviel Felle und gegerbte Häute wir ihnen dafür zu geben haben. Aber die gegerbten Häute und kostbaren Felle verkaufen sie im Reiche Chin so teuer, daß sie doppelt soviel Eisen kaufen können, wie sie uns gaben. Ja, ja, die Händler und das Papiergegeld sind das Unglück des Stadtvolkes. So sagt unser Chan.“

Bat ritt nun wieder an die Spitze der Gruppe.

„Zehntausend Scheine“, sagte Tenggeri noch einmal, „zehntausend. Das ist soviel, wie die Leibwache des Herrschers an Männern zählt.“

Am nächsten Morgen regnete es, aber dann schien doch wieder die Sonne, und Tenggeri dachte, es wird ein Tag wie der gestrige und all die Tage, die vorangegangen sind: Kein Kampf, kein Feind, kein Sieg. Ihm fielen Bats Worte ein: Es ist schon ein Jammer, bei der letzten Tausendschaft zu sein. Aber da lief plötzlich ein Ruf durch die Reihen der Krieger: „Boten!“ schrien sie, „Boten!“ Und wirklich, ganz in der Ferne rauchte der gelbe Staub aus der Steppe; gelockte Wölkchen standen über dem Gras, wuchsen und blähten sich, und endlich sah man zwei schwarze Punkte aus der Wolke gelben Staubes hervorschießen und kurz darauf in einer Senke verschwinden. Als sie erneut auftauchten, hörte man das feine Klingeln der Glöckchen. Die Tausendschaft hielt an, der erste Bote sprang vom Pferd, der zweite jagte weiter ins Hauptlager zu Dschingis-Chan.

„Der Feind hat uns an der schwach gesicherten Flanke bei

dem Städtchen Tzu-Hu überrascht und schwere Verluste zugefügt“, meldete der Pfeilbote dem Führer der Tausendschaft. „Gelingt es ihm, uns an dieser Stelle zu besiegen, werden seine Abteilungen umkehren und sich nach Osten wenden, um unserer Hauptmacht, die bereits nahe der Großen Mauer kämpft, in den Rücken zu fallen. Kommt, kämpft, fällt oder siegt an unserer Seite! Alles für den Chan!“

„Tod dem Feind!“ schrien die Krieger. Tausend Männer peitschten tausend Pferde.

„Tumor!“ rief Tenggeri und schlug seinen Schwarzen, das Geschenk des Herrschers; Tenggeri drückte sich in die Mähne des edlen Tieres und jagte mit neunhundertneunundneunzig anderen Reitern wie der wilde Sturm über die Steppe. Als er mit einemmal Bat neben sich entdeckte, brüllte Tenggeri: „Wir werden kämpfen, Zehnerführer, kämpfen, auch als letzte Tausendschaft!“

„Oder zu spät kommen!“

Zu spät? Tenggeri zog den kleinen Dolch hervor und setzte ihn dem Schwarzen auf den Hals, drückte ein wenig die Spitze hinein. Warmes Blut floß dünn über seine Faust.

„Laß das!“ schrie Bat. „Niemand hat es bis jetzt befohlen, oder willst du allein in Tzu-Hu ankommen?“

„Und warum befiehlt er es nicht?“

„Weiß ich's? Ich bin nicht Tausendschaftsführer, also gehorche ich ihm, wie du mir zu gehorchen hast!“

Ärgerlich nahm Tenggeri den Dolch vom Hals des Pferdes. „Dann werden wir eben doch zu spät kommen, wenn wir die Pferde nicht so hetzen, daß sie glauben, dem Tode davonfliegen zu müssen. Und mit dem Dolch am Hals fliegen sie, Bat...“

„Tzu-Hu ist zu sehen, Tzu-Hu – es brennt!“

„Ich seh's, Bat“, schrie Tenggeri übermütig.

Am Horizont leuchtete ein breiter gelber Streifen, beschienen von der Sonne und höckrig, als grasten dort unzählige Kamele.

Tenggeri hieb dem Schwarzen die Peitsche über das Maul und rief: „Tzu-Hu, Schwarzer, lauf!“ Das Pferd brüllte vor Schmerz.

Von vorn kam der Befehl: „Ausschwärmen! Gefechtsordnung!“ Die Tausendschaft öffnete sich wie ein Fächer. Äxte blitzten.

Der Donner der Hufe rollte grollend und drohend auf die Stadt zu. Man sah nun schon die Häuser aus Holz und die Hütten aus Lehm. Sie standen am Hang eines Hügels wie auf Stufen, und es sah aus, als stünden sie übereinander, um die Pagode zu stützen, die aus der Kuppe des Berges wie eine Pfeilspitze in den Himmel stieß. Und von diesem Himmel herab hing ein schwarzer Vorhang, aus dem Flammen schlüpfen, wenn ihn der Wind aufschlitzte.

Inzwischen hatte die Tausendschaft das Stadttor erreicht. Wie von einer Riesenfaust zerschmettert lag es im Staub. Dahinter standen Frauen und Kinder mit ängstlichen Gesichtern, weinten, klagten, knieten vor Toten oder vertrieben die Hunde, die gierig über die Leichen herfielen. Chinesen waren keine mehr da, und die da waren, waren tot.

Der Stadtälteste, ein Greis, der zu alt war, um noch weinen zu können, trat vor den Führer der Tausendschaft und sagte: „Wir gehören zum Stamm der Onguten und gehörten dem SOHN DES HIMMELS, dienten und gehorchten ihm. Als seine Soldaten hierherkamen, um gegen euch zu ziehen, plünderten sie Tzu-Hu, raubten und stahlen, schändeten unsere Frauen, als wären sie im Land des Feindes. So fragten wir sie: ‘Zahlten wir nicht pünktlich unsere Steuern an den Kaiser in Yenping?’ Und wir fragten weiter: ‘Nimmt er nicht auch unsere Steuern, um euch zu bezahlen? Ist es dann recht, daß wir dafür ausgeplündert, beraubt und entehrt werden durch euch, die ihr uns vor Feinden schützen sollt?’ – Aber sie lachten und verhöhnten uns und fuhren fort, uns zu schaden.“

„Und wo sind eure Männer?“ fragte der Tausendschaftsführer.

rer. „Ich sehe nur Frauen, Kinder und Greise.“

„Ja, wo sind sie? Als die Euren sich der Stadt näherten, entbrannte der Kampf am Tor, doch die Euren drohten zu unterliegen, denn sie waren wenige und ahnten wohl nicht, daß sie eine dreifache Übermacht Chinesen in den Gassen erwartete.“

„Und weiter?“ forderte der Führer der Tausendschaft.

Der Stadtälteste wandte sich jetzt um und blickte zur Pagode hinauf, die noch immer brannte und rauchte. „Der weise Buddha gab uns ein Zeichen, und so wandten sich alle unsere Männer gegen die chinesischen Soldaten und fielen ihnen in den Rücken, so, wie sie uns zuvor in den Rücken gefallen waren.“

„Wer ist Buddha?“

„Unser höchstes Wesen, der Erleuchtete! Om mani padme hum!“

„Was sagtet Ihr?“

„Ich betete, Herr!“

„Wir verehren Sonne, Mond, Feuer und Wasser, Alter. Trotzdem: Ihr könnt beten und verehren, wen Ihr wollt, Eure Männer haben gerecht gehandelt und...“

„...die chinesischen Soldaten vertrieben, Herr. Unsere tapferen Männer kämpfen jetzt an der Seite Eurer Krieger und sind bereits jenseits des Berges in die Wälder eingedrungen, um den Feind zu vernichten.“

„Mangi-Chan wird uns beistehen, Stadtältester!“

„Mangi-Chan?“

„Er ist unser Gott der Wälder. Als er noch unter uns weilte, war er ein großer, weiser Schamane und vermachte, da er Kraft und Macht besaß, sich mit einem Messer den Bauch aufzuschlitzen und seine Gedärme auf einen Teller zu legen. Aber dann ereilte ihn in den undurchdringlichen Wäldern ein Mißgeschick; er verirrte sich trotz seiner Macht und starb. Seitdem wurde sein Geist der Gebieter über Wald und Steppe.“

„Oh“, wunderte sich der Alte, „Ihr verehrt viele Götter?“

„Im Himmel nur einen, aber es gibt viele Geister, die wie Götter sind!“

„Und zur Sonne betet Ihr auch?“

„Ja, sie ist die Mutter des Mondes, weil der Mond von ihr sein Licht empfängt.“

Der Alte schwieg eine Weile bedrückt und dachte wohl: Also sind sie doch Barbaren. Sonne, Mond, Feuer, Wasser. Barbaren sind sie. „In eurem Reiche war noch kein Priester unserer Lehre?“

„Ihr meint die Lamas im gelben Gewand?“ Der Alte nickte.

„Doch, sie kommen manchmal mit den chinesischen Händlern zu uns. Da wir aber die Händler hassen, hassen wir auch jene, die mit ihnen kommen, da wir den Händlern nicht glauben, glauben wir auch denen nicht, die mit ihnen in ein Zelt kriechen!“

Der Stadtälteste knöpfte sein Gewand auf, schob seine welke Hand darunter, und als sie wieder zum Vorschein kam, hielt er eine lange Schnur mit vielen Kugeln in den Fingern, reichte sie dem Führer der Tausendschaft zum Pferd hinauf und sagte andächtig: „Ist auch der Sonne Lichtstrahl sehr heiß, Krieger, es entsteht kein Feuer ohne Brennglas; genauso kann die Woge des unendlichen Buddha-Segens sich nicht ergießen ohne die Lamas und Mönche. Also verehren wir die erhabenen Lamas und Mönche, weil sie die Lehre beherrschen und vollkommene Kenntnisse besitzen. Sie sind wie das große Meer, das alle Arten von Kostbarkeiten hervorbringt und das niemand auszuschöpfen vermag.“

„Was ist das?“

„Ein Gebetskranz, Krieger. Jedes Holzkügelchen bedeutet ein Om mani padme hum. Betet!“

Der Tausendschaftsführer betrachtete die glatten Holzkügelchen, ließ sie durch die Finger gleiten, zählte sie, lächelte und ritt plötzlich davon. Als er an einem brennenden Haus vorüber-

kam, warf er den Gebetskranz in die Glut, jagte mit seinem Pferd durch Flammen und Rauch und rief beschwörend: „Reinige mich, Feuer, reinige mich, verbrenne jene bösen Worte einer falschen Lehre, die man mir soeben einzureden versuchte!“

In den schmalen, schattigen Gassen war es kühl. Nur vereinzelt brannten noch Türstöcke und herabgefallene Balken. Manchmal stand eine Pappel ohne Blätter am Weg. Das Feuer hatte sie schwarz gemacht und steif und dürr. An zerbrochenen Lehmmauern lagen Chinesen und Mongolen und Onguten mit offenen Mündern, als wunderten sie sich, daß sie nicht mehr sehen und gehen konnten. Kinder und Frauen irrten umher, suchend und schluchzend.

„In solch einem Haus möchte ich nicht wohnen“, sagte Tenggeri. „Die Wände und das Dach aus Lehm, Stein oder Holz! Muß man da nicht fürchten, erschlagen zu werden, wenn das Haus einstürzt?“

„Ha“, antwortete Bat, „da hättest du die Häuser von Hsi-Hsia sehen sollen, gegen das wir vor Jahren Krieg führten. Die waren so hoch, daß wir den Feind in die Tiefe warfen, um ihn zu töten.“

Tenggeri, Bat und Tumor sprangen von den Pferden und stiegen den Hang hinauf. Hier standen noch viele unzerstörte Häuser, und zu beiden Seiten des Weges hockten Händler, boten Seide und Tee an oder hielten den mongolischen Kriegern schmale Brettchen entgegen, auf denen in Würfel geschnittenes Walnußmarzipan lag, das matt in der Sonne glänzte.

„Und wenn man nachts in solch einem Hause liegt“, wunderte sich Tenggeri noch immer, „sieht man nichts. Ich...“

„Doch, man sieht natürlich etwas: den Lehm, das Holz, die Steine“, spottete Bat.

„Wir aber sehen durch den Dachkranz unserer Filzjurte den Himmel, die Sterne und den Mond!“

Weiβ ich das nicht selber? dachte Bat. Die Jungen erzählen einem dauernd, was man schon lange weiβ. Bat langweilte Tenggeris Staunen. Er hatte Hsi-Hsia gesehen mit seinen goldbelegten Dächern, marmornen Treppen und gewaltigen Palästen, und er erinnerte sich der schlechten Soldaten von Hsi-Hsia, die den Reiterheeren Dschingis-Chans zu Fuß entgegengekommen waren, zu Fuß kämpften, zu Fuß siegen wollten, aber ausgelacht wurden und verloren und starben, zertreten von Zehntausenden Pferdehufen. Schuld daran war das Leben in den steinernen Häusern.

„Das Stadtvolk ist dumm und weich“, sagte jetzt Bat, „es kriecht hinter die Mauern, spürt keinen Sturm und keinen Regen mehr, schläft auf weichen Decken, hockt immer auf ein und demselben Platz und wird träge. Viele weben Seide, knüpfen Teppiche und pflücken Tee. Wird man aber davon tapfer? Nicht einmal der Wolf schreckt sie auf, denn selbst der Wolf meidet die Stadt. Und jene, die die Schwerter, Dolche und Äxte schmieden, wissen nicht damit umzugehen. Am liebsten möchten wohl alle Händler werden. Der Chan sagt auch: Das Stadtvolk ist dumm und weich; und der Chan sagt auch, daß er nie und nie in ein steinernes Haus ziehen werde.“

„Aber die Stadtleute hier haben gemeinsam mit den Unseren die Chinesen vertrieben, Bat“, bemerkte Tenggeri, als zweifte er an Bats Worten.

Der Zehnerführer sagte, das sei zwar wahr, obgleich er nicht habe sehen mögen, wie ungeschickt sie sich dabei benommen hätten. „Der Zorn wird's gewesen sein, der sie tapfer werden ließ.“ Schnell fügte er hinzu: „Übrigens, die chinesischen Generale sind noch dümmer als alles Stadtvolk zusammen, also wird es nicht so schwer gewesen sein, sie gemeinsam mit den Unseren zu schlagen! Kennt ihr das Geschichtchen von dem Chinesen-General Li?“

Nein, weder Tenggeri noch Tumor kannten es, und sie waren neugierig, es zu erfahren, zumal es ihnen Spaß machte, dem

alten Krieger Bat zuzuhören.

Bat begann: „Also General Li! Er gehörte zu den Generalen, die in dem Ruf standen, jede Schlacht zu verlieren, obschon, das muß man zugeben, auch in seinem Heer tapfere Chinesen waren. Als es nun wieder einmal soweit war, in einer Schlacht an der Großen Mauer – es ist Hunderte Jahre her! – zu unterliegen und sein Heer bereits zu Tausenden flüchtete, tauchte plötzlich, oder sagen wir genauer: fiel plötzlich ein riesiger Mann mit Schwert und Axt vom blauen Himmel und hieb auf die Feinde des Generals ein, so daß nun der Feind fliehen mußte. General Li war gerettet und außer sich vor Freude über diesen Sieg. Sofort begab er sich zu dem unbekannten Helden, wollte ihm von ganzem Herzen danken. Der Riesenmann aber sagte: ‘Oh, Ihr braucht mir nicht zu danken, General. Meine Tat war vielmehr ein Dank an Euch!’“

‘Wofür? Ich kenne Euch gar nicht, gütiger Mann!’ wunderte sich der Chinesen-General.

‘Wofür? Dafür, daß Ihr mir nicht weh getan habt. Euer Pfeil traf mich nämlich nie.’

‘Mein Pfeil? Habe ich auf Euch geschossen?’

‘Immer und immer wieder! Ich bin der Gott der Schießscheibe, General!’“

Tenggeri und Tumor lachten über das Geschichtchen, und Bat lachte mit, und sie lachten noch eine ganze Weile über den Chinesen-General Li, bis sie mit einemmal auf ihrem Weg zur Kuppe des Berges auf sieben Tote stießen, sieben tote Onguten und Mongolen, keine Chinesen, nur Mongolen und Onguten, mit Pfeilen im Rücken, gefiederten Pfeilen. Und die Toten lagen auf dem Bauch, und die Pfeile steckten senkrecht im Rücken. Es sah aus, als hätten die Männer hinter den Büschen lauernd gelegen, seien überrascht und getötet worden, indem man ihnen die Pfeile wie Lanzen durch den Rücken bohrte. Bat ging schneller. Nicht, daß ihm Tote leid taten – er hatte zu viele Tote gesehen –, aber diese Toten störten ihn; sie hatten das

Lachen über das Geschichtchen vom General Li getötet.

Als sie den Platz vor der Pagode erreicht hatten, schauten sie den Berg hinab über Holzhäuschen und Lehmhütten hinweg in die schattigen Gassen, auf die Krieger der Tausendschaft, die ihre Pferde durch Staub und Rauch trieben und nach versteckten Chinesen suchten.

Die Pagode war ausgebrannt. Nur zögernd kehrten die vorm Feuer geflohenen heiligen Tauben zurück und schlüpften mißtrauisch wieder unter die sanften Bögen der Dächer. Auf dem weiten Platz der Bergkuppe, zwischen Ulmen und Büschen, standen viele Götter aus Bronze, Holz, Pappe und Stein. Sie waren während des Brandes aus der Pagode getragen worden und wirkten im Freien hilflos.

Buddha lächelte sein über tausend Jahre altes Lächeln, aber er hatte ein rauchgeschwärztes Antlitz, Boddhisatwa lehnte mit gefalteten Händen an einem Baum und drohte umzufallen, sobald Wind aufkam. Auch die Schutzgottheiten lagen ratlos auf dem Sand des Pagodenplatzes. Und so zornig sie von den seidenen Bildern blickten, sie wehrten sich nicht und gehorchten sogar dem zartesten Lufthauch; unter ihnen war der gefürchtete Tschedordsche mit sieben Köpfen und achtzehn Armen. Er trug einen weißen Elefanten, ein Pferd, einen Esel, einen Stier, ein Kamel, einen Hirsch sowie eine Katze und eine mit Blut gefüllte Schädelsschale, über der das gebogene Opfermesser schwebte. Doch nun lag er auf dem Sand des Pagodenplatzes und war wohl froh, aus dem Feuer gerettet zu sein.

Zwischen all diesen Göttern liefen Lamas und Mönche, prüften, was noch fehlte, ordneten, was übriggeblieben war. Einer der Mönche kam auf Tenggeri, Bat und Tumor zu und sagte mit traurigem Gesicht: „Alles Leben ist Leiden. Diese Leiden entstehen durch den Durst nach Lust. Also kann die Aufhebung des Leidens nur durch die Vernichtung des Begehrens geschehen. Und so führt nur der achtteilige Pfad zur

Aufhebung des Leidens.“

„Versteht Ihr das, Bat?“ fragte Tenggeri und schaute den kahlköpfigen Mönch verwundert an.

Bat machte eine gernschätzige Handbewegung und meinte, solch gelehrtet Geschwätz habe er noch nie verstanden. Im übrigen sei der Lärm von sieben Weisen und neun Gelehrten nicht nötig, um den Bambus sprießen zu lassen.

„Ich sage Euch die vier Wahrheiten der gelben Lehre“, meinte der Mönch.

„Da hast du's“, sagte Bat und wollte gehen.

„Bleibt!“ forderte der Mönch. „Die gefleckte Giftschlange fasse nicht an, nimm dich in acht! Faßt du die gefleckte Giftschlange an, so hüte dich vor dem Gift! Genauso aber ist es mit dem Priester, Krieger: Den verehrungswürdigen Priester bringe nicht auf, nimm dich in acht! Bringst du den verehrungswürdigen Priester auf, so hüte dich vor seiner Macht!“ Der Mönch war jetzt nahe an die drei herangetreten und hielt ihnen die hohe gelbe Mütze entgegen.

„Er bittelt“, sagte Bat, „bittelt für die abgebrannte Pagode.“

„Und was sollen wir ihm geben?“ fragte Tenggeri.

„Geben? Nichts, Jüngling, er hat seinen Gott und wir haben den unseren, weshalb sollten wir seinem Gott ein Geschenk machen? Vielleicht, damit er stärker als der unsere wird? Kommt!“

In diesem Augenblick stach sich der Mönch eine lange silberne Nadel durch die Wange, und da er den Mund weit öffnete, sah man, wie sie zwischen den Zähnen dahinglitt, sich in die Innenwand der anderen Wange bohrte und gleich darauf außen wieder hervorkam. Danach trieb er die Nadel in den Stamm eines Baumes, so daß sein Kopf an der Rinde befestigt war. Er weinte, der Mönch, und er wimmerte und hielt noch immer die hohe gelbe Mütze hin.

„Tötet er sich?“ fragte Tenggeri.

„Ach was, er tötet sich nicht, er bittelt, ich sagte es schon“,

antwortete Bat und lachte.

„Bettelt? Mit der Nadel im Gesicht und dem Blut, das an den Wangen herabrinnt?“

„Er fordert Mitleid! Er will sagen: Solange du mir nichts schenkst, solange muß ich mich quälen. Gibst du mir etwas, werde ich die Nadel herausziehen und lächeln.“

Der Mönch indessen war nach wie vor mit dem Stamm der Ulme verbunden und starnte aus verweinten Augen auf Tenggeri, nur auf ihn, nicht auf Bat, nicht auf Tumor, denn von Bat dachte er: Du wilder Barbar bist mit den Kriegen alt geworden und vermagst nur mit dem Schwert zu reden, das Leid der andern ist deine Tag- und Nachtfreude, fremdes Blut berauscht dich wie Wein. Von Tumor dachte er: Du bist zwar noch jung und still, doch dein einfältiges Gesicht sagt mir, daß du meist nur das tun wirst, was dir der alte Barbar rät oder befiehlt. Von Tenggeri hingegen dachte er dies: Du, Jüngling, lebst mit der Neugier in deinem Kopf, willst alles sehen und alles hören, willst überall dabeisein, und das Gute an dir ist: Deine Augen erzählen, wie du siehst und wie du hörst und was du empfindest. Also wirst du auch die Kraft haben, das zu tun, was du willst. „Sehen, was recht ist, und es nicht tun, ist Feigheit“, sagte der Mönch zu Tenggeri, und weil er den Mund bewegt hatte, lief jetzt ein wenig mehr Blut an den Wangen herab.

„Wie er lallt“, rief Bat. „Ich werde ihn vom Baum wegstoßen, dann zerreißt es ihm das Gesicht, und er wird tanzen vor Schmerzen, so, als stünde er in einem Kessel mit kochendem Wasser.“

„Nein!“ schrie Tenggeri.

„Wieso nein? Und weshalb schreist du so! Er wird tanzen, tanzen wird er, verlaß dich drauf.“ Bat, der schon einige Schritte fortgegangen war, kam wieder zurück und stieß dabei lachend den großen Boddhisatwa, der noch immer mit gefalteten Händen am Baum gelehnt hatte, um, wobei der Kopf auf

einer knorriegen Ulmenwurzel zerschellte. „Du siehst, selbst ihre Götter taugen nichts. Ein Stoß, und die stürzen. Dieser hier ist aus gebranntem Lehm und liegt jetzt mit zerplatztem Schädel im Sand. Und da soll er ein Gott sein? Ein Gott aus Lehm? Sind denn Götter aus Dreck und Steinen oder Holz und Eisen? Und seit wann macht man sich die Götter selbst, stellt sie auf, wie man eine Jurte aufstellt?“ Bat zog einen Pfeil aus seinem Köcher und flüsterte böse: „Kitzeln werde ich ihn. Ich setze ihm die Pfeilspitze an den Hals, drück ein bißchen und noch ein bißchen, und dann wird der Bettelmönch hüpfen und die Silbernadel wird sein Gesicht zerfetzen oder“, er ging auf den Priester zu, „he, hörst du, zieh deine Nadel heraus, aber schnell!“

„Om mani padme hum“, betete der Mönch und starre unentwegt auf Tenggeri. „Om mani padme hum.“

„Er hat keine Furcht“, bemerkte Tumor und sah erstaunt zu.

„Furcht?“ Ein anderer Mönch war inzwischen hinzugekommen und stand mit gefalteten Händen zwischen dem Priester an der Ulme und Bat. „Wie sollte er Furcht haben, wo ihm der Erleuchtete Kräfte gibt, die Euch fremd sind? Er wird so lange leiden, bis Ihr ihm etwas schenkt, und er würde lieber sterben, als Eurer schmutzigen Worte wegen auf die Leiden verzichten. Bettelt er denn für sich? Oh, er ist arm und will nicht reich werden; er bettelt, damit die zerstörte Pagode neu erstehe und Buddha darin wieder Platz nimmt. Ist das schlecht?“

„Dummkopf! Eure Götter sind aus Lehm, also will ich mir doch mal ansehen, woraus solch ein Mönchsschädel gemacht ist, verstehst du!“ Bat stieß den Lama zur Seite und lief mit dem Pfeil zur Ulme.

„Laßt das, Zehnerführer“, schrie Tenggeri.

„Er will was von uns, also soll er auch etwas von uns bekommen.“

„Bat!“

Aber Bat hörte nicht, und er hörte nicht, als Tenggeri ein

drittes Mal rief: „Bat, laß das! Er hat uns nichts getan, wofür wollt Ihr ihn also strafen?“ Da riß Tenggeri dem Zehnerführer den Pfeil aus der Faust, und der Pfeil zerbrach; Bat stand plötzlich steif wie ein Holzpfahl auf dem Sand des Pagodenplatzes und sah wie gelähmt zu, als Tenggeri dem Mönch zwei seiner Scheine gab, die er von den chinesischen Gefangenen erhalten hatte. Der Lama zog sofort die Silbernadel aus dem Gesicht, lächelte und verschwand. In Bats bleiches Gesicht war das Blut zurückgekehrt. Drohend zuckte die dunkelrote Narbe über dem rechten Auge, seine Finger krümmten sich wie Krallen, und der Mund öffnete sich. „Der Jüngste ist also der lauteste“, sagte er leise. „Alle Kriege habe ich mitgemacht...“

„Und Ihr könnt jede Schlacht mit einer Narbe belegen“, unterbrach ihn Tenggeri. „Und das neunzehnte Pferd reitet Ihr.“

„Still!“ brüllte Bat. „Dein Spott wird dir gleich im Halse erfrieren!“

„Aber Zehnerführer! Gerade habt Ihr noch steif und leblos herumgestanden wie einer ihrer vielen Götter, und jetzt, wo alles vorbei ist...“

„Vorbei? Laß dir das sagen, Jüngling: Noch nie, nie hat es einer gewagt, mir einen Pfeil aus der Faust zu schlagen. Nimm dein Messer!“

„Aber Zehnerführer...“

„Nimm dein Messer, sage ich!“

„Der Chan braucht jeden, Bat. Ihr werdet ihm fehlen!“ Tenggeri riß nun ebenfalls seinen Dolch aus dem Lederfutteral, zupfte ein Ulmenblatt vom Baum, hielt Blatt und Messer Bat entgegen und zerschnitt das weiche Blatt mit der blitzenden Klinge, glaubte aber noch nicht daran, daß es wirklich zum Kampf kommen würde. „Ich habe Angst, Bat...“

„Dacht ich mir's doch, natürlich, Angst!“

„...Angst um Euch, Zehnerführer! Ihr seid alt und stelzt schon steifbeinig wie ein Kranich umher.“

„Steifbeinig? Das werden wir gleich sehen! Steifbeinig, warte!“ Ein gräßliches Lachen brüllte aus seinem Mund. Er duckte sich wie zum Sprung. Tenggeri sah die perlenweißen Zähne vor dem dunklen Schlund und die roten Augen unter den buschigen Brauen. Dann schob Bat die Zunge ein wenig heraus und beleckte sich die Lippen. „Wie ein Wolf seht Ihr jetzt aus! Seid Ihr auch so feige?“

„Tumor soll das Zeichen geben!“ forderte der Zehnerführer und ließ Tenggeri nicht aus den Augen.

Er will wirklich den Kampf, dachte Tenggeri und erschrak. Bis zu diesem Augenblick hatte er seine Angst mit Spott geschmückt und die Furcht hinter Lachen versteckt.

„Tumor!“ schrie Bat, „warum gibst du nicht das Zeichen?“

Und da Tumors Zeichen noch immer ausblieb, dachte Tenggeri, mir ist wie damals, als der Schimmelhengst ausgebrochen war; und als ich zum Chan gerufen wurde, sagte ich mir, lachen mußt du, Tenggeri, einfach lachen, und du mußt so groß bleiben wie du bist, denn du hast ein reines Herz und keine schlechten Gedanken, du bist stark und keiner von denen, die liegenbleiben, wenn sie gefallen sind. „Ich bin bereit, Bat!“ sagte er.

„Tumor!“

„Vielleicht ist er nicht mehr da?“

„Dann sieh nach!“

„So! Und während ich meine Augen von Euch nehme, stecht Ihr zu, Bat!“

„Das verstieße gegen die Regel! Sieh schon nach, ob Tumor noch da ist.“

„Nein, nein, Bat, eine Regel taugt nur, wenn sie ein dritter überwacht. Wer sollte Euch denn anklagen, wenn Ihr mich getötet habt? Aber vielleicht wollt Ihr nach Tumor sehen?“

„Ich?“ Bat lachte und sagte: „Machen wir es so: Jeder geht fünfzehn Schritt zurück, und dann sehen wir beide nach, wo Tumor ist.“

„Gut, Bat.“

„Also – jetzt!“

Die Schritte zählend, gingen sie rückwärts und entfernten sich immer weiter voneinander. Doch nun standen auf dem Platz die vielen Götter aus Lehm, Holz und Eisen, große wie kleine standen da, und so geschah es, daß Tenggeri sah, wie der Zehnerführer, rückwärts laufend, sich solch einer Figur näherte. Er wird gleich stürzen, dachte Tenggeri vergnügt und beabsichtigte nicht, Bat zu warnen. Der Zehnerführer hingegen beobachtete das gleiche auf Tenggeris Seite, denn auch dort standen Buddhas und Schutzgeister stumm auf dem Platz, und auch Bat freute sich insgeheim darüber, im nächsten Moment Tenggeri rücklings hinfallen zu sehen. Im Eifer dachte keiner daran, daß ihm das widerfahren könnte, was beim anderen gleich geschehen mußte.

Also stürzten beide, Bat über den Gott Padmasambhava, der mit untergeschlagenen Beinen auf einer fünffarbigen Lotosblume thronte und eine Mütze mit Donnerkeil und Pfauenfeder trug, Tenggeri über Yama, der mit seinen fünf Totenschädeln vor der heißen und kalten Hölle schrecken sollte. Da Bat wie Tenggeri fürchteten, irgendeiner Tücke des anderen in die Falle gegangen zu sein, sprangen beide entsetzt auf, und erst als sie sahen, daß außer Göttern und Geistern, Ulmen und Sträuchern, Himmel und Sand niemand auf dem Platz war, lachten sie, lachten über sich selbst und steckten die Dolche zurück in die Futterale, als paßten sie nicht zu dem Gelächter.

Am Fuße des Berges lag die Stadt Tzu-Hu, beschienen von der Abendsonne. Aus den Gassen rauchte der gelbe Staub, aufgewirbelt von Reitern. Träge schwebte er über Häusern und Ruinen, und manchmal packte ihn ein Windstoß und riß ihn mit sich fort, dann verschwand er so plötzlich, wie Bats Jähzorn verschwunden war.

„Und wo ist Tumor?“ fragte der Zehnerführer. „Weshalb schlich er sich heimlich davon?“

„Ist es nicht gut so, Bat?“

„Gut?“

„Überlegt, was geschehen wäre, wenn er das Zeichen hätte geben können!“

Der Zehnerführer knurrte etwas. „Ach“, sagte er und blieb erstaunt stehen, „du Schakal, du hast ihn weggeschickt, damit er das Zeichen nicht...“

„Und wenn es so gewesen wäre, Bat?“

Der Zehnerführer zögerte eine Weile und sagte dann leise: „Auch gut. Es ist nämlich so: Wenn mich der maßlose Zorn überfällt, dann...“

„Ich weiß, Bat. Aber – Tumor habe ich nicht weggeschickt, wirklich nicht.“

„So!“ Bat ärgerte sich, Tenggeri gegenüber eingestanden zu haben, daß es auch gut gewesen wäre, wenn er Tumor weggeschickt hätte.

Sie liefen nun wieder zu den Pferden und stiegen mit ihnen den steilen Hang hinab. Die Händler saßen noch am Weg, hockten schweigend und ermattet von der Hitze des Tages wie Steine zu beiden Seiten. Hinter den Büschen, wo die sieben toten Mongolen und Onguten gelegen hatten und wo das laute Lachen über Bats Geschichten um General Li verstummt war, sahen sie jetzt nur noch die Fetzen von den Kleidern. Der Wind hatte sie auf die Dornen des Gestrüpps gespießt und ließ sie wie Fahnen flattern. Das Blut war getrocknet und mit Staub bedeckt, und einige eiserne Pfeilspitzen lagen umher. Aus dem Gebüsch stieg ein schwarzer Geier; schwer und mächtig schwang er sich über die Zweige, peitschte mit seinen breiten Schwingen den Staub und schreckte ein Rudel satter Hunde auf, das unter dem Blätterdach geschlafen hatte.

Der alte Bat sagte: „Ja, ja, das geht schnell.“

Dort, wo der Tausendschaftsführer mit dem Stadtältesten von Tzu-Hu gesprochen hatte, brannten viele Feuer, und über den Feuern hingen große Kessel voll Pferdefleisch, um die sich die

Krieger drängten. Jeder hatte sein Messer in der Hand, und sobald er an der Reihe war, schnitt er sich ein Stück von den Knochen, die steif aus dem dampfenden Kessel ragten. Danach setzte er sich zu den übrigen auf die zerbrochenen Balken oder die zerstörten Mauern der kleinen Häuser und aß, bestaunt von Kindern, die hungrig und mißtrauisch abseits standen, aber hin und wieder auch ein Stückchen abbekamen und darum wie zahme Vögelchen ganz in der Nähe dieser fremden Soldaten blieben.

Die Nacht verbrachten die meisten Krieger in den Ruinen von Tzu-Hu, hinter den zerbrochenen Mauern und unter den blanken Sternen. Anfangs hatten die Bewohner geglaubt, sie müßten die unzerstörten Häuser verlassen, um den Mongolen Platz zu machen, worüber sie nicht so erstaunt gewesen wären wie jetzt, da sie unter einem schützenden Dach und die Soldaten unter freiem Himmel lagen. Also sagten sich die Onguten: Sie sind freundlicher als ihr Ruf. Und so schleppten sie Wein herbei, guten Wein in großen Krügen, den sie vor Chinesen wie Mongolen versteckt hatten, Wein aus Milch. Erst als die Kunde durch Tzu-Hu lief, selbst der Tausendschaftsführer habe das ihm angebotene Haus des Stadtältesten, ein Gebäude mit neunbögigem Dach und schön wie ein Tempel, schimpfend wieder verlassen, erfuhren die Einwohner den wahren Grund: Die Soldaten aus der Steppe fürchteten die schweren Balken über ihren Köpfen, vermochten nicht zu schlafen und sagten: Wenn der Sturm die Jurte zerschlägt, begräbt er uns unter weichem Filz, und wir richten die Jurte wieder auf, wenn der Wind aber das schwere Dach herabstürzt, sind wir für immer begraben.

Freilich, der Wein war nun nicht mehr zurückzunehmen, obschon es die meisten Bewohner gern getan hätten. Also mußten sie mit den fremden Kriegern in den Ruinen ihrer Häuser hocken und trinken, wenngleich sie lieber geweint hätten. Doch der Wein war wirklich gut; er vertrieb bald die

traurigen Gedanken und weckte das Lachen. Das war zu der Zeit, als der Mond aufging, groß und gelb wie ein Kürbis, zwischen Pappeln und Ulmen; dann aber drang er über die Baumspitzen hinaus und erbleichte und beschien mit seinem fahlen Licht die Stadt Tzu-Hu. Es war ein gespenstisches Bild: Die Mongolen tanzten mit den Onguten, und alle tanzten auf den Trümmern von Tzu-Hu, der Stadt am Berg. Aus ihnen schrie der gute Wein, und der Wein ließ sie hüpfen, springen, kreischen inmitten der zerbrochenen Mauern und verbrannten Bäume. Die unzerstörten Häuser waren leer und standen stumm in der Nacht, schauten auf die Tanzenden in den Ruinen, als fürchteten sie, nie mehr benötigt zu werden.

Die Soldaten sangen. Es war ein böses Lied, das mit den Flammen der Lagerfeuer emporstieg. Zunächst sangen es die Krieger allein, dann aber forderten sie die Bewohner auf mitzusingen. Und sie sangen es mit, und die großen Krüge wanderten von Mund zu Mund. Bald jedoch sangen sie es ganz allein, die Bewohner von Tzu-Hu, denn der Wein war nicht nur gut, sondern auch gemein, und die fremden Krieger lachten, als sie aus den schreienden Mündern der Onguten ihr Lied hörten, in dem es hieß, daß alles Stadtvolk dumm sei, daß es in festen Häusern lebe und unter schweren Dächern, die herabstürzen könnten; und noch mehr Gelächter erscholl, als die Tzu-Hu-Bewohner grölten, daß das Steppengras besser als jedes Bett sei und der große, mächtige Himmel fester als jedes Dach.

Doch auch die größten Krüge werden leer, und die lautesten Lieder verklingen. Der Taumel verlor an Kraft, die Müdigkeit erdrosselte den gräßlichen Tanz auf den Trümmern. Schlafend lagen sie in den Ruinen, die Krieger wie die Onguten. Nur wenige zogen noch brüllend und singend durch die Straßen, suchten nach neuem Wein und schrien: „Sie haben mit uns das Steppengras gelobt und den Himmel gepiresen, wozu brauchen sie also noch Bett und Dach?“

Und so warfen die fremden Soldaten ihre Fackeln in die

unzerstörten Häuser und riefen: „Heiliges Feuer, reinige die Bewohner dieser Stadt, wie du uns gereinigt hast, verbrenne alles, was unsere Urväter nicht kannten, die Mauern, die Balken, die Dächer und die Sehnsucht nach neuen Häusern!“

Von dieser Nacht an gab es kein Tzu-Hu mehr.

Nur das Gras wuchs wieder.

## Dschingis-Chan spricht mit den Göttern

Mit der aufsteigenden Sonne im Rücken, jagten neunmal neun Boten über die Steppe. Sie kamen von der vordersten Linie. Jeder ritt allein; sein Abstand zum rechten und linken Nebenmann war so weit, daß er ihn gerade noch sehen konnte. Es waren die Boten des Sieges, gekleidet in blaue Gewänder, geschmückt mit den Mützen aus Zobelfell. Sie saßen auf prächtigen Schimmeln, und golden leuchteten die Glöckchen an den Riemen der Pferde.

„Kehrt heim“, rief jener, der über die Trümmer von Tzu-Hu ritt. „Die chinesischen Abteilungen sind geschlagen. Das Land bis zur Großen Mauer gehört jetzt unserem Chan und wird seinen Herden als Weideplatz dienen.“

Die Tausendschaft brach sofort auf.

Zurück blieb das zerstörte Tzu-Hu mit seinen traurigen Bewohnern. Von fern wirkten die Onguten wie schwarze Totenvögel, die auf Mauerresten und rauchgeschwärzten Balken hockten. Aber das kümmerte die Krieger nicht. Die meisten dachten sogar, etwas Gutes vollbracht zu haben, indem sie die Städter ihrer Häuser beraubt und gezwungen hatten, ihr Leben wieder unter freiem Himmel, in einer Jurte, in einem Zelt zu verbringen. Das würde sie zäher machen und eines Tages so tapfer sein lassen, wie es Väter und Urväter gewesen waren.

„Also haben wir doch nicht gekämpft“, sagte Tenggeri nachdenklich. „Demnach werden wir das nächste Mal abermals die letzte Tausendschaft sein.“

„Habe ich nicht gleich gesagt, daß es ein Jammer ist?“ erwiderte Bat. „Wir waren in einem Krieg, doch den Feind sahen wir nicht. Das ist, wie wenn du den ganzen Tag an einem See sitzt und keinen Fisch fängst. Was ist ein Fischer ohne

Fische und ein Krieger ohne Krieg?“

Im Hauptlager am Onon hatte Dschingis-Chan alles vorbereiten lassen, um die Sieger würdig zu empfangen. Tausende Stuten waren gemolken worden, und nun schäumte der Kumys in den Porzellanbottichen längs der Ordu-Straße. Aber auch Reiswein wurde ausgeschenkt, und Pferdefleisch gab es soviel, wie sich nur jeder wünschte.

Die letzte Tausendschaft zog als erste ein, von keinem beachtet, von niemand erwartet. Nicht einmal die Mütter der Söhne traten aus ihren Jurten und schon gar nicht die Mädchen, denn die Jüngsten kamen ohne Beute, ohne Edelsteine, ohne Elfenbein, ohne Seide, nicht einmal Salz brachten sie mit.

Oschab sagte zu Tenggeri: „Da bist du also wieder!“ Und Gärel sagte, ohne aufzublicken: „In einer Nacht habe ich von dir geträumt, Tenggeri.“

„Von mir?“

„Ja, von dir! Du kamst aus dem Krieg und machtest uns ein Geschenk.“ Und leise fügte sie hinzu: „Weil wir dich doch damals in unserer Jurte aufgenommen haben!“

„Sei still“, schimpfte Oschab, „haben wir ihn aufgenommen, damit wir an seinem Leid verdienen?“

„Es war ja auch nur ein Traum, und dann: Er kann gar nichts mitgebracht haben, wo er bei der letzten war.“

„Setz dich“, sagte Oschab, „und höre nicht auf das Geschwätz. Du siehst, die Alten haben recht, wenn sie sagen: ‘Liebe dein Weib wie deine Seele, aber klopfe es wie deinen Pelz!’“

Tenggeri lachte und hockte sich auf die Felle. „Ich habe dir trotzdem etwas mitgebracht, Gärel.“

„Einen kostbaren Stein?“

Tenggeri schüttelte den Kopf und lächelte listig.

Gärel fiel auf die Knie, ihre Augen funkelten, und sie sagte: „Einen Diamant vielleicht? Sag, daß du mir einen Diamant mitgebracht hast.“

„Keinen Diamant, Gärel.“

„So, keinen. Dann Seide?“

„Keine Seide, Gärel.“ Kniend rutschte sie näher zu Tenggeri.

„Oschab, hörst du, er spielt mit meinen Wünschen. Ist es nicht schön, wie er mich lockt?“

„Sehr schön“, sagte Oschab, und zu Tenggeri meinte er: „Du kannst jetzt bis zum Onon laufen, sie wird dir nachkriechen wie eine Schlange und fiepen wie ein Murmeltier.“

„Gold, ja, einen Klumpen Gold hat er mir mitgebracht. Ist es so, Tenggeri?“ Gärel kniete nun dicht vor ihm. „Sag schon, daß du einem reichen chinesischen Händler das Gold abgenommen hast. Sag's, er verdient es.“

„Nein.“

„Nein? Was hast du da mitgebracht? Oschab, er macht sich lustig über mich!“ Sie hatte jetzt ein böses Gesicht und blickte unsicher zu ihrem Mann und dann wieder zu Tenggeri. „Kein Gold, keinen Stein, keinen Diamant, keine Seide?“

„Sieh sie dir genau an, Tenggeri, so sind alle Weiber“, flüsterte Oschab vergnügt, „ein Feldzug, aus dem der Krieger nichts mitbringt als sein Leben, ist für sie eine unnütze Sache.“

„Und für den Chan?“ keifte Gärel. „Führt er Krieg, um nichts und nichts zu erhalten?“

„Sie ist verrückt!“ sagte Oschab, sprang auf, packte sie an den Haaren; der Kopfschmuck zersprang, die Korallenschnüre zerrissen, und die kleinen, roten Perlen fielen wie Tropfen von Blut auf die weißen Felle. „Verrückt ist sie! Hast du nicht wenigstens eine Handvoll chinesisches Gras mitgebracht, womit wir ihr das Maul stopfen können?“

„Gras? Schenkt der Chan seinen Hunderten Frauen chinesisches Gras?“ schrie Gärel, und da Oschab sie noch immer an den Haaren zog, sprang sie auf und stampfte mit den Füßen auf den Fellen und Perlen umher.

„Ich habe dir trotzdem etwas mitgebracht“, sagte Tenggeri schmunzelnd. Sofort ließ Oschab die Frau los, und sie fiel

wieder auf die Knie, flüsterte:

„Er hat mir doch etwas mitgebracht! Siehst du, Oschab. Und was ist es, lieber Tenggeri?“

„Ein paar Schafe oder ein Kamel!“

„Oder? Wieso oder? Ach, du weißt noch gar nicht, was du mir schenken willst? Ein paar Schafe oder ein Kamel! Sieh mal an, Oschab.“ Mißtrauisch blickte sie auf den Jüngling.

„Du kannst selbst bestimmen, Gärel, was du haben willst, ein paar Schafe oder ein Kamel.“

„So!“ Ratlos schaute sie zu ihrem Mann, der aber war nun selber etwas erstaunt und sah zu Tenggeri. „Und wo hast du die Schafe oder das Kamel?“

„Hier in meiner Tasche“, sagte Tenggeri, und er freute sich, sagen zu können, daß er ein Kamel oder einige Schafe in der Tasche stecken habe. Und er lachte dabei wie ein Kind, und gerade das Lachen war es, was Gärel erneut zornig machte.

„In der Tasche?“ schrie die kleine Frau.

Auch Oschab war entsetzt. „Du solltest in deinem Spott nicht maßlos sein, Tenggeri. So klein ein Vogel auch sein mag, er hat doch Galle und Leber!“

„Jag ihn aus der Jurte, Oschab!“

Doch Tenggeri hatte die kleinen wunderlichen Chinesen-Scheine schon hervorgeholt und sagte: „Das ist kein Gold, aber wenn man viel davon hat, kann man Gold damit kaufen, so, wie man mit den wenigen, die ich dir schenke, Gärel, ein Kamel oder ein paar Schafe kaufen kann, natürlich nur bei den chinesischen Händlern.“

„Sprichst du die Wahrheit, Tenggeri?“ fragte die Frau mißtrauisch. Tenggeri nickte.

Oschab dagegen sagte, er habe von solchen Scheinen bereits gehört, aber es nicht recht geglaubt, da so viele Geschichten aus dem Reiche Chin erzählt würden, die wie Märchen klängen. Interessiert betrachteten er und Gärel die geheimnisvollen Zeichen auf dem Papiergele. Oschab meinte:

„Man sagt auch, während der Schreiber unseres Chans, der weise Tatatungo, die Worte unseres Herrschers in eiserne Tafeln ritzt, malten die chinesischen Schreiber sie mit schwarzer Farbe auf feines Papier. Jetzt, wo ich diese Scheinchen sehe, glaube ich es, Gärel.“

Und Tenggeri erwiderete: „Nicht nur das, sie schneiden die Zeichen in weiches Holz, bestreichen das Holz mit schwarzer oder roter Farbe, legen Papier darauf, nehmen das Papier wieder herunter und plötzlich siehst du die Zeichen auf dem Papier.“

„Hast du das alles gesehen?“ fragte Gärel.

„Nein, aber die Krieger erzählten es.“

Erneut wendeten sie die kleinen Scheine und lächelten wie Kinder. „Ein paar Schafe oder ein Kamel“, wiederholte Gärel. „Er hat mir also doch etwas mitgebracht, Oschab!“

„Ja, und du schreist herum. Sogar aus der Jurte sollte ich ihn jagen.“

Die Frau kniete sich abermals hin, und jetzt sammelte sie die kleinen Korallenperlen von den Fellen, wortlos und beschämtd. Eine Weile darauf sagte sie leise: „Warst du, Oschab, nicht auch erstaunt, als Tenggeri sagte, das Kamel oder die Schafe steckten in seiner Tasche?“

„Na ja, aber...“

„Verzeiht“, unterbrach Tenggeri, „doch es hat mir großen Spaß gemacht, Euch so zu antworten. Und gelogen habe ich nicht!“

„Nein, gelogen hast du nicht“, antwortete Gärel. „Und ich danke dir für das Geschenk, Tenggeri. Es ist das erstemal, daß einer meiner Träume in Erfüllung geht.“ Rechts von der Tür hing ein lederner Sack am Gestänge der Jurte. Die kleine Frau schöpfte daraus eine Schale voll Kumys und reichte sie Tenggeri, und die Schale war aus Birkenholz geschnitzt, und sie wanderte nun von Mund zu Mund. Genußvoll schlürften sie das kalte Getränk. Durch die Dachluke fiel Mondlicht. An

Oschabs Bart hing weißer Schaum.

Die drei schwiegen.

Draußen knarrte ein Wasserkarren über den Weg. In der Ferne wieherten Pferde. Ein Hund bellte.

Gärel füllte noch einmal die Birkenholzschale, und noch einmal ging sie von Mund zu Mund. Und noch immer schwiegen sie. Der eine dachte das und der andere jenes, und jeder schien dem andern die Stille zu wünschen. Vielleicht dachten auch alle drei an den eigenartigen Streit, der vorhin die Jurte erfüllt hatte, und so verzieh nun einer dem andern ein zweites Mal, denn die Stille ist die Mutter des guten Gedankens.

Die kleine Frau hatte sich, auf den Fellen sitzend, mit dem Rücken an den Senkrechtstab der Jurte gelehnt und schaute zur Luke hinauf in den Sternenhimmel. Im Schein des Mondes wirkte ihr Gesicht wie ein ausgebleichter Schädel im Steppengras. Und plötzlich begann sie ganz leise und zart zu singen:

„Wenn der Wind weht, beugt er die Gräser,  
in die mich meine Mutter nackt legte,  
als ich geboren ward.

Wenn ich gestorben sein werde,  
werde ich wieder nackt in den Gräsern liegen,  
die der Wind beugt.

Dazwischen lag Sturm, Kälte, Hitze, Angst!  
Das Essen und Trinken, das Gebären und ein  
unsicheres Lachen.

Die Freude aber ging an meinem Zelt meist vorbei  
und huschte unter das Goldene Dach<sup>2</sup>.

Ein Baum ohne Wasser verdorrt,  
ein Mensch ohne Freude wird böse.“

Auch jetzt, als die Frau geendet hatte, sagte keiner etwas. Tenggeri dachte: Nein, böse ist sie nicht. Er wäre am liebsten

---

<sup>2</sup> Palastzelt des Herrschers

aufgestanden und zu ihr gegangen, hätte der müden Frau das Haar gestreichelt und ihr etwas Gutes gesagt. Aber es fiel ihm nichts ein, oder es fiel ihm so viel ein, daß er nicht wußte, welches Wort das schicklichste gewesen wäre. Also schwieg er; und da entdeckte er auf den mondweißen Fellen eine einzige rote Perle. Tenggeri hob sie auf und gab sie Gärel, indem er sagte: „Sie ist noch von vorhin; es tut mit jetzt leid, daß ich dir die Scheine nicht gleich gegeben habe.“ Er küßte die bleiche Stirn der müden Frau und fragte, wo ihre Kinder seien, denn sie habe nie von ihnen gesprochen.

„Als sie Jünglinge waren, kämpften sie für den Chan und schufen so mit ihm das Reich. Jeder Sieg ein Toter, jeder Fluß eine traurige Erinnerung, denn den einen traf ein Pfeil am Kerulon, den anderen eine Streitaxt am Baltsch, der dritte wurde an den Schilfufern der Selenga getötet, der vierte ertrank während der Schlacht in dem wilden Wasser der Tola. Unsere drei Töchter raubten die Merkiten. Wenn der Wind vom Norden her zu uns dringt, höre ich sie weinen.“

Oschab schließt.

Die Nacht war noch lang, und Gärel begann wieder zu singen:

„Wenn der Wind weht, beugt er die Gräser...“

Sie sang so leise, daß ihr Lied in der Jurte blieb, und es war, als wollten die Filzwände sie davor schützen, daß ihr Schmerz nach draußen floh, in die Ohren der nachtschwarzen Wächter, die auf der breiten Lagerstraße auf und ab schritten und denen kein drohendes Geräusch und kein ungebührliches Wort entging.

Dschingis-Chan hatte die siegreichen Heerführer rufen lassen. Der eine hieß Dschebe, der andere Muchuli, und nun standen

beide vor ihrem Herrscher. Lachend empfing sie der Chan, ja, er kam ihnen sogar entgegen, war aufgestanden von seinem goldenen Thron und herabgestiegen und durch das Spalier der Nebenfrauen gegangen.

„Der Himmelssohn, dieser brünstige Schakal, wollte uns strafen, uns, uns, uns!“ schrie er lachend und umarmte Muchuli und Dschebe. „Ihr zwei, die ihr wie strahlende Sonnen unter meinen Heerführern seid, habt mit dem geringsten Teil meines Heeres die Soldaten dieses gelben Hundes ohne Ohren zertreten und zertrampelt, wie man tückische Schlangen zertritt.“

Das Orchester brüllte auf, die Pauken, die Trommeln, die Streichbretter mit den dicken Darmsaiten, und über all diesen Donner hinweg schwebten die wehmütigen Töne der Hirtenflöten, begleitet von dem Schellengeläut vieler Glöckchen. Die musizierenden Mädchen sangen das Lied vom großen Chan und seinen wilden Reitern, die wie der mächtige Sturm über die Steppe brausten.

Dschingis führte Dschebe und Muchuli zu seinem erhöhten Sitz und hieß sie, an seiner Seite Platz zu nehmen. Diener reichten Kumys und Wein und feurigen Reisschnaps, und alle tranken aus goldenen Bechern, der Chan und seine Gemahlin Borte sowie die vielen Nebenfrauen, die Heerführer, die Edlen der Nachbarstämme. Hammelkeulen wurden in silbernen Schalen serviert.

Der Herrscher gebot Ruhe und sagte: „Wie waren die Soldaten dieses himmlischen Dummkopfs?“

„Tapfer!“ antwortete Muchuli.

„Tapfer, sagst du?“

„Ja, sie waren wirklich tapfer“, antwortete auch Dschebe.

Der Chan lehnte sich erstaunt zurück und schaute einen Augenblick auf die mit blauer Seide ausgeschlagene Decke der großen Palastjurte.

„Und ihre Generale?“

„Oh, sie lassen sich in Bambussäuften über das Schlachtfeld tragen“, sagte Dschebe. „Das einzige, was wir an ihnen bewunderten, war ihr Stolz, mein Chan.“

„Stolz? Worauf?“

„Vielleicht darauf“, sagte Muchuli lächelnd, „daß sie getragen werden, während ihre Soldaten meist zu Fuß gehen.“

„Das glaube ich nicht“, antwortete Dschingis. „Können sie nicht auch lesen und schreiben? Man sagt es von ihnen.“

„Sie können es, mein Chan“, meinte Muchuli.

„Und Gedichte machen können sie.“

„Auch das“, antwortete Dschebe.

„Und Bilder malen?“

Die zwei Heerführer nickten.

„Ihr seht“, sagte Dschingis-Chan, „wozu es einen verführt, wenn man etwas kann, was andere nicht können! Man wird stolz! Sie vermögen zu lesen, zu schreiben, zu dichten, zu malen. Ihre Soldaten aber vermögen nicht zu malen, zu dichten, zu schreiben, zu lesen. Also sind die Generale stolz auf etwas, was sie nichts angeht, denn sie sind keine Generale, sondern Maler, Dichter und Schreiber. Ihre Soldaten aber sind nur Soldaten, und weil sie nur Soldaten sind, sind sie auch tapfer. Ist es nicht so?“

„So ist es, Chan!“ antworteten die Heerführer.

Befriedigt lehnte sich der Herrscher wieder zurück, entdeckte plötzlich seinen Schreiber und rief: „Tatatungo!“

„Mein Chan?“

„Bist du vielleicht ein guter Krieger? Verlange ich das von dir? Antworte!“

„Nein, mein Chan, ich schreibe nur die goldenen Worte meines Herrschers nieder.“

„Wie kann man auch Krieger und Schreiber, General und Dichter sein? Ich achte die Gelehrten und Künstler, gleich, ob sie an meinem Hof oder am Hof des Feindes dienen, aber Kriege kann man nur mit Kriegern gewinnen! Kann denn ein

Adler schwimmen? – ein Wolf fliegen?“

Abermals brüllte das Orchester auf, die Pauken, die Trommeln, die Streichbretter mit den dicken Darmsaiten. Und die Mädchen sagen:

„Unter den Klugen ist er der Klügste,  
unter den Starken der Stärkste,  
unter den Gerechten der Gerechteste,  
unter den Tapferen der Tapferste,  
unter den Zornigen der Zornigste,  
er, unser Chan,  
er, unser Herrscher,  
Dschingis,  
der Mächtigste unter dem blauen Himmel,  
der Kühnste aller  
Mongol-Völker.“

Als Mitternacht vorüber war, trugen die siegreichen Tausendschaftsführer schwere Kisten in die Palastjurte. Obenauf lag jeweils das kostbare Kleid eines chinesischen Generals, zerfetzt und blutig.

Neunmal sagte der Chan: „Verbrennt es!“ Und neunmal warfen es die Tausendschaftsführer in die Flammen, neun Kleider von neun Generälen, toten Generälen. Die Kisten hingegen enthielten die Beute: Gold, Silber, Seide, Elfenbein, Perlen; Juwelen.

Muchuli und Dschebe schenkte Dschingis je einen herrlichen Säbel, besetzt mit rotfunkelnden Edelsteinen und elfenbeinernen Drachenköpfen. Die Frauen beglückte er mit Goldspangen und langen Korallenschnüren. „Wo ist das Kleid des zehnten Generals?“ fragte der Chan. „Da steckt noch einer drin“, sagte Dschebe und lachte.

„Geflohen?“

„O nein, das lahmste aller Pferde hätte seine Sänfte einge-

holt. Wir haben ihn mitgebracht. Während die anderen so stolz starben, wie sie lebten, wünschte er, zu dir geführt zu werden. Dienen will er dir und dir eine Frau zum Geschenk machen“, antwortete Dschebe.

Und Muchuli meinte: „Der General sitzt draußen. Sollen wir ihn rufen?“

Dschingis überlegte eine Weile, flüsterte mit seiner Gemahlin Borte, winkte danach einen weiteren Heerführer zu sich und redete leise auch mit ihm.

„Er soll kommen“, sagte der Chan.

„Und die Frau?“ fragte Dschebe.

„Ich brauche jetzt nur den General!“ Die Wachen liefen hinaus. Der Chan sagte: „Tatatungo?“

„Mein Chan?“

„Bringe mir eins von deinen Reisblättern, auf denen das Reich Chin mit seinen Bergen, Tälern, Städten, Flüssen, Seen und Wüsten gezeichnet ist.“

„Sofort, mein Chan.“ Einer großen Rolle entnahm der Schreiber das gewünschte Blatt und brachte es seinem Herrscher.

„Wieviel hast du davon, Tatatungo?“

„Genug, mein Chan!“

„Genug!“ Dschingis erhob sich, stieg die Stufen hinab, und plötzlich herrschte eine ungewöhnliche Stille in der Palastjurte; alle starrten auf die große Papierrolle und warteten, was geschehen werde. Vor dem Feuer stehend, sagte der Chan: „Ich habe soeben beschlossen, mit dem SOHN DES HIMMELS so zu verfahren, wie er mit mir verfahren wollte. Ich werde ihn und sein Reich vernichten, so es die Götter wünschen. Also werde ich in den nächsten Tagen die Sonne, den Mond und den Himmel anrufen und mit den Göttern sprechen.“ Dschingis-Chan warf die Rolle Papier mit dem Reich Chin ins Feuer.

Sofort zerdonnerten erneut die Pauken und Trommeln die Stille.

„Der Chinesen-General!“ sagte der Wächter an der Tür. Der Herrscher nickte und lächelte.

„Wie heißt du?“

„Lu!“

„Wieso sprichst du auch die Sprache der Mongol?“

„Meine Mutter war eine Ongutin, und mein Vater ist ein Chines.“

„Kannst du lesen und schreiben?“

„Ja.“

„Malen?“

„Nein.“

„Dichten?“

„Nein.“

„Wenn du mir dienen willst, brauchst du nicht zu lesen, nicht zu schreiben, nicht zu malen, nicht zu dichten, sondern...“

„...nur zu kämpfen!“ unterbrach der General.

„Auch nicht!“ Belustigt betrachtete der Chan den kleinen Chinesen-General. Und einige Heerführer lachten, obgleich sie selbst noch nicht wußten, was ihr Herrscher mit diesem Mann vorhatte; aber sie waren vergnügt, weil sie hinter des Chans Worten eine List vermuteten, die kennenzulernen ihnen schon jetzt Freude bereitete.

„Und was soll ich dann tun?“ fragte der General unsicher, als fürchte er, dem Mongolenhäuptling in eine Falle gegangen zu sein.

„Ein Chinese bleiben!“ antwortete der Chan. Der kleine General schwieg betroffen.

„Ein Chinese bleiben“, wiederholte Dschingis, „ein Chinese in meinen Diensten. Ich sehe dich erstaunt, General Lu?“

„Oh, es ist nur die Ungewißheit, die mich...“

„... Du hast dich selbst gemeldet, mir zu dienen?“ unterbrach ihn der Chan.

„Ja, und ich werde Euch dienen!“

„Und du kannst reiten?“

„Nein!“

Ringsum erscholl lautes Lachen. Die Heerführer und Edlen und selbst die vielen Frauen und Mädchen vermochten sich nicht vorzustellen, daß es einen General gäbe, der nicht reiten konnte.

Der Chan gebot Ruhe und sagte: „Verzeiht, ich wollte Euch mit meiner Frage nicht beleidigen, aber ich hatte vergessen, daß die chinesischen Generale in Wagen ohne Räder über das Schlachtfeld getragen werden. Ihr werdet das Reiten lernen?“

„Wenn Ihr es befehlt, ja!“

„Ich befehle es!“

„Und was soll ich tun?“

„Das weiß außer mir noch niemand.“ Dschingis fügte hinzu, daß er dem General das Geheimnis offenbaren würde, wenn die Zeit dafür herangereift sei. „Bis dahin gebe ich dir ein eigenes Zelt und zwei Diener. Du wirst in meinem Ordu leben wie einer meiner Heerführer. Wer aber mit uns lebt, untersteht auch unserem Gesetz, das bedeutet: Wenn du fliehst, werde ich dich wieder einfangen lassen; meine Wächter werden dir dann deinen Kopf mit einem schweren Stein zerschmettern, so, wie wir es mit den Wolfsjungen machen. Willst du noch etwas fragen, General Lu?“

„Nein.“

„Dann geh!“ sagte der Chan freundlich und ließ sich einen Becher voll Wein reichen.

Er trank immer viel, aber er war nie betrunken. Plötzlich, als wäre ihm etwas eingefallen, blickte er erschreckt zum großen Dachkranz hinauf und rief: „Die Sonne!“

Alle schauten nun dorthin und betrachteten das vergoldete Gebälk, an dem das Morgenlicht funkelte.

Dschingis-Chan erhob sich und ging zur Tür. Heerführer, Edelleute und Frauen folgten ihm. Jene Wächter, die den schweren blauen Vorhang offenhielten, achteten auf die, welche betrunken waren. Sie durften das Palastzelt nicht

verlassen.

Als der Chan den weiten Platz betreten hatte und auf seiner Mitte niederkniete, knieten alle nieder, das Gefolge und die vielen Krieger, die bei seinem Erscheinen ihre Jurten verlassen hatten. Gürtel und Mützen hatten sie, dem Brauche gehor- chend, abgenommen.

Dschingis betete zur Sonne.

Links von ihm kniete Dschebe, rechts Muchuli, seine besten Heerführer.

Der Chan sagte, ohne daß es einer hätte hören können: „Sonne, mit deiner Hilfe werde ich das Reich Chin verbrennen!“ Er stand auf und lachte, als habe die Sonne ihm zuge- stimmt. „Die Sonne gehört uns“, schrie der Herrscher und wies mit ausgestrecktem Arm hinüber zum Fuchspaß, aus dessen finsternen Schluchten sie emporgestiegen war. „Uns gehört sie!“ brüllte die Menge. „Uns! Uns! Uns!“

„Nur uns!“ forderte der Chan.

Und abermals wiederholte die Menge: „Nur uns!“

„Dem Volk der Mongol!“ sagte Dschingis.

„Dem Volk der Mongol!“ antworteten alle und stießen ihre Schwerter in den Frühhimmel. Die Pauken brüllten wieder auf, Glöckchen und Trommeln und Streichinstrumente ertönten, und die Mädchen sangen erneut das Lied vom großen Chan:

„Unter den Klugen ist er der Klügste,  
unter den Starken der Stärkste...“

Als das Lied zu Ende war, fragte der Chan, wer ein Märchen erzählen könne, das er noch nicht gehört habe. „Wer es kann, den werde ich mit fünf Schafen belohnen!“ Es meldeten sich viele.

„Tretet vor und nennt mir den Namen des Märchens!“

„Der schlaue Alte, mein Chan!“ sagte der erste.

„Ich war noch ein Knabe und lebte beim Stamme der Chun-

giraten, als ich es schon hörte“, antwortete Dschingis.

„Das verwaiste Kamelfohlen, mein Chan!“ sagte der zweite.

„Auch das kenne ich.“

„Der alte Mann und der Tiger!“ sagte der dritte.

Und so zählten sie noch viele Märchen auf, aber alle kannte Dschingis. Da trat Tenggeri vor und sagte: „Wißt Ihr, mein Chan, ‘Wie die pferdeköpfige Geige entstand’?“

„Nein“, rief der Chan, „nein, das weiß ich nicht! Endlich! Besteig das Pferd, damit dich alle sehen! Fünf Schafe werde ich dir schenken.“

Und Tenggeri begann: „Es war einmal in alter Zeit ein Schäferjunge namens Sucho. Er war ein Waisenkind. Seine Großmutter zog ihn auf. Sie besaßen einige Schafe. Sucho führte die Schafe auf die Weide und half seiner Großmutter das Essen zu kochen und die Jurte in Ordnung zu halten. Als er siebzehn Jahre alt wurde, war er bereits ein beliebter Sänger. Alle Schafhirten und Viehzüchter liebten ihn.

Eines Tages war die Sonne schon untergegangen, und es wurde rasch Nacht, aber Sucho war noch immer nicht nach Hause gekommen. Die Großmutter ängstigte sich um ihn, und dann fingen sich allmählich die Nachbarn auch zu ängstigen an. Endlich kam Sucho nach Hause. In seinen Armen trug er ein weißes, wolliges Ding. Es war ein neugeborenes Fohlen. Sucho sah die erstaunten Gesichter rundherum und sagte lächelnd: ‘Auf meinem Weg bin ich da auf dieses kleine Ding gestoßen, wie es am Boden lag. Von seiner Mutter war keine Spur. Es war ganz allein. Ich hatte Angst, daß es die Wölfe fressen würden, und so habe ich es hierher zum Zelt gebracht!‘“

„Nein, ich kenne das Märchen nicht“, sagte der Chan. „Erzähl weiter!“

Und Tenggeri fuhr fort: „Die Zeit verging. Das kleine Fohlen wuchs sich zu einem kräftigen Pferdchen aus, dank der Pflege, die Sucho ihm gab. Es war schneeweiß, gesund und schön.

Wer auch immer es sah, liebte es, und Sucho liebte es mehr als alle andern.

Eines Nachts wurde Sucho wach durch aufgeregtes Wiehern. Er sprang von seinem Lager hoch und eilte aus dem Zelt. Jetzt konnte er auch das wilde Schreien der Schafe in der Hürde nebenan hören. Wie er hinkam, verteidigte das weiße Pony die Herde vor einem großen Grauwolf. Als Sucho herankam, lief der böse Wolf davon. Sucho stieg auf sein Pony und jagte hinter dem Wolfe her. Bald überholte er ihn und fing ihn mit seiner Fangschlinge. Stolz schlepppte er den toten Grauwolf zur Jurte zurück. Das weiße Pony war am ganzen Leib schweißnaß. Sucho liebte es mehr als je, weil es die Schafe beschützt hatte. Er tätschelte seinen schweißnassen Leib und liebkoste es. Seitdem waren Sucho und das weiße Pony enge Freunde, und jede kurze Trennung voneinander schien den beiden zu lange zu währen.“

Tenggeri machte eine Pause, als müsse er Luft schöpfen oder nachdenken, und er sah hinüber zur Sonne, spürte trotzdem, wie ihn der Chan ansah, beobachtete, denn der Chan hatte ihn auch während des Erzählens nicht aus dem Auge gelassen, und Tenggeri wußte, warum: Er überlegt, woher er mich kennt!

„Erzähl weiter!“ verlangte Dschingis, und es klang, als zweifle er, daß Tenggeri weitererzählen könne.

Aber da fuhr Tenggeri schon fort: „Einmal nun kam im Frühling die Nachricht, der Prinz dieses Weidegebietes werde ein Pferderennen abhalten. Derjenige, der gewinne, werde seine Tochter zur Frau erhalten. Auch Sucho hörte die Nachricht. Seine Freunde redeten ihm zu, sich am Rennen zu beteiligen. Und so ging Sucho mit seinem weißen Pony, das er so sehr liebte, ebenfalls zum Rennen. Alle Nachbarn wünschten ihm Glück, und einige begleiteten ihn sogar, um das Rennen zu sehen.

Das Rennen begann. Viele kräftige und gesunde junge Männer nahmen daran teil. Und sie peitschten auf ihre Pferde

ein und galoppierten, so rasch sie konnten, aber Sucho und sein weißes Pony waren doch die ersten, die den Zielposten erreichten.“

An dieser Stelle des Märchens wurde Tenggeri vom Beifall der Menge unterbrochen. Alle schienen sich zu freuen, daß Sucho mit seinem Pony das Rennen gewonnen hatte. Und sie schauten alle zu Tenggeri auf, als wäre er Sucho und das Pferd, auf dem er saß, das schnelle Pony. Selbst der Chan klatschte in die Hände und rief: „Ein sehr schönes Märchen; geht es noch weiter?“

„Oh, es fängt erst richtig an, mein Chan!“

„Erzähl schon“, drängte Dschingis.

„‘Ruft den Reiter auf dem weißen Pferd herbei!’ sagte der Prinz von seinem Zuschauerplatz aus...“

„....Ach ja“, unterbrach der Chan den Erzähler. „Er muß ihm ja die versprochene Tochter schenken!“

„Die Tochter, ja, die Tochter!“ schrie die Menge und raste vor Freude. Tenggeri gebot Stille und sagte: „Als der Prinz aber sah, daß der Sieger nur ein Hirtenjunge war, sagte er...“

„....Was sagte er da?“ rief einer auf dem Platz.

„....Er sagte nichts mehr von einer Heirat mit seiner Tochter, sondern sagte nur schlau: ‘Man wird dir drei große Goldstücke für dein Pferd geben, und nun magst du dich entfernen!’“

„Huuu – huuu – huuu –“, heulte es vor Zorn über den Platz.

„Auch Sucho wurde wütend“, erzählte Tenggeri weiter. „‘Was soll das’, sagte er, ‘glaubt Ihr, ich werde mein liebes weißes Pony verkaufen? Ich bin gekommen, um ein Rennen zu reiten, nicht zu einem Pferdeverkauf!’ Der Prinz wurde darüber zornig und befahl seinen Dienern, Sucho mit Prügel zu strafen. Von allen Seiten drangen die Diener auf ihn ein, und sie prügelten ihn, bis er das Bewußtsein verlor, und dann warfen sie ihn von den Thronstufen hinunter. Der Prinz aber nahm das weiße Pony mit sich nach Hause.“ Tenggeri machte abermals eine Pause und genoß die große Stille auf dem Platz. Die Leute

schauten gierig auf seinen Mund, wollten wissen, wie es weiterging. Doch Tenggeri schwieg noch, denn er fühlte wieder die Blicke des Chans. Ob er nun weiß, wer ich hin?

„Wolltest du nicht erzählen, wie die pferdeköpfige Geige entstanden ist?“ mahnte der Herrscher.

„Sofort, mein Chan: Sucho wurde von seinen Freunden nach Hause gebracht. Seine Großmutter pflegte ihn liebevoll, und nach kurzer Zeit genas er wieder. Dann eines Nachts, gerade als Sucho schlafen gehen wollte, hörte er, wie etwas an die Zelttür schlug. ‘Wer ist es?’ rief er. Niemand gab Antwort, aber es wurde weiter an die Tür geschlagen...“

„...Das weiße Pony!“ rief jemand aus der Menge.

„...Ja, es war wirklich das weiße Pony. Sucho stürzte hinaus. Da stand das Pferdchen. Der Schweiß fiel in großen Tropfen von seinem Leib, in dem sieben oder acht Pfeile steckten. Sucho biß die Zähne zusammen und meisterte seinen Kummer. Er zog dem Pony die Pfeile heraus, und nun strömte das Blut aus den Wunden. Am nächsten Tag verendete es. Was war geschehen?“

Die Menge auf dem Platz saß wie erfroren vor Tenggeri und ihrem Chan. Kein Laut, kein Vogelschrei, nur die Morgensonnen beschien die Stille.

„Voller Freude“, erzählte Tenggeri weiter, „daß er so ein feines Pferd bekommen hatte, hatte der Prinz seine Freunde und seine Familie eingeladen, um dies an einem schönen Tag mit einem Fest zu feiern. Er wollte das Pony vorführen und befahl, daß man es herausführen solle. Aber als er aufsitzten wollte, stieg es hoch und warf den Prinzen ab.“ Gelächter erscholl auf dem Platz.

„‘Fangt es! Fangt es!‘ rief der Prinz, der mühsam wieder aufstand, ‘und wenn ihr es nicht fangen könnt, tötet es!‘ Ein Hagel von Pfeilen regnete auf das Pferdchen. Das Pony aber konnte doch noch nach Hause kommen, um am Orte seines richtigen Besitzers zu sterben. Sucho weinte. Und Tag und

Nacht konnte er keine Ruhe finden. In einer schlaflosen Nacht, als er sich wieder einmal von der einen auf die andere Seite warf, glaubte er sein Pony lebendig vor sich stehen zu sehen. Es kam ganz nahe zu ihm heran, und er streichelte es 'Kannst du dir nicht irgend etwas ausdenken, lieber Jüngling, daß ich immer bei dir bin und dir Gesellschaft leiste? Mach doch aus meinen Knochen eine Geige', sagte das Pony.

Am nächsten Morgen schnitzte Sucho aus den Knochen den Kopf seines geliebten Pferdes und setzte es oben auf den Geigenhals, wo die Wirbel sind. Er machte aus den Sehnen des Ponys die Saiten und nahm das Haar von seinem wehenden Schweif für den Bogen. Und immer, wenn er nun seine pferdeköpfige Geige spielte, erinnerte er sich an das herrliche Gefühl, wenn er auf seinem Pony galoppiert war, und er vergaß den bösen Prinzen nicht. Die Geige aber wurde zur Stimme des Volkes, und all die Leute kamen abends, um zuzuhören, wenn er spielte. So also entstand die pferdeköpfige Geige.“ Der Platz voller Menschen jubelte, und einige Leute fragten: „Wer bist du, der du solch schöne Märchen erzählen kannst?“

Tenggeri schaute etwas verlegen vom Pferde herab und sagte lachend: „Einer von euch, was sonst?“

„Und deine Eltern, wer sind sie?“

„Meine Eltern sind tot!“

„Eine Waise wie Sucho!“ sagten die Leute. „Dann hast du das Märchen erlebt?“

„Nein, mein Stiefvater hat es mir erzählt!“ sagte Tenggeri und stieg vom Pferd.

„Und wer ist dein Stiefvater?“ fragten die Leute auf dem Platz weiter.

„Chara-Tschono war es, der SCHWARZE WOLF!“

Der Zehnerführer Bat duckte sich, als habe er einen Schlag erhalten. Aber Tenggeri sah das nicht. Er sah nur die Menge, die wie unter einem Peitschenhieb verstummt war. Viele wendeten sich ab und gingen fort, und jene, die blieben,

zögerten verwundert und schauten zum Chan. Der aber saß ruhig auf seiner Matte, hatte die Arme verschränkt und lächelte. Eine Weile darauf sagte er zu Tenggeri: „Du bist kräftig und du bist sehr mutig, aber du bist nicht klug, denn dein Pfeil prallte an einem Felsen ab!“

Dschingis wandte sich dann an die Diener und meinte: „Gebt ihm eine Schale voll Kumys. Er hat zuviel geredet und jetzt zuwenig Speichel, um mir sagen zu können, was ihn dazu trieb, öffentlich einen Mann und seinen Namen zu nennen, von dem nichts geblieben ist als die Schande des Verrats!“

Hastig trank Tenggeri den Kumys.

Dschingis-Chan sah ihm dabei auf die Hände und meinte, daß dem, dem die Hände zitterten, auch das Herz zittere. „Vielleicht ist dein Mut jetzt geflohen und an seine Stelle die Angst getreten?“

„Nein, mein Chan, da ich die Wahrheit sagte, brauche ich keine Angst zu haben. Man sagt von Euch, Ihr seid gerecht!“

Dschingis lachte. „Die Wahrheit! Ich kenne immer zwei Wahrheiten: eine, die in meinem Palastzelt gesprochen wird, und eine, die außerhalb meines Palastzeltes gesprochen wird. Beide sind nützlich, und nur was nützt, lebt! Also: Als man dich fragte: ‘Wer ist dein Stiefvater?’, hast du jenen Namen genannt, der mich und unser stolzes Volk der Mongol beschmutzt! Hättest du aber nur gesagt: ‘Er ist tot’ – hättest du da gelogen?“ Tenggeri schüttelte den Kopf.

„Siehst du“, rief der Chan, „und keiner hätte verlangt, daß du den Namen nennst, denn Sitte und Brauch verbieten es uns, nach den Namen der Toten zu fragen.“ Die umstehenden Heerführer nickten dem Chan zu, und die Wächter standen wie immer steif und stumm auf ihrem Platz, als warteten sie nur auf ein Zeichen, zuzufassen. „Laß dir die fünf Schafe geben, die ich dir versprach, Tenggeri. Du sollst nicht glauben, ich sei so ein Dummkopf wie jener Prinz im Märchen, der den Leuten etwas verspricht und es nicht hält.“

Verwirrt verließ Tenggeri den Chan und dachte, während er die Lagerstraße hinabging, darüber nach, wieso es zwei Wahrheiten geben sollte. Oschab und Gärel hingegen wunderten sich mehr über das Geschenk und freuten sich über die fünf prächtigen Schafe, die sie sofort in eine Hürde trieben, bestaunten und untersuchten, ob denn auch nicht ein Betrug dahinterstecke. Doch es waren wirklich prächtige Schafe, so daß Oschab sagte: „Laß ihm seine zwei Wahrheiten. So sonderbar finde ich das nicht; sprechen nicht auch wir in unserer Jurte andere Worte als draußen?“

„Ja“, antwortete Tenggeri, „weil wir seine Wächter und manchmal auch ihn fürchten. Aber wen fürchtet er, Oschab?“

„Seine Feinde!“

„Ach was, Oschab, unser Chan fürchtet sich vor keinem Feind. Von hundert Schlachten hat er neunundneunzig gewonnen. Nein, er ist furchtlos, unser Chan!“

„Mir scheint aber“, meinte Oschab, „daß er sich mit der zweiten Wahrheit vor seinen Feinden schützt!“

Tenggeri schwieg und dachte nach. Die Sonne stand jetzt senkrecht über der Jurte und warf den Gitterschatten des Dachkranzes auf die weißen Ziegenfelle am Boden. „Ich werde versuchen, mit einer Wahrheit auszukommen“, sagte Tenggeri. „Wenn der Chan gerecht ist, braucht man ihn nicht zu fürchten!“

„Und wenn er nicht gerecht ist?“ fragte Oschab leise.

„Wird er nicht mehr mein Chan sein, Oschab!“

„Das sagt sich so leicht, wie eine Krähe krächzt. Der helle Mond ist nicht lange rund, Tenggeri, die helle Wolke bald zerteilt. Hast du vorhin nicht selbst erklärt, daß du seine Wächter und manchmal auch ihn fürchtest?“

Tenggeri nickte. „Weil ich feig bin. Ist man aber ein Mann, wenn man feig ist? Kann man als Krieger tapfer und feig sein? Sage mir, Oschab, ist es vielleicht so?“

Oschab rutschte auf den Ziegenfellen dicht an Tenggeri

heran, streckte den Hals und flüsterte: „Ich weiß nur das: Wer die Wahrheit sagt, kriegt keine weißen Haare.“

Gärel, die bis jetzt geschwiegen, aber aufmerksam zugehört hatte, sagte: „Und er hat solch schönes Haar, schwarzes Haar, griffig wie so ein Wolfsfell im Winter!“

„Schwätz nicht!“ schimpfte Oschab. „Hach, die Weiber, guck sie dir an; ihre Nasenflügel zittern, als wolle sie dich verschlingen...“

„....Besser, als wenn ihn der Chan frißt!“

„He, Tenggeri“, Oschab schüttelte ihn, „merkst du es nicht, sie hat Hunger auf dich!“

„Leben will ich“, schrie Gärel, „und er soll leben! Ist das schlecht?“

Tenggeri stand auf und sagte, als habe er die Worte der Frau nicht gehört: „Auch die höchsten Türme stehen auf der Erde!“ Er trat aus der Jurte und stieß plötzlich mit einem Manne zusammen, der ein Bote des Tausendschaftsführers war. Der Bote fragte ihn, ob er Tenggeri sei.

„Ja“, antwortete er und erschrak, und er wurde bleich und dachte: Bei allen Göttern, weshalb erschrecke ich immer, wenn man mich fragt, wer ich bin. Soeben gebrauchte ich in der Jurte noch große Worte. Als mich Oschab fragte: „Und wenn er nicht gerecht ist?“, da antwortete ich einfach: „Wird er nicht mehr mein Chan sein, Oschab.“ Es ist wahr: Das sagt sich so leicht, wie eine Krähe krächzt!

„Ihr seht blaß aus“, meinte der Bote freundlich, „dabei habe ich eine gute Nachricht für Euch, eine Nachricht, die der Chan dem Tausendschaftsführer überbringen ließ und die nun der Führer unserer Tausendschaft an dich weitergibt!“

Es blieb nicht viel Zeit für Tenggeri, in dem Gesicht des Boten zu lesen, um zu erforschen, ob die Nachricht auch wirklich gut sei.

„Der Chan ernennt dich zum Zehnerführer!“ sagte der Bote und fügte hinzu: „Na? Wollt Ihr jetzt nicht lächeln und

danken?“

„Verzeiht, aber es ist nicht möglich. Ich habe noch nicht einmal gekämpft, noch kein Pfeil auf den Feind abgeschossen“, sagte Tenggeri.

„Aber Ihr nennt Euch Tenggeri?“ fragte der Bote, als sei er nun selbst erstaunt.

„Ja.“

„Und Ihr wart heute morgen auf dem Platz beim Chan und erzähltet dieses Märchen?“

„Ja.“

„Dann ist es gut. Ihr seid von nun an Zehnerführer!“

„Ich bin so überrascht, daß...“

„...Überrascht unser goldener Herrscher nicht jeden und alle? Besteht nicht seine Klugheit gerade darin, daß er immer das tut, was keiner vorhergesehen hat? Und ist er nicht deshalb so weise, weil er nie das tut, was viele gerade erwarteten?“

Verlegen sah Tenggeri dem zurückreitenden Boten nach. Er dachte an Bat, der alle Kriege mitgemacht hatte und alle Schlachten mit einer Narbe belegen konnte und bereits das neunzehnte Pferd ritt, da die vorangegangenen achtzehn mit den toten Kriegern des Chans zu den Göttern geritten waren. Was wird Bat sagen?

Hinter Tenggeri sagte Oschab: „Das ist ungewöhnlich.“ Und er hüpfte aufgeregt hin und her, lief zu der Hürde mit den fünf Schafen, kam zurück und sagte erneut: „Ungewöhnlich ist das, ungewöhnlich!“

Als in Yenping die Päonien und Lotosblumen mit dem Sommer verblüht waren, ließ sich zum neunten Mal der General der Großen Mauer beim SOHN DES HIMMELS melden. Der Kaiser saß auf einer roten Seidenmatte im Gemach des Wohlgeruches, umgeben von tausend blühenden Chrysanthemen, die stolz aus schlanken Krügen ragten. Es war

früher Morgen. Das hohe Fenster zum See stand offen. Der Maler Chao-fu betrachtete den dampfenden Nebel über dem Wasser, wischte mit breitem Tuschnadel über sein Bild, ohne daß die Borsten die goldene Seide berührten, und das wiederholte sich noch zweimal, und erst dann, beim dritten Mal, hing der Nebel über seinem See aus Seide.

„Wirst du auch die Herbstkühle mit auf dein Bild bringen?“ fragte Kaiser Wai-wang.

Chao-fu schaute sich um, beugte sein Haupt und antwortete: „Ich werde es sogar ‘DIE KÄLTE DRINGT DURCH MEINE KLEIDER’ nennen.“

Über See und Nebel glitt ein Kranich, gerötet von der Sonne des Herbstmorgens.

„Friert man denn, wenn man sagt, es sei kalt, Chao-fu?“ Der SOHN DES HIMMELS hob die Schultern und schloß sein Gewand um den Hals. „Ich will die Kühle auf deinem Bilde sehen!“

„Oh, mein Herrscher“, der Maler wandte sich erneut um, „Ihr werdet frieren, wenn Ihr mein Bild betrachtet!“

Ein Diener trat ein und reichte Kaiser wie Maler ein Schälchen mit Lotoswurzelbrühe.

An der Tür stand noch immer der Minister, der den General der Großen Mauer gemeldet hatte. Der Minister hustete verhalten, damit sein Kaiser sich seiner erinnerte. „Du bist noch da?“ sagte Wai-wang. „Ich erlaubte mir wiederzukommen, denn der General der Großen Mauer, den zu empfangen Ihr nicht wünschtest, weigert sich zu gehen...“

„....Weigert sich?“ Wai-wang erhob sich, selbst der Maler Chao-fu trat erschreckt von seinem Bilde zurück und blickte zum Minister. „Der General sagt, Euer Leben sei in Gefahr, und dem Volk drohe Unheil.“ Der Kaiser antwortete dem Minister, er solle den General der Großen Mauer fragen, ob er seinem Herrscher das neunte Mal sagen wolle, was er ihm schon achtmal gemeldet habe.

Der Minister ging.  
Chao-fu malte weiter.  
Der Kaiser wartete.

Geschehen war dies: In den vergangenen Wochen war der General der Großen Mauer achtmal bei seinem Kaiser gewesen, ihm zu melden, er habe zuverlässige Kunde, daß der Barbarenhäuptling einen großen Krieg gegen das Reich Chin vorbereite. Dschingis-Chan wolle sich damit für den chinesischen Überfall bei Tzu-Hu rächen. Wai-wang hingegen behauptete seinen Ministern, Mandarinen und Würdenträgern gegenüber, er lebe mit den nördlichen Barbaren in Frieden und verbiete jedem Chinesen, von dem verlorenen Feldzug bei Tzu-Hu zu reden, denn was sollte ein Volk von einem Kaiser denken, dessen Soldaten gleich beim ersten Krieg besiegt worden sind?

Der Minister trat wieder ein und sagte: „Der General der Großen Mauer!“

„Ich habe gehört“, sagte der SOHN DES HIMMELS, „Ihr weigertet Euch zu gehen? Hoffentlich muß ich nun Euch nicht für immer hierbehalten? Was gibt's? Schnitzen sie immer noch so viele Pfeile, die Barbaren?“

„Ja, und Karren bauen sie, und Zaubzeug nähen sie, und mit Leitern üben sie am Onon das Überwinden unserer Großen Mauer!“

Der Kaiser lachte.

„Schwerter schmieden sie, Dolche, Lanzen, Äxte!“

„Das habt Ihr mir schon achtmal gesagt, General“, sagte der Himmelsohn leise, „und ich sagte Euch achtmal, daß ich mit ihnen in Frieden lebe. Habt Ihr mir etwas zu melden, was ich noch nicht weiß?“

„Ja“, antwortete der General und machte ein trauriges Gesicht, „es ist entschieden: Dschingis-Chan kommt!“

„Beweise es, beweise deine Worte!“

„Drei Tage hat er sich in sein Palastzelt eingeschlossen, alle

Diener hinausgeschickt, nichts gespeist, nichts getrunken, nur gebetet...“

„...Zur Sonne!“ unterbrach der SOHN DES HIMMELS spöttisch.

„Zur Sonne“, wiederholte der General, „und...“

„...zum Mond.“

„Ja, zum Mond, wie er überhaupt mit allen Göttern gesprochen und sie gefragt hat, ob er gegen das Reich Chin in den Krieg ziehen solle. Und während er mit den Göttern, guten wie bösen Geistern, drinnen Zwiesprache hielt, stand draußen vor der Palastjurte sein Volk und rief den Himmel an. Nach drei Tagen erschien der Chan und verkündete, der Ewig blaue Himmel habe ihm den Sieg über Euch prophezeit!“

„Und das sagst du mir, ohne zu lachen, General?“

„Unsere Kaufleute lachten nicht, als sie es mir berichteten, mein Herrscher!“ Der General hatte jetzt ein Gesicht, als stünde Dschingis-Chan mit seinem Heer bereits vor den Toren der großen Stadt.

Und der Kaiser sagte, Kaufleute wären doch Leute, die gut rechnen könnten und wissen müßten, daß das Reich Chin zweihundertmal mehr Menschen hätte als dieser Barbarenhäuptling oberhalb der Wüste Gobi.

„Soll ich mich von diesem Wilden, der Sonne, Mond, Feuer und Wasser verehrt, schrecken lassen? Kann er lesen und schreiben? Nein! Vermag er in seiner kahlen Steppe prächtige Städte zu bauen? Nein! War er bei einem Gelehrten in Obhut? Nein! Unsere Vorfahren waren bereits vor tausend Jahren klüger, als er es heute ist! Dieses Tier, das mit Ratten und Mäusen im Grase schläft, mit den Fingern ißt und...“, der Kaiser stockte plötzlich, beendete den Satz nicht, sondern ging erregt zu seinem Maler Chao-fu, betrachtete das Bild und sagte: „Wundervoll, Künstler! Tatsächlich, das Bild macht mich frieren, obgleich nun draußen der Nebel zerflossen ist und die Sonne mir ins Antlitz scheint. Und wie du das kleine

Drachenboot auf dem großen See zittern läßt, Maler!“

Wai-wang sah zum Fenster hinaus, als vergleiche er die Wirklichkeit mit dem Kunstwerk. „Ist es nicht schön, den Augenblick festzuhalten, Chao-fu? Als du das Bild maltest, saß auf der Spitze des Pavillons ein Rabe. Jetzt ist er fort, aber auf deinem Gemälde ist er noch da!“

„Ja“, antwortete der Maler, „unsere Vorfahren sagten immer zum Raben: ‘Krächze nur, krächze, aber sag nichts Schlechtes über gute Menschen.’ Es gibt nur wenige Bilder von mir, auf denen der Rabe fehlt, Herrscher.“

Der Kaiser nickte wohlwollend und trat vom Fenster zurück, läutete einem Diener. Später kam der Diener mit einem Mandarin, der eine große goldene Schale trug, die der SOHN DES HIMMELS dem Maler schenkte.

„Man sagt“, erklärte der Kaiser, „bevor man mit dem Malen beginnt, muß man Herz, Hand und Gedanken in der Pinselspitze haben. Ich sehe, Chao-fu, Ihr habt Herz, Hand und Gedanken in der Pinselspitze gehabt. Ihr habt mich frieren gemacht, und ich bin gleichzeitig dadurch erheitert worden, weil Eure Kunst groß ist. Dieser da“, Wai-wang zeigte auf den General, „will mich erschrecken, weil er selbst erschrocken ist vor einem, der sich Dschingis-Chan nennt und herausputzt wie ein Silberreiher.“

Kaiser Wai-wang wandte sich vom Maler Chao-fu ab und trat auf den General zu: „Höre: Dieser Tatarenhäuptling ist dumm, aber er ist nicht so dumm, daß er glaubt, mit seiner Horde ein Riesenreich besiegen zu können, denn er weiß auch, daß eine Maus keinen Tiger fressen kann! Er kommt nicht! Hörst du, er wird nicht kommen! Er will uns ängstigen mit seinen Sprüchen, damit in unserem Volk die Unruhe ausbricht wie eine schlimme Krankheit. Dieser Steppenwolf liegt gierig auf der Lauer und wartet, daß die Uneinigkeit uns schwächt – erst dann schlägt er zu. Also werde ich die Angst, die er wie ein böser Zauberer verbreiten läßt, einsperren. Hört und

gehorcht!“

Der SOHN DES HIMMELS trat in die Mitte des Gemaches des Wohlgeruches. Ein Diener eilte lautlos herbei und warf dem Kaiser das große goldgelbe Gewand mit dem rostfarbenen Drachen über. Wai-wang hob den rechten Arm und sagte: „Den General der Großen Mauer sowie alle Generale, die mit ihm sind, werft in den Kerker; in den Kerker werft auch jene Kaufleute, die die Sprüche des Barbarenhäuptlings mit in mein Land gebracht haben, in den Kerker werft alle, die sie hörten und verbreiteten wie eine Seuche. Dem General der Großen Mauer aber verabreicht zusätzlich fünfundzwanzig Schläge mit dem Stock, weil er mir zur Schlacht bei Tzu-Hu riet und statt mit zwanzig- nur mit zehntausend Soldaten auszog, wodurch wir verloren und den Barbarenhäuptling ermunterten, noch frecher und großmäuliger zu werden.“

Als der Himmelsohn mit dem beschenkten Maler wieder allein war, erneut das Gemälde betrachtete, es wieder und wieder lobte, sagte Wai-wang: „Du darfst mit mir speisen, Chao-fu.“

Der Künstler verbeugte sich tief, und bald saßen sie an einem kleinen goldenen Tischchen, auf das die Sonne schien und das mit Leckereien aller Art gedeckt war: mit Birnen, Nüssen, in Essig gelegten Muscheln und sauren Ameiseneiern. Dienerinnen reichten gedämpften Fisch und heißen Tee, kandierten Reis und getrocknete Aprikosen. Hinter ihnen standen schweigsame Mädchen, die mit Pfauenfedern frische Luft zufächelten und Insekten vertrieben.

„Malt mir ein Bild von diesem Barbarenhäuptling“, sagte der Kaiser erheitert, wobei er den Tee schlürfte und mit zusammengekniffenen Augen über den Rand des feinen Porzellschälchens blickte.

„Ich habe ihn nie gesehen, Herrscher. Verzeiht meinen Einwand, aber wirklich: Ich sah ihn noch nicht!“ sagte der Maler erstaunt.

„Ich auch nicht“, meinte der Kaiser und lachte, und weil ihn der Spaß so schüttelte, fielen ein paar Ameiseneier von seinen Lippen auf das weiße Seidentuch des Tischchens. „Trotzdem wirst du ihn mir malen.“

Chao-fu stocherte mit seinen Eßstäbchen unruhig in den Muscheln umher und dachte an die Generale, die bereits im Kerker lagen, besonders dachte er an den einen, der fünfundzwanzig Stockschläge erhalten hatte.

„Du brauchst keine Angst zu haben“, sagte der Kaiser, „du wirst ihn malen, ohne ihn gesehen zu haben. Mit Worten werde ich ihn dir zeigen, so, wie ich ihn sehe. Und du mußt ihn so malen, daß ich immer lachen muß, wenn ich das Bild betrachte. Mal ihn als Wesen zwischen Mensch und Tier, mal mir ein Ungeheuer, das lächerlich wirkt! Wirst du es können, Chao-fu? Antwortet!“

„Ich will es versuchen, mein Herrscher!“ Der Maler legte die Eßstäbchen beiseite, und er hatte so wenig gegessen und so viel Hunger gehabt. Aber nun hatte er keinen Hunger mehr, sondern er sah nur noch ein Ungeheuer, das lächerlich wirkt, und er fragte sich insgeheim, was geschehen würde, wenn der Kaiser nicht lachen mußte.

„Komm morgen früh um die gleiche Zeit zu mir!“

Der Maler ging. Er war traurig, trotz der goldenen Schale, die er aus dem Palast trug. Als er über den weiten Hof lief, trieben Soldaten zwölf Kaufleute über das Pflaster. Ihre kostbaren Kleider hingen in Fetzen von ihren Leibern. Und noch immer schlügen die Palastwächter auf die Leute ein, bespien sie und schimpften sie „Tatarenhunde“. Einer fiel erschöpft auf die Steine. Über sein Gesicht rann Blut. Als der begleitende Soldat das Schwert zog und mächtig ausholte, sah der Maler Chao-fu weg und lief hastig durchs dunkle Tor hinaus in die offene Stadt.

Den Angstschrei hörte er noch.

Am anderen Morgen malte er im Beisein des Kaisers Wai-

wang das gewünschte Bild eines Ungeheuers, das lächerlich wirkt.

Der Kaiser war sehr zufrieden und lachte. Den Maler Chao-fu aber ließ er heimlich töten und verbreitete die Legende über ihn, er sei, nachdem er sein bestes Kunstwerk geschaffen habe, selbst in das Bild hineingestiegen und für immer verschwunden.

## Der Feldzug beginnt

Vor Wintersbeginn hatte Dschingis-Chan sein Hauptlager vom Onon an den etwas südlicher gelegenen Kerulon verlegt. Hier war seine Stammheimat mit dem heiligen Berg Burkan-Kaldun, dessen undurchdringliches Dickicht ihn mehrmals vor den Feinden geschützt hatte. Das war in seiner Jugend gewesen, als er noch Temudschin hieß. Damals besaß er nichts als eine traurige Mutter, neun Pferde und sechs Hammel, obgleich er aus edlem Geschlecht stammte, denn er war der Sohn Jessugheis, der Tausende Mongolen vereinte und die Tataren schlug. Später aber rächten sich die Tataren an seinem Vater. Sie luden ihn zu einem Gastmahl und töteten ihn mit vergifteten Speisen. Weil Jessugheis Sohn Temudschin noch ein Knabe war, wollten ihm die vereinten Stämme nicht gehorchen, und so verließen sie ihn, jeder Stammeshäuptling mit der Absicht, sich selbst über alle zu erheben.

Daran dachte Dschingis-Chan, als er jetzt, einundfünfzig Jahre alt, am zugefrorenen Fluß stand, umgeben von Heerführern und Freunden und Wächtern. Drüben auf dem Hügel mit den Ulmen, die der Frost entlaubt hatte, war einst die ärmliche Jurte seiner Mutter gewesen. Nun erhob sich dort das riesige Palastzelt, dessen Filze so weiß wie der Schnee leuchteten und in dem er wohnte, er, der einstige Temudschin, der alle Stämme besiegt und unterworfen hatte, sie zu einem Volk einte, dem er den Namen Mongol gab. Er war ihr Chan geworden, und sie hatten ihm den Namen Dschingis-Chan gegeben, was **DER GANZ RICHTIGE HERRSCHER** bedeutet.

Da stand er nun also am eisbedeckten Kerulon, gehüllt in einen langen schwarzen Zobelpelzmantel und eine Wolfsfellmütze auf dem Kopf, deren Zotteln der kalte Wind hin und her

warf. Aus dem Mund rauchte der Atem und gefror auf seinem rötlichen Bart. Der Chan schwieg. Manchmal ging er plötzlich einen Schritt durch den Schnee am Ufer, oder er ging zwei und drei Schritte, und das Gefolge lief gehorsam hinterher. Auch zum Burkan-Kaldun schaute er von Zeit zu Zeit hinauf. Aber nur der Gipfel war zu sehen; wie eine weiße Jurte schwebte er auf den Wolken, die um den Berg kreisten.

„Zweifelst du noch immer?“ fragte Muchuli leise. Groß und wuchtig stand der mächtige Chan vor ihm.

„Weshalb sagst du ‘noch immer’, lieber Muchuli?“ Der Chan sowie seine Söhne Dschutschi und Tuli, die mit Dschebe zusammenstanden, blickten zu Muchuli, als seien sie froh, daß nicht sie diese Frage zu beantworten hatten.

„Verzeih“, sagte der Heerführer, „ich glaubte es in deinem Gesicht gesehen zu haben.“

Dschingis lächelte. „Schon lange?“

„Seit jenen Tagen, in denen du dich entschieden hattest!“

„Aber Muchuli! Kennst du deinen Chan so schlecht, daß du nicht weißt, daß sein Gesicht immer etwas anderes sagt als sein Kopf denkt?“

„Oh, ich weiß es, mein Chan, aber eben, weil ich dich so genau kenne...“

„....Mein Pferd“, verlangte der Chan. Diener führten ihm den Schimmelhengst zu, und bevor der Herrscher in den Sattel stieg, sagte er zu Muchuli: „Ich überlegte und überlege mir immer wieder, ob wir auch alles gründlich vorbereitet und nichts, aber auch gar nichts vergessen haben.“

„Vater!“ rief der feurige Dschutschi, „unser Plan ist ausgezeichnet: Wir richten den Hauptstoß gegen die Nahtstelle, wo die Doppelmauer zusammenfließt und wieder zur einfachen Großen Mauer wird; dort sind wir Yenping und seinem stinkigen Drachen am nahesten!“

Dschingis machte eine ärgerliche Handbewegung, als wolle er Dschutschis Rede erschlagen. Der Chan stieg in den Sattel

und sagte, natürlich sei dieser von ihm entworfene Plan gut, denn die chinesischen Generale würden den „Barbarenhäuptling aus dem Norden“, wie sie ihn nannten, niemals an dieser Stelle erwarten, weil er, um sie zu erreichen, die Wüste Gobi durchqueren müsse.

„Und wer von ihnen würde das wagen? Keiner! Also wage ich es! Ich werde mit meinen Reitern das Meer des ewigen Sandes und gelben Windes durchwaten! Aber darum geht es mir jetzt gar nicht, denn im großen haben wir wohl an alles gedacht, aber verdeckt nicht das Große manchmal das Kleine? Eine Zeder ist nicht nur ein nackter Stamm, oder würde jemand einen nackten Stamm eine Zeder nennen? Nein, eine Zeder besteht aus Wurzeln, aus einem Stamm, aus starken und schwachen Ästen und unzähligen Nadeln. Ist aber die Wurzel morsch, stürzt der Sturm den Baum, fehlen einzelne Äste, ist sie dann noch vollkommen? Und wie ergeht es dem Mann, der fischt? Er hat Schnur, Haken, Köder. Und er fängt den Fisch. Vermag er ihn aber aus dem Wasser zu ziehen, wenn er den Haken, den kleinen Haken, nicht richtig gebogen und gezackt hat? Also überlege ich mir Tag und Nacht, ob wir die kleinen Dinge, die das Große ermöglichen, genauso durchdacht haben wie den Hauptplan. Deshalb, Muchuli, deshalb. Wäre es nicht schade, wenn wir den Himmelssohn nur lachen sähen, ohne seinen Kopf zu bekommen?“

Dschingis schlug auf den Schimmelhengst ein. Der Schnee spritzte unter den Hufen weg. Die Wächter hetzten wie Hunde hinter ihm her und hatten Mühe, ihrem Chan zu folgen.

Trotz Worten und Gleichnissen, die der Herrscher aufgewandt hatte, um Muchulis Gedanken zu zerstreuen, war eine Wahrheit am Schneeufer des Kerulon zurückgeblieben: Dschingis-Chan hatte vor Einbruch des Winters oben am Onon die schwerste Entscheidung seines Lebens getroffen: Krieg gegen das mächtige Reich Chin! Und es hatte Nächte gegeben, in denen er diesen übereilten Entschluß bereute. Aber dann

liefen die Vorbereitungen, und er rief den Himmel an, flehte um den Beistand der Götter, die ihm nach drei Tagen den Sieg verkündigten.

Jetzt hatte er auch gute Gedanken, wie und wo er den Feind überraschen konnte. Doch dann kam wieder ein Rückschlag, und das war erst vor wenigen Tagen gewesen: Seine Spione, die er nach Yenping gesandt hatte, kehrten zurück und meldeten, es sei wahr, im Reiche Chin lebten fünfzig Millionen Menschen. Sollte er sich so getäuscht haben? Fünfzig Millionen? Vorangegangene Meldungen hatte er belächelt, er hielt sie für Gerüchte, die der SOHN DES HIMMELS verbreiten ließ. Fünfzig Millionen? Unvorstellbar!

Er hatte bisher mit 50.000 Kriegern einen Feind mit 100.000 Kriegern geschlagen, und er hatte mit 100.000 Kriegern 200.000 besiegt, aber wie sollten jetzt 200.000 Reiter 50.000.000 Menschen überwinden?

Ja, er hatte hier am Ufer des Stromes gezweifelt. Muchuli hatte recht gehabt, obgleich es der Chan nicht zugab und nie zugeben würde. Aber als Dschingis am nächsten Morgen mit seinem Gefolge zum Burkan-Kaldun ritt und am Fuße des Berges sagte, es sollten alle zurückbleiben, alle, auch jene besten Heerführer, die er Sonnen nannte, wußte Muchuli: Er zweifelt! Lediglich sechs Leibwächter durften ihn begleiten, drei, die ihm vorausschritten, drei, die ihm folgten.

Muchuli und die anderen sahen ihm nach, wie er über die dünne Schneedecke lief und bergan stieg. Ein Rudel wilder Bergziegen sprang in seiner Nähe auf und floh in eine felsige Schlucht. Als der Chan seinen Gürtel abband, um die Götter zu ehren, und ihn um den Hals hängte, öffnete der Wind den langen Zobelpelzmantel und blähte ihn auf. Das machte den Herrscher wieder groß. Von fern wirkte er nun wie ein Bär, der am Hang emporkletterte. Ohne sich umzuwenden, verschwand Dschingis mit den Wächtern bald im Nebel. Über den Gipfel trieben Wolken. Die Bäume blickten weiß und stumm auf den

gefrorenen Fluß.

Tuli sagte: „Dieser Berg der Götter war stets sein bester Freund und Ratgeber; dieser Berg verriet ihn nie, und was er ihm riet, war immer gut. Wie könnte das auch anders sein, da man auf seiner Spitze dem Himmel am nächsten ist? Wo ist die Stille stiller und die Einsamkeit einsamer als dort in der Höhe bei den Göttern?“ Sie kauerten um ein Feuer, das die Diener mit Birkenrinde nährten, aßen Gemsenleber, die sie auf Holzstäbchen gespießt und über den Flammen geröstet hatten.

Gegen Mittag brach der Sonnenschein durch, und dann waren auch plötzlich alle Wolken fort, und der Nebel hatte sich aufgelöst. Stolz reckte der Burkan-Kaldun sein steinernes altes Haupt in den blauen Himmel. Aus dem Dickicht am Fluß trippelte ein Trupp Steinhühner, angelockt von der Sonnenwärme; sie scharrten mit ihren roten Füßen im Schnee und pickten nach welken Gräsern.

„Der Schnee schmilzt!“ rief Muchuli und zeigte auf einen Felsblock, von dem Wasser tropfte.

Und da kam auch Dschingis-Chan mit den Wächtern zurück. Sie sahen ihn schon von weitem, die Mütze aus Wolfsfell in der einen, den Gürtel in der anderen Hand. Er winkte. An den entschlossenen Schritten und den fast übermütigen Bewegungen seiner Arme erkannten sie, daß die letzte Entscheidung getroffen war. Muchuli lächelte zufrieden. Das Gefolge ging seinem Herrscher entgegen.

„Es ist alles gut geworden“, sagte der Chan, „alles.“ Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, danach umarmte er seine Söhne Tuli und Dschutschi, sagte Muchuli ein paar erheiternde Worte und bestieg den Schimmelhengst. „Der Schnee schmilzt, Brüder! Spätestens in drei Tagen donnert das Eis des Kerulon. Die Wüste Gobi wird Wasser haben. Die Götter sind mit mir!“

„Wir werden den gelbscheckigen Hund in Yenping angreifen?“ rief Dschutschi.

„Ja, mein Sohn!“

Tuli, Dschutschi und die anderen Heerführer rissen ihre Schwerter heraus, stießen die Klingen gen Himmel und riefen: „Der Schrecken soll uns vorausreiten! Wir werden siegen!“

„Dschebe“, befahl der Chan, „sage dem kleinen Chinesen-General Lu, er soll kommen. Ich will ihm den goldenen Schlüssel geben, der uns das Tor in der Großen Mauer öffnet!“

„Sofort, mein Chan!“ Dschebe raste davon.

„Muchuli“, befahl der Chan, „sage allen Tausendschaftsführern, daß ich sie erwarte.“

„Sofort, mein Chan!“ Auch Muchuli jagte auf seinem Schwarzen davon.

Danach begab sich der Herrscher mit seinem Gefolge ins Hauptlager. Überall standen die Krieger, die Frauen und Greise bei den Jurten. Sie wußten, der Chan war auf dem Berg, auf dem heiligen Berg gewesen, um ein letztes Mal mit den Göttern zu sprechen. Als er den Leuten zurief: „Haltet euch bereit!“, riefen sie zurück: „Alles für unseren Chan!“ Nun wußten sie auch, daß die Entscheidung gefallen war. Vom großen Reich Chin aber wußten sie nur, daß es ein Wunderland war, in dem man Beute machen konnte wie in keinem Krieg zuvor.

Noch in der gleichen Nacht ritten der Chinesen-General Lu und neunzehn weitere chinesische Soldaten, die sich bereitgefunden hatten, dem Chan zu dienen, an der Spitze einer Tausendschaft hinunter zur Wüste Gobi. Ihr folgte einen Tag später der Hauptkeil mit 100.000 Reitern, 100.000 Ersatzpferden, Tausenden Lastkamelen, Tausenden Karren, Tausenden Frauen. In diesem gewaltigen Heerwurm zogen große Schafherden mit, aus denen die Soldaten bis zur Grenze verpflegt werden sollten. Wieder einen Tag später brachen die Flügel auf: 50.000 Reiter zu beiden Seiten mit insgesamt 100.000 Ersatzpferden und den dazugehörigen Karren.

Dschingis-Chan ritt an der Spitze des Hauptkeiles. Sein

großes Palatzelt stand auf einem riesigen zweirädri gen Wagen, der von fünfundzwanzig mächtigen Yaks gezogen wurde. Der Herrscher hatte befohlen, jeden Menschen, dem sie begegneten, sei er nun ein Kundschafter aus dem Reiche Chin oder nicht, zu fangen, auszuhorchen und zu töten. Sollte einer entkommen, so war es ihm zu melden, damit er seinen Plan sofort ändern konnte.

Tenggeri war diesmal nicht bei der letzten, sondern bei der ersten Tausendschaft, bei jener, zu der der Chinesen-General Lu mit seinen Leuten gehörte, Lu, der, wie der Chan gesagt hatte, den goldenen Schlüssel zum Tor der Großen Mauer besaß. Tenggeri, nun Zehnerführer und wie Bat froh, daß er zur ersten Tausendschaft gehörte, meinte: „Und wenn nun diese gelbe Seele von Lu am Tor etwas anderes spricht, als ihr der Chan aufgegeben hat, Bat? Wir verstehen ihr Gezwitscher nicht. Sie piepsen wie Schneefinken!“

„Ach was“, antwortete Bat, „der singt das Lied unseres Chans, verlaß dich drauf, denn er weiß, daß ihn zwanzig Messer bewachen.“

„Und wenn trotzdem etwas anderes geschieht, als der Chan vorgesehen hat?“ sagte Tumor, er mißtraute ebenfalls dem General. „Wir haben nicht einmal Pfeile und Bogen, um uns mit ihnen zu schießen, Bat.“

„Was redest du! Es geschieht immer alles so, wie es unser Herrscher vorgesehen hat. Merk dir das. Ich habe alle Kriege mitgemacht und kann jede Schlacht mit einer Narbe belegen...“

„....Und Ihr reitet das neunzehnte Pferd“, spottete Tenggeri.

„Ja, das neunzehnte!“

„Oder das letzte!“ sagte Tenggeri und lachte.

„Das letzte?“

„Nun, wenn der General falsch singt?“

„Es geschah in den Kriegen, die ich mitgemacht habe, immer, was der Chan wollte“, verteidigte sich Bat.

„Ich bin froh, daß Ihr wieder mit mir redet, Zehnerführer“, sagte Tenggeri.

„Ich habe immer mit dir geredet“, knurrte Bat.

„Immer? Seid Ihr mir in den letzten Monaten nicht oft ausgewichen?“ Bat schwieg.

„Vielleicht, weil ich Zehnerführer geworden bin? Ist es das gewesen?“

„Aber nein!“ Und eine Weile darauf: „Weiβt du, Tenggeri, das Leben ist eine merkwürdige Sache.“

„Ich weiß nicht, was du meinst, Bat!“

„Ach, laß das!“

Um die Pferde zu schonen, ritten sie langsam. Der Schnee war getaut, und als sie endlich das Sandmeer der Gobi erreicht hatten, fanden sie auch hier, wie es der Chan vorausgesagt hatte, viele Tümpel voll Schmelzwasser.

Nach Tagen sahen sie in weiter Ferne eine Herde wilder Kamele, die Tenggeri anfangs für Kundschafter gehalten hatte. Bat lachte ihn natürlich aus und sagte: „Die Chinesen haben zwar Bärte wie wilde Kamele, aber keine Höcker!“

Auch narrten sie oft die Salzbüsche, besonders nachts, wenn sie wie schwarze Köpfe aus dem Sand ragten und sich im Winde bewegten. „Da und dort liegen zwei“, sagte dann Tenggeri, oder Tumor sagte es, und Bat lachte. „Schöner Zehnerführer!“ meinte dann Bat belustigt. „Schöner Zehnerführer, der Sträucher und Kamele für Kundschafter hält.“

Und tatsächlich: Das war schon eine recht sonderbare Tausendschaft, die der Hauptmacht einen Tag vorausritt. Tumor hatte recht: Sie besaßen nicht einmal Pfeile und Bogen, auch keine Streitäxte, keine Lassos, nur kleine Messer hatten sie, die in den Rockärmeln steckten. Und sie ritten alle schwarze Renner, schwarze, nachtschwarze Tiere, und ihre Gewänder waren so schwarz wie ihre Gesichter und Hände, die sie mit Asche geschwärzt hatten. Keines der Pferde trug einen Sattel.

Als sie nur noch zwei Tage von der Großen Mauer entfernt

waren, erhab sich eine Kette sanfter Berge aus dem Sand, die nackt und kahl und gelb auf sie zukam. Nicht einmal Salzbü sche wuchsen hier; Steine, nichts als Steine türmten sich übereinander, und am Eingang einer kühlen Schlucht hockten Adler auf schroffen Felsen wie stumme Wächter, lauerten wilden Schafen auf, die der Durst zu einem kleinen Tümpel trieb.

Der Vortrupp dieser Tausendschaft hatte bereits den Scheitel des Passes erreicht, als die Krieger dort in der Höhe plötzlich die Arme hoch rissen und schrien: „Kundschafter!“

Während die Tausendschaft in der schattigen Schlucht absaß, jagte der Vortrupp jenseits der Berge hinab und hinein in die Ebene des Sandmeeres. Das geschah um die Stunde des Mittags. Es war sehr heiß und der Himmel ohne Wolken.

Als die Dämmerung in die Schlucht fiel, verbot der Führer der Tausendschaft Feuer anzuzünden, was ohnehin schwer gewesen wäre, da es an Brennbarem nur etwas Dung von wilden Schafen gab. Aber der Abend war kühl und die Nacht so kalt, daß der Tümpel gefror.

Die Krieger saßen dicht beieinander und inmitten ihrer Pferde, träumten vom blauen Kerulon und von saftigen Weiden oder von der kostbaren Beute, die im Wunderland Chin zu holen war, wie ihnen die Hunderterführer versprochen hatten.

In der zweiten Hälfte der Nacht kehrten die Männer des Vortrupps zurück mit zwei gefangenen Kundschaftern und der Nachricht, daß drei weitere Chinesen entkommen seien. Das war eine so schlechte Botschaft, daß sie sofort dem Chan überbracht werden mußte, denn von nun an mußte die Tausendschaft, so lautete der Befehl des Herrschers, liegenbleiben, und die Hauptmacht sowie die beiden Außenflügel mußten angehalten werden. Das Moment der Überraschung war durch die Flucht der drei chinesischen Kundschafter verlorengegangen.

Auch die zwei Gefangenen waren fast bedeutungslos, zumal

der eine bereits tot war, als man die Fesseln löste; er war im Kampf unglücklich vom Pferd gestürzt und hatte sich verletzt. Der andere schwieg, lächelte, schwieg. Aber gerade das reizte die Krieger: sein Schweigen, sein Lächeln.

General Lu führte das Verhör ohne großes Interesse. Eigentlich war es gar kein richtiges Verhör, denn Lu fragte und fragte, und der Chinese schwieg und schwieg. Doch die Krieger gaben nicht nach. „Er hat uns noch nicht einmal einen gesunden Tag gewünscht! Ist das nicht Sitte?“ spotteten sie. „Schüttet ihm doch etwas von dem feinen Sand in den Mund! Dann hören wir ihn wenigstens husten!“

Und ein dritter verlangte, man solle ihm einen Topf auf den nackten Bauch stülpen und eine Wüstenratte darunter stecken, dann würde er schon sprechen.

„Ich würde auch nichts sagen“, meinte Tenggeri, „wieso soll er sprechen, wo er weiß, daß er in jedem Falle getötet wird?“

Die Krieger murmten, und General Lu sagte: „Hat er nicht recht?“

Kurze Zeit darauf stießen sie den Chinesen in die Schlucht. Er starb, ohne zu schreien.

Bat, der nichts gesagt hatte, meinte: „Steckte in deinen Worten nicht ein Vorwurf gegen den Chan, Tenggeri?“

„Ein Vorwurf gegen den Chan?“

„Ja! Sagen deine Worte nicht auch: Wenn der Chan nicht befohlen hätte, jeden Kundschafter zu töten, würden sie reden? Also hältst du den Befehl für falsch und tadelst unseren Herrscher!“

„Ah, was habt Ihr immerzu mit dem Chan, Bat! Wenn einem in jedem Falle der Tod droht, redet er nicht; wenn du ihm das Leben versprichst und er sein Leben mehr liebt als diesen gelbscheckigen Himmelssohn, spricht er vielleicht! Das ist wahr, mit und ohne Chan, versteht Ihr?“

„Du hast eine flinke Zunge“, antwortete Bat und blickte Tenggeri mißtrauisch an.

Inzwischen war es wieder Mittag geworden, und auch die kommende Nacht verbrachten sie mit Warten. Erst am Morgen trafen die Pfeilboten ein und brachten den Befehl des Chans, die Krieger des Vortrupps, die jene drei Kundschafter entkommen ließen, mit dem Tode zu bestrafen. Sie wurden zu dem Chinesen in die Schlucht gestürzt, und sie starben schreiend. Ferner befahl der Chan, daß die Tausendschaft mit General Lu sofort nach Westen einzuschwenken habe, mit dem Ziel, ihre Aufgabe an der entgegengesetzten Nahtstelle, nämlich dort, wo die einfache Große Mauer sich zur Doppelmauer öffnet, zu erfüllen. Ihr folgten Hauptmacht und rechter Flügel, während der linke Flügel weiterhin dem alten Plan zu gehorchen hatte und an der Stelle ein Scheingefecht führen sollte, wo die Mongolen, nachdem die entkommenen Kundschafter ihren Anmarsch gemeldet hatten, erwartet wurden.

So geschah es, daß der linke Flügel mit 50.000 Reitern, 50.000 Ersatzpferden, Karren, Kamelen und Herden genau nach zwei Tagen die östliche Nahtstelle an der Großen Mauer erreichte und mit dem Sturm auf das Tor begann. Doch die Chinesen waren vorbereitet, hatten inzwischen starke Kräfte herangezogen, verteidigten sich tapfer, stürzten die Mongolen immer wieder von den Sturmleitern, begossen sie mit kochendem Öl, warfen Steinblöcke herab und schossen tausende Pfeile auf die Angreifer. Nur eins gelang den Soldaten des Himmelssohnes nicht: zu erkennen, daß es ein Scheinangriff war, der ihre Kräfte band und immer neue forderte, und das ging acht Tage, so lange, wie Hauptmacht und rechter Flügel der Mongolen für den vierhundert Kilometer langen Umweg zur westlichen Nahtstelle benötigten.

Es war Nacht, und es schien kein Mond, als General Lu und die Tausendschaft den Platz erreicht hatten, von dem aus sie die beiden Türme am Tor der Großen Mauer sehen konnten. Fackeln brannten in den Luken. Es war ganz still, nur der Wind pfiff über Sand und Mauer und drohte manchmal die Flammen

der Fackeln zu löschen.

Außer Lu und seinen neunzehn Chinesen saßen alle ab, liefen geduckt neben den Pferden zum hohen Tor, hielten an und horchten.

Oben auf der Mauer, die so hoch wie zehn übereinanderstehende Männer war, ging ein Posten auf und ab und sang ein Kriegslied:

„Der Mongol ist ein Wolf  
und der Wolf ein Mongol,  
sein Bett sind Steppe und Stein.  
Wir töten den Wolf  
wie den Mongol,  
sonst fällt der Mongol  
wie der Wolf bei uns ein.“

Es war vorteilhaft, daß die mongolischen Krieger den chinesischen Text nicht verstanden, sonst wären sie, ohne auf das Zeichen von Lu zu warten, gegen das Tor gestürmt, aus Zorn und Rache, gereizt durch das Schmählied. Aber da wäre alles verloren gewesen.

Nur Lu verstand das Lied und seine neunzehn Soldaten, und Lu rief zu dem Posten hinauf: „Ihr singt und singt, und wenn Ihr das Tor nicht bald öffnet, hat uns der mongolische Wolf eingeholt und gefressen.“

„Wer seid Ihr?“

„General Lu und neunzehn seiner Soldaten, die im Auftrage ihres SOHN DES HIMMELS eintausend prächtige Pferde kauften.“

„Und weshalb kehrt Ihr nicht durch das Tor zurück, wo Ihr hinausgegangen seid?“

„Du Schafskopf, dort ist bereits der Barbar und rennt gegen Tor und Mauer, kämpft mit Schwert und Axt, und wenn du hier noch eine Weile schwätzt, wird dich der SOHN DES

HIMMELS in die Sonne hängen und vertrocknen lassen, oder denkst du, er will sich seine tausend Pferde wieder rauben lassen?“ Oben auf der Mauer standen jetzt mehrere Soldaten, tuschelten, stritten sich wohl, denn ihre Hände fuhren auf und nieder und warfen Schatten in die von den Fackeln erhellten Gesichter.

„Wartet!“ rief der Wächter vom Turm.

„Und wie lange?“

„Habt Ihr ein Papier, das Euch ausweist?“

„Ja!“

„Mit Stempel?“

„Ja.“

„Welche Farbe hat der Stempel?“

„Rot und Drachenbildnis!“

„Na also“, sagte der Posten, und dann gingen die Soldaten oben auseinander, und es war mit einemmal finster in den Turmluken.

Die mongolischen Krieger hockten noch immer zwischen den schwarzen Pferden mit geschwärzten Gesichtern und Händen. General Lu knallte mit der kurzen Peitsche. Das war das verabredete Zeichen.

Die Krieger zogen die kleinen Dolche aus den Rockärmeln und horchten in die Nacht.

Nichts. Nur ein bißchen Wind und das Geschnaue der Tiere. Alle lauschten angespannt.

Ein eiserner Riegel schnappte aus dem Schloß. Aber nicht das große Tor öffnete sich, sondern eine kleine Tür, die nicht einmal der Größe eines Mannes entsprach und in das große Tor eingelassen war. Geduckt kam ein Wächter heraus. Er trug eine Fackel. Ihm folgten der Turmkommandant und ein zweiter Wächter, ebenfalls mit Fackel. Der Offizier verlangte das Papier mit dem roten Stempel und dem Drachenbildnis.

„Hier!“ sagte Lu, wies das Papier vor, das so geschickt gefälscht war, daß es sich von einem echten nicht unterschied.

„Hm“, machte der Turmkommandant und betrachtete das Papier im Schein der Fackel. „Seid Ihr zufrieden?“ fragte Lu.

Der Offizier betrachtete aufmerksam das Gesicht von Lu und sagte: „Seit wann schickt unser Kaiser einen General zum Pferdekauf?“

„Es sind Pferde für die Armee.“

„Trotzdem.“ Er sagte das nur so, um sein Mißtrauen auszudrücken. „Und daß der Mongol am Osttor kämpft, wußten wir!“

„So, aber daß er gleich hier sein wird, war Euch nicht bekannt!“

„Wenn er mit seiner Macht am Osttor ist, kann er nicht gleichzeitig hier sein“, antwortete der Offizier.

„Er wird aber gleich hier sein!“ sagte Lu und hatte nicht einmal gelogen. Der Turmkommandant ging ein paar Schritte aus dem Kreis, den Lu und die neunzehn Chinesen um ihn gebildet hatten. Voran liefen die Wächter mit den Fackeln.

„Vielleicht wollt Ihr die Pferde noch zählen!“ sagte Lu bissig und folgte dem Offizier.

„Vielleicht!“ sagte er. Als er bei den ersten Pferden angelangt war und die fackeltragenden Wächter herbeiwinkte, griff Lu mit der rechten Hand in seinen Ärmel nach dem Dolch, denn im nächsten Augenblick mußte der Turmkommandant entdecken, daß die Pferde statt vier, sechs Beine hatten. Bevor das geschah und bevor der Chinese einen Alarmschrei ausstoßen konnte, hieb Lu seinen Dolch in den Rücken des Mannes, mitten ins Herz. Lautlos fiel der Kommandant zusammen, so lautlos wie seine beiden Wächter, die von Lus Leuten getötet worden waren.

Die kleine Tür stand offen. Durch sie schlüpften die ersten nachtschwarzen Gestalten. Kurze Zeit danach sprang das große Tor auf. Ein tausendstimmiges „Uhuuu – huhuuu –“ heulte wie der Sturm gegen die Mauer, und die Krieger jagten auf den Pferden durch das Tor. „Legt Feuer!“ befahl Lu.

Kurz darauf schlugten Flammen aus den Turmluken. Fackeln wirbelten durch die Luft. Das Tor brannte. Der gewaltige Feuerschein war das verabredete Zeichen für die Hauptmacht und den rechten Flügel, die draußen in der Wüste lauerten.

Die mongolischen Krieger waren inzwischen abgesessen, stürmten die Zugänge zur Mauer, vertauschten ihre kleinen Messer mit erbeuteten Schwertern und kämpften mit den überraschten kaiserlichen Chinesen. Lebende und Tote stürzten von den Zinnen. Verletzte schrien wie Tiere und fanden keine Gnade.

Tenggeri war mit seiner Gruppe in einen der Türme eingedrungen, in dessen unteren Räumen schon das Feuer wütete, auf dessen Plattform aber noch immer Chinesen sich verteidigten, indem sie Steinblöcke auf die Angreifer warfen. „Holt Stroh!“ befahl Tenggeri.

Das Stroh war naß, und schwerer weißer Qualm stieg zur Plattform auf. Ein Chinese schrie etwas, aber sie verstanden nicht; plötzlich öffnete sich über ihnen eine Luke, ein Chinesenkopf kam zum Vorschein. Der Mann hustete ununterbrochen und hatte ein tränennasses Gesicht. Zwischendurch schrie er ein paar Worte, welche Tenggeri nur ihrem Sinn nach zu deuten wußte: Der Mann wollte herab.

Tenggeri gab ihm ein Zeichen, herunterzuspringen.

Der Soldat gehorchte.

Immer noch hustend und erschöpft von Feuer, Rauch und Angst stand er in seinem versengten Gewand unter den Mongolen. Über sein kleines Gesicht lief Blut.

„Laßt mich das machen“, rief Arslan, ein Mann aus Tenggeris Gruppe. Er hob das schwere Schwert, der Soldat duckte sich, drückte seine Hände auf die Augen, doch Tenggeri schrie: „He, was ist das für eine Sache, Arslan! Er hat sein Schwert weggeworfen, und du willst ihn dafür töten? Einen zahnlosen Wolf zu fangen, ist keine Heldentat, einen Adler mit gebrochenen Flügeln zu besiegen, keine Tapferkeit!“

Zögernd richtete sich der Chinese auf. Als er sah, daß Arslan das Schwert herabgenommen hatte, fiel er auf die Knie und küßte Tenggeri die Füße. „Ich bin kein Lama!“ sagte Tenggeri und trat einen Schritt zurück.

In der Luke zeigten sich vier weitere Chinesen.

Tenggeri hieß auch sie herabsteigen.

Und sie kamen.

„Siehst du“, sagte Tenggeri zu Arslan, „da haben wir sie. Wären sie aber gekommen, wenn wir den ersten getötet hätten? Nein, sie hätten uns höchstens ein paar Steinblöcke auf den Schädel geworfen. Ach“, erregte sich Tenggeri weiter, „du bist schon ein Held, nennst dich gar noch Arslan<sup>3</sup> und bist nicht mehr als ein tückischer Schakal!“

Inzwischen waren auch die ersten starken Vorhuten der Hauptmacht und des rechten Flügels eingetroffen. Sie ritten mit Siegesgeschrei durchs Tor der Großen Mauer und hinein in die Provinz Schansi, um Brunnen zu sichern, Herden zu sammeln und zu erkunden, wo mit dem nächsten Widerstand zu rechnen war.

Das war im frühesten Morgengrau. Die Tausendschaft mit General Lu kämpfte nur noch gegen vereinzelte und versprengte Wachtruppen, die sich in kleinen Lehmhäusern hinter der Mauer verschanzt hatten und mit Pfeilen auf die Mongolen schossen. Da mit Tagesanbruch die Sicht gut war, trafen jetzt die chinesischen Soldaten besser als in der Nacht, zumal einige Krieger des Chans, statt anzugreifen, nur noch plünderten und wohl glaubten, der Kampf sei zu Ende. Sie hatten das Haus des Kommandanten gestürmt und seine scharfen Getränke in großen Mengen getrunken. Grölend und brüllend torkelten sie über die breite Holztreppe ins Freie, umschlangen Seidenballen und Silberkrüge, warfen kostbare Möbel mit eingelegten Elfenbeinschnitzereien aus dem Fenster, klaubten sie draußen wieder aus dem Staub, schleppten die Stücke zu den Pferden;

---

<sup>3</sup> Löwe

es ging ihnen nur um das Elfenbein, nicht um die Möbel, denn mit denen wußten sie nichts anzufangen.

So waren also die betrunkenen Plünderer für die Chinesen gute Ziele. Auf der Treppe lagen die Toten, die Beute im Arm, die Pfeile im Rücken oder im Hals. Man hörte das Schreien der Kommandantenfrau, und als die Krieger alles besaßen, was zu holen war, steckten sie das Haus in Brand. Auch die Frau brannte wie eine Fackel und sprang aus dem Fenster in einen kleinen Teich. Der Lotos blühte zu dieser Zeit noch nicht.

Später, als der letzte Widerstand in den kleinen Lehmhäusern erloschen war und die mit Reisstroh gedeckten Dächer brannten, trieben die Zehnerführer ihre betrunkenen Plünderer mit Stöcken zum Führer der Tausendschaft, damit er sie strafe, denn das Gesetz des Dschingis-Chan verbot, während einer Schlacht zu plündern, da dies den Sieg gefährdete.

Der Tausendschaftsführer saß auf seinem Pferd, aufrecht und stolz, zog das schwere Schwert, und da nun die Sonne aufgegangen war, blitzte das Morgenlicht auf der breiten Klinge. Er sagte: „Der Chan hat befohlen, und ihr habt nicht gehorcht! Da unserem Chan nur die Gehorsamen nutzen, vernichtet er die Ungehorsamen. Würde er es nicht tun, verbreitete sich der Ungehorsam wie eine schlimme Krankheit. Eine schlimme Krankheit aber vernichtet das Heer. Und was wäre unser Herrscher ohne seine Krieger?“

Das Pferd des Tausendschaftsführers machte einen Satz, tänzelte, blieb vor dem ersten Verurteilten stehen. „Dein Name?“

„Möngo!“

„Du warst Möngo!“

„Ich war Möngo!“

„Streck den Hals, du gewesener Möngo!“

Er tat, wie ihm befohlen, und der Tausendschaftsführer schlug ihm den Kopf ab.

„Dein Name?“

„Sum!“

„Du warst Sum!“

„Ich war Sum!“

„Streck den Hals, du gewesener Sum!“

Er tat, wie ihm befohlen, und der Tausendschaftsführer schlug ihm den Kopf ab.

Noch elfmal wurde nach einem Namen gefragt, und noch elfmal wurde das „du warst“ und „streck den Hals“ gesagt.

Als das vorbei war, warf der Tausendschaftsführer sein blutiges Schwert einem Diener zu, damit er es reinige von den Resten des Ungehorsams. Er selbst aber schrie den Kriegern zu: „Die Schlacht ist gewonnen! Plündert, plündert, plündert!“

Gegen Mittag näherte sich die Hauptmacht mit dem rechten Flügel der westlichen Nahtstelle. Der Chan, unterrichtet von dem Sieg an der Großen Mauer, ritt mit seinen Söhnen und Heerführern an der Spitze des Heeres. Zum Zeichen der Freude trug er ein blaues Seidengewand, das an Kragen und Ärmeln mit Tigerpelz abgesetzt war. An der großen Fellmütze blitzte ein roter Edelstein, und den Kopf seines edlen Schimmelhengstes schmückten Federn von Pfau und Reiher. Er lächelte freundlich den Kriegern zu und hielt genau an der Stelle, wo das große Tor gewesen war und wo nun die vielen toten Chinesen und Mongolen lagen, mit entstellten Gesichtern, zertrümmerten Schädeln und verrenkten Gliedern. Tote berührten ihn nicht, weder Mongolen noch Chinesen, denn während ihm die einen nichts mehr nutzten, vermochten ihm die andern nicht mehr zu schaden. Sie waren für ihn Staub unter den Hufen.

„Wo ist Lu?“ fragte er.

Der kleine Chinesen-General meldete sich.

„Komm her, Lu!“

Alle blickten nun zu Lu, und viele hätten jetzt General Lu sein wollen, dem das Glück widerfuhr, die Güte des Chans zu empfangen.

„Am blauen Kerulon gab ich dir den goldenen Schlüssel zu dieser Großen Mauer, Lu. Es gab Zweifler in meiner Nähe, die mir damals abrieten, dir zu vertrauen. Ich vertraute dir trotzdem, und ich bin dafür belohnt worden. Von nun an sollst du zu jenen Sonnen gehören, die mich umgeben. Ich danke dir und werde dich mit neun der schönsten Frauen aus dem Reiche Chin beschenken. Du sollst ein Zelt bewohnen, das kostbar ist, Diener haben, die dir jeden Wunsch erfüllen.“

„Zuviel, das ist zuviel, mein Chan...“, stammelte der kleine erschrockene General.

„....Zuviel?“ Dschingis lachte, und die Söhne wie Heerführer lachten mit. „Zuviel, sagst du? Du hast ein Tor aufgestoßen! Ein Reich liegt vor mir! Wie könnte ich dir zuviel schenken, wo mir sowieso alles gehört?“

Lu verneigte sich tief, fiel sogar auf die Knie und drückte, seinem heimatlichen Brauch folgend, die Stirn in den Staub.

„Steh auf!“ befahl der Chan. „Ich bin nicht der SOHN DES HIMMELS, sondern dein Freund!“

Als sich der erstaunte Lu wieder erhoben hatte, fragte der Chan nach den neunzehn Chinesen, die mit dem General in der Tausendschaft gekämpft hatten. „Ich will sie verteilen auf die anderen Tausendschaften. Sie sollen Übersetzer sein und zum Lohn nicht mehr kämpfen müssen.“

„Es sind nur noch fünf, mein Chan!“ antwortete Lu. „Vierzehn fielen in der Schlacht!“

„Oh“, er schaute zum wolkenlosen Himmel auf, „sie sind zu den Göttern gerufen worden! Werden sie sich nicht freuen, wenn sie jetzt hören, wie gut ich von ihnen gesprochen habe? Wenn der Mond wieder rund sein wird, will ich ihrer gedenken und ihnen zu Ehren mein Haupt entblößen.“

Dann ritt der Chan weiter, und sein prächtiger Schimmelhengst trabte auch über die dreizehn Köpfe hinweg, die noch vor kurzem von Beute ohne Maß und Zeit geträumt hatten.

Gegen Abend teilten die Heerführer die Hauptmacht und den

bisherigen rechten Flügel in Zehntausendschaften auf, vergrößerten damit die Angriffsbreite und erleichterten so die Versorgung des Heeres aus den Herden des Feindlandes. Geführt wurden die sechs Hauptkeile von Dschingis-Chans Söhnen Dschutschi, Tschagatai, Ugedei und Tuli sowie den Heerführern Dschebe und Muchuli. Wieder nach Osten eingeschwenkt, ritt die Reiterarmee Dschingis-Chans hinter und unweit der Doppelmauer in Richtung Hauptstadt.

## Vor den Toren Yenpings

Da lag es nun offen vor ihnen: das Land mit den gelben Bergen und Hügeln, gelben Flüssen und Bächen. Auch das Gras stand gelb, und sogar die Blätter der immergrünen Eichen bedeckte gelber Staub. Viele Bewohner lebten in Höhlen, die sie in die Lößwände der Hänge gegraben hatten, wenige in Hütten, die so niedrig waren, daß die Reisstrohdächer fast den Boden berührten. Nur die Pagoden standen aufrecht und stolz, umgeben von Zypressen und Kastanienhainen. Von ihren Dächern strahlten die goldenen Zeichen der gelben Lehre.

Anfangs plünderten die mongolischen Krieger auch die Tempel und töteten die Lamas, wenn sie ihnen den Zutritt zu den Pagoden verwehren wollten. Dschingis-Chan erließ darauf ein Gesetz, in dem es hieß: „Unsere Götter sind überall auf der Erde, und man braucht nicht nach einem bestimmten Ort zu wandern, um sich vor ihnen zu verneigen. Lieben könnt ihr also, wen ihr wollt, aber verfolgen und töten darf ihr nur, wen ich befehle. In meinem Reich darf jeder Mensch den Gott anbeten, den er will; er muß nur die von mir, aufgestellten Gesetze befolgen.“

Mit großer Strenge ließ der Herrscher diesen Befehl überwachen, und so trat bald das ein, was der Chan mit ihm beabsichtigt hatte: Viele Lamas begegneten den Kriegern mit Freundlichkeit, freilich in der Absicht, die Mongolen vom Schamanenglauben zu befreien und zum Buddhismus zu bekehren. Eines war aber erreicht: Viele Priester sowie manche Gläubigen zählten nicht mehr zu den Feinden. So kam es vor, daß die Krieger durch stille, friedliche Dörfer ritten, in denen die Chinesen ihr Frühlingsfest feierten, als wäre kein Krieg. Unter dem Gelächter der Mongolen trieben sie, einem alten Brauch folgend, ihre Büffel durch Gassen und Straßen, schlugten mit

Knüppeln auf die armen Tiere ein, um die Vertreibung des Winters mit seiner Kälte und Unfruchtbarkeit darzustellen und sie an ihre Pflicht als Zugtier zu gemahnen. Dort aber, wo die Heere des Chans auf Widerstand stießen, verbrannten sie Dörfer wie Städte, raubten und töteten.

Als sich die mongolischen Abteilungen der letzten Gebirgskette, die wie ein steinerner Riegel vor der Ebene Yenpings lag, näherten, meldeten Vorhuten und Pfeilboten den Anmarsch des besten Teiles der kaiserlichen Armee.

Dschingis-Chan begab sich sofort auf einen Hügel, betrachtete mit seinem Gefolge aufmerksam das Gelände bis hin zu den Bergen. Es war ohne Dorf, ohne Stadt, ohne Wald, nur ein schmaler seichter Fluß wand sich wie eine gelbe Schlange durch den Lößboden, und ein paar Ulmen spreizten ihre blattlosen Äste unter dem grauen Frühhimmel.

Bote um Bote verließ mit den Befehlen des Chans den Hügel. Sie galoppierten auf schnellen Pferden zu den Heerführern.

Dschingis hatte sein blaues Seidengewand abgelegt und den Kettenpanzer übergezogen. Er trug jetzt statt der Fellmütze einen Helm aus hartem Leder, und aus dickem Leder waren auch die Decken, welche Diener über den edlen Leib des schönen Schimmelhengstes warfen, um ihn etwas vor den Gefahren der kommenden Schlacht zu schützen.

Noch lag das Land still zwischen den zwei großen Heeren!

Vogelschwärme schwirrten von Ulme zu Ulme.

Ein Rudel flinker Antilopen trabte flußabwärts.

Die weißen Knospen an den Magnolienbüschchen auf dem Hügel des Chans standen reglos im Morgenlicht, und die neunzipflige Fahne mit den schwarzen Yakschwänzen hing schlaff am Schaft herab.

Dann ging die Sonne auf, und mit der aufsteigenden Sonne kamen die Chinesen über die Gebirgskette geritten. Von fern wirkte es zögernd, wie sie die Pässe überwanden. Zehntausend

Reiter stiegen die noch im Schatten liegenden Hänge hinunter. Ihnen folgte das Fußheer mit über 500.000 Soldaten, das schon einen zehn Tage langen Anmarsch aus dem Osten zurückgelegt hatte – durch unwegsames Gelände und unter großer Eile. Alle trugen Lanzen, und es sah aus, als liefe ein unendlicher Wald aus Bambusstangen auf die Heere des Chans zu.

Dschingis bestieg sein Pferd, blickte zur Sonne auf, hob Arm und Schwert und rief: „Schneidet das Gras, Krieger!“

Umgeben von zehntausend Leibwächtern und drei Zehntausendschaften, die hinter dem Hügel und in Mulden lauernd gelegen hatten, jagte er, seinen Schimmel peitschend, am äußersten rechten Flügel hinüber zu den Bergen. Dann schwenkte er plötzlich nach links, trieb einen tödlichen Keil zwischen das chinesische Heer, trennte die zehntausend Reiter von den 500.000 zu Fuß gehenden Soldaten. Als das erreicht war, fiel er mit seiner Leibwache und den Zehntausendschaften den berittenen Chinesen in den Rücken und trieb sie auf seine Ausgangsstellung zu, wo das gesamte Heer dem Befehl gehorchend aufbrach und ihm entgegenritt.

Die chinesischen Reiter, nun in der Mitte und verwirrt, vermochten ihre Schlachtordnung nicht mehr einzuhalten, da einige Abteilungen umkehrten, andere weiter nach vorn stürmten oder seitwärts auszubrechen versuchten, so daß ihre eigenen Gefechtsreihen zusammenstießen. In diesen Knäuel durcheinandergeratener Chinesen, aus dem ein Staubpilz mit mächtigem Schirm zum Himmel emporstieg, sprengten die schreienden Mongolen von zwei Seiten. Schwerter und Streitäxte sausten auf die Kaiserarmee hernieder. Lassos flogen durch die Luft und erwürgten ihre Opfer. Wer lebend aus dem Sattel stürzte, den zertrampelten die Hufe der Pferde.

Als die mongolische Woge dreimal donnernd über sie hinweggebraust war, trabten nur noch reiterlose Tiere zwischen den Gefallenen umher. Die langen gelben Bambuslanzen lagen gefällt am Boden oder steckten wie Riesenpfeile in den Leibern

der Getöteten. Hier und da sah man scheuende Pferde, die ihren gestürzten Reiter zu Tode schleiften, wenn er verwundet im Steigbügel hängengeblieben war. Die Mongolen hatten nur wenige Leute verloren, da die Chinesen durch die List des Chans überrascht worden waren.

Dschingis hatte den Hügel mit den Magnolienbüschchen wieder erreicht und stieg vom Pferd. Die weißen Knospen waren inzwischen aufgebrochen, denn die Sonne schien jetzt warm. Der Chan setzte sich in den Schatten der blattlosen Zweige und hatte ein glutrotes Gesicht, trank eine Schale kalter Milch.

Vogelschwärme schwirrten nun nicht mehr von Ulme zu Ulme. Und das Rudel flinker Antilopen war längst in der Ferne verschwunden.

„Sie haben einen klugen General“, sagte Dschingis und zeigte zu den Bergen hinüber, in die sich die 500.000 chinesischen Soldaten, nachdem sie die Ebene schon erreicht gehabt hatten, zurückzogen, Ihre berittenen Abteilungen, von denen sie getrennt worden waren, hatten sie während der Schlacht nicht mehr einholen können. Damit das Fußheer von der Reiterarmee des Mongolen-Chans im offenen Gelände nicht einfach überritten werden konnte, ging es wieder ins Gebirge, mied Pässe und Pfade und wartete hinter Felsen sowie an Zugängen zu Schluchten auf den Angriff.

Der Chan, umgeben von Leibwache und Boten, leitete die Schlacht diesmal vom Hügel aus. Zuvor hatte er seinen Zehnerführern noch einmal sagen lassen, daß hinter den Bergen Yenping läge, und wenn sie mit ihren Kriegern das Gebirge erobert hätten, wäre der Weg nach der Kaiserstadt offen. Er hatte auch bereits jenen Gipfel bezeichnet, auf dem, zum Zeichen des Sieges, die neunzipflige Stammfahne mit den schwarzen Yakschwänzen in den Boden zu rammen war. Aber noch ritt das große Heer über die Ebene, und der Chan hatte Zeit zu sehen, wie gefangene Chinesen auf dem alten Kampfplatz Schwerter, Äxte und andere Waffen auflasen und zu

großen Haufen warfen. Unverletzte Pferde wurden eingefangen, verletzte Pferde getötet. Lediglich die gefallenen Krieger blieben liegen. Sie traf auch kein Blick des Chans, nur die Bartgeier, die auf den Ufersteinen des Flusses hockten, ließen sie nicht mehr aus den Augen.

Inzwischen waren auch die Kamelkarawanen und die Kolonnen mit den zweirädrigen Karren eingetroffen. Sie brachten Sturmleitern und mit Sand gefüllte Säcke, Pfeile, Schwerter und Bogen. Mit ihnen kamen die Handwerker und die Beamten des Hofes, welche das eroberte Land verwalteten, die Beute ordneten und in Kisten und Ballen verpackten.

Bald standen auf dem Hügel auch Zelte, und die Nebenfrauen des Herrschers, die er Blumen seines Frohsinns nannte, lagen auf weichen Seidenmatten in der Sonne und unter den blühenden Magnolien.

Als das Heer in seiner ganzen Breite die Gebirgskette erreicht hatte, erhob sich der Chan und beobachtete, ob das geschähe, was er befohlen hatte. Zunächst versuchten die mongolischen Abteilungen so weit auf Pfaden und Paßstraßen vorzudringen, wie es ihnen die Chinesen erlaubten. Aber bereits im ersten Drittel der Berge fiel ein Pfeil- und Steinhang über sie her, der sie zwang, sofort von den Pferden zu springen und den Kampf, ganz gegen ihre Gewohnheit, zu Fuß aufzunehmen.

„Die Bestimmungsstunde zwischen Himmel und Erde ist gekommen“, sagte der Chan. „Wenn ich diesseits der Gipfel keinen meiner stolzen Krieger mehr sehen werde, wird jenseits der Gipfel der hundsköpfige SOHN DES HIMMELS vor Schreck und Angst auf die Knie fallen!“

Da die Sonne jetzt schon höher stand, legte Dschingis seine Hand über die rostroten Augenbrauen, damit ihm auch keine Bewegung an den Berghängen entginge. Fast schien es, als kämen seine Abteilungen, seit sie die Pferde verlassen mußten, nicht mehr vorwärts. Aber das wirkte vielleicht nur von fern so,

obgleich es dem Chan nicht entging, daß der äußerste linke Flügel beträchtlich an Boden gewann und schnell vorprellte, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

„Boten!“ schrie der Chan und stand auf. Mißtrauisch starre er unentwegt zum äußersten linken Flügel seines Heeres, ließ die Boten warten, als wisse er noch nicht, was er ihnen aufzugeben habe.

„Kein Widerstand, kein Widerstand!“ sagte er leise. Dann schickte er die drei Boten mit dem Befehl fort, daß der äußerste linke Flügel, etwa eine Tausendschaft stark, sofort umzukehren habe, da er sonst Gefahr laufe, in die geöffnete rechte Flanke des Feindes hineinzustoßen und umklammert zu werden. Das war zunächst nur eine Vermutung, weil vom Gegner an dieser Stelle noch nichts zu sehen war. Andererseits wäre es für die Boten zu spät gewesen, wenn er gewartet hätte, ob der Feind mit seinem rechten Flügel auftauchte.

Dschingis-Chan blickte den davonreitenden Pfeilboten nach, schaute erneut zu den Bergen und seinem linken Flügel; nichts, kein Feind, keine Umklammerung. Die Boten galoppierten durch den Fluß. Wasser spritzte im Sonnenlicht, und als sie das Ufer erreicht hatten, wehten wieder die drei Rauchfahnen hinter ihnen.

„Vielleicht hätte ich die Boten doch nicht losschicken sollen“, sagte der Chan zu sich. „Ihr rechter Flügel liegt rechts neben meinem linken, und meine Krieger sind es, die eine Umklammerung anstreben. Sie wollen den Feind in die Zange nehmen! Sie!“

Für einen Moment betrachtete der Herrscher die weißen Blüten an den Büschen, ohne sie zu sehen, und als er abermals zu den Bergen schaute, sah er, wie sich der rechte Flügel der Chinesen links von seinen Kriegern hinabschob, um die Umklammerung einzuleiten.

„Also doch!“ seufzte der Chan. „Zu spät!“

Die Boten kehrten um.

Der Chan setzte sich auf seinen alten Platz, und da der Feind am rechten Flügel, wie Dschingis jetzt erkannte, etwa viermal so stark wie seine Abteilung war, bezog er diese Tausendschaft in seine Pläne nicht mehr ein, sondern beobachtete jetzt wieder den Gesamtverlauf der Schlacht.

Zu dieser Tausendschaft am äußersten linken Flügel aber gehörte Tenggeri mit seiner Gruppe, und Bat war dabei und Tumor und der überaus hitzige Arslan. Weder ihr Führer noch seine Krieger wußten etwas von dem, was der Chan von fern bereits erkannt hatte. Noch weniger ahnten sie, daß sie ihr Herrscher bereits verloren gab. Tatsächlich glaubten sie, den rechten Flügel des Feindes rechts neben sich zu haben, denn dort hatten sie ihn gesehen, während auf der linken Seite kein Chinese zu erkennen gewesen war. Um ihn in die Zange nehmen zu können, hatten sie bei ihrem Aufstieg in die Berge jede Berührung mit dem Feind vermieden und waren in weitem Bogen nach links ausgewichen.

Jetzt stiegen sie eine enge und tiefe Schlucht hoch, zehn Mann als Sicherung voraus, zehn Mann als Sicherung hinterher, insgesamt achthundert Krieger. Die Pferde hatten sie zurücklassen müssen. In der Schlucht war es noch nicht einmal Tag, und vielleicht wurde es nie richtig Tag in der Schlucht, denn der Himmel lief dünn wie ein blauer Faden über ihnen mit, und dieser Himmelsfaden zerriß immer dann, wenn Felsen wie dicke Buddhabäuche aus der steinernen Wand hingen und die Schlucht fast schlossen.

Es war kühl und naß, und wenn irgendeiner etwas sagte, wiederholten hallend die Felsen alle Worte. So kletterten sie Stunde um Stunde höher und höher, und alle dachten daran, was für Gesichter die überraschten Chinesen machen würden, wenn sie plötzlich, die „Barbaren aus dem Norden“, kurz unterhalb des Gipfels hinter ihnen auftauchen würden. Aber je

länger sie durch die Schlucht stiegen, desto mehr Krieger begannen zu schimpfen. Sie verfluchten die chinesischen Berge, die man nur zu Fuß überwinden konnte, und sie sagten, was sei das schon für eine Schlacht, wenn man die Pferde dabei nicht gebrauchen könne.

Selbst der gehorsame Bat meinte, er könnte sich an keinen Feldzug erinnern, in dem sie zu Fuß gegangen wären. „Ein Mongole ohne Pferd“, sagte er, „ist wie ein Adler ohne Flügel!“

„Mir tun die Beine weh!“ meinte Tumor und blieb stehen. „Seht ihr“, rief Bat und lehnte sich an die Felswand, „die Beine tun ihm weh. Habt ihr schon einmal gehört, daß ein Mongole über seine Beine klagt? Aber heut schmerzen sie auch mir! Und wodurch kommt das? Weil wir ohne Pferde sind!“

„Wie die Gemsen hüpfen wir hier über die Steine“, schimpfte auch Tenggeri. „Hat nicht der Chan selbst gesagt: ‘Ich bin im Sattel des Pferdes geboren, ich werde im Sattel des Pferdes sterben?’“

Plötzlich klirrten schwere Felsstücke in der Schlucht. Steinssplitter spritzten gegen die Wände. Schreie, Wortfetzen und Befehle stiegen zum schmalen Himmel, doch der Himmel war hoch und dünn wie ein blauer Faden. Niemand wagte zu ihm aufzuschauen, viele krochen wie Tiere in Spalten und Klüfte, unter Felsen und in finstere Löcher. Vielleicht waren es hundert, die zum letztenmal schrien, und sie waren schon tot, als die Schlucht tausendmal ihren Schrei wiederholte.

„Hach, diese Dummköpfe“, brüllte Bat, preßte seinen Körper in einen Spalt, zwängte seinen Schädel zwischen das Gestein, als wollte er es beiseite schieben. „Dummköpfe sind das! Sie halten uns für zurückgehende Chinesen; es sind unsere, unsere, hach, diese Dummköpfe!“

Tenggeri wischte sich das Blut aus dem Gesicht, und er dachte, es wäre sein Blut und tastete seinen Kopf ab, aber er fand keine Wunde;, so lang er auch suchte, er war nicht

verletzt, nicht am Kopf und überhaupt nirgendwo. Erst jetzt sah er Tumor: Der lag mitten in der Schlucht und in einem kleinen Tümpel mit einem Rest Schnee. Der Schnee war rot gefärbt. Und nun wußte Tenggeri, wie das Blut in sein Gesicht gekommen war.

Nachdem die Überlebenden sich verkrochen hatten, hörten sie oben auf, weiter Gestein herabzuwerfen.

Tenggeri versuchte ein Stückchen von dem schmalen Himmel zu erhaschen. Der hatte inzwischen sein Blau in ein sattes Gelb verwandelt, und aus diesem satten Gelb guckten vereinzelt schattendunkle Köpfe, die aus der Tiefe der Schlucht klein und lächerlich wirkten, aber furchtlos herabschauen konnten, da ihnen von unten keinerlei Gefahr drohte. Zudem besaßen diese Augen die ungeheure Macht, jede Bewegung in der Schlucht zu beobachten und, wenn sie es wollten, sofort zu verhindern.

„Chinesen!“ sagte Tenggeri zu Bat, und gleich darauf sagte er noch einmal: „Ja, es sind Chinesen!“

„Unsinn! Hier können gar keine Chinesen sein!“ Bat, der noch immer mit seinem Körper in dem Spalt klemmte, vermochte nicht einmal den Kopf zu bewegen, geschweige in den Himmel zu sehen. Hätte er es gekonnt, so hätte er seine Behauptung gleich widerlegt gefunden, und all seine Hoffnung, die noch in ihm war, wäre verschwunden. „He, wir sind Mongolen“, schrie Bat. Doch von oben kam keine Antwort, nur in der Schlucht sagte einer: „Das wissen die auch ohnehin!“

„Ich sehe jetzt deutlich ihre Helme!“ meinte Tenggeri.

„Was für Helme, lederne?“

„Strohhelme!“

„Siehst du das genau? So aus der Tiefe kann man das gar nicht erkennen. Nein, nein, das können gar keine Chinesen sein!“

Ein Stein fiel in die Schlucht, und er fiel direkt vor Tenggeri.

„Bist du verletzt?“ fragte Bat von der anderen Seite. Tengge-

ri schwieg und tastete sich wie vorhin den Kopf ab.

„Du blutest!“

„Ja, am Kopf. Kann nur ein Splitter gewesen sein.“ Er sah aber nun nicht mehr zum Himmel auf, sondern blieb in seinem Schlupfloch.

Die Dämmerung senkte sich herab, und mit ihr schwebte ein gelber Helm aus Reisstroh in die Schlucht. Es war, als hätten die Chinesen von Bats Zweifel gehört und wollten ihm nun seine letzte Hoffnung zerstören, denn der Helm segelte wie ein kleiner gelber Mond durch das Dunkel und blieb raschelnd in einem Wermutstrauch hängen, der unweit von Bat aus einer Ritze wuchs. „Ein Chinesenhut“, flüsterte Bat und sprach von nun an kein Wort mehr.

Bald war es so finster, daß es schon gleich war, wo man hinschaute. Auch das bißchen Himmel war verschwunden, kein Stern, kein Mond, nur der Helm raschelte und hob sich von dem Strauch ab.

Einige Zeit darauf lief ein Flüstern durch die Schlucht. Drei Boten kamen und erzählten, der Tausendschaftsführer sende sie zum Heerführer des linken Flügels, damit der erfahre, in welcher Lage sie sich befänden und sie befreien könne. Als ein Bote stürzte, klirrten ein paar Steine, und sofort donnerten wieder schwere Felsbrocken zwischen die Wände, und als sie mit Getöse zerplatzten, sprühten Funken durch die Finsternis. Doch diesmal war keiner getroffen worden, und den drei Boten gelang es, aus der Schlucht zu entkommen.

Trotz ihrer ungewöhnlichen Lage schliefen einzelne Krieger. Bat hingegen stöhnte und verwünschte den zu engen Spalt, in den er sich gezwängt hatte, aber ihn zu verlassen, um ein bequemeres Versteck zu suchen, wagte er nicht. „Schläfst du vielleicht?“ fragte er Tenggeri leise.

„Nein.“

„Dann erzähl mir was, damit ich nicht immerzu an meine schmerzenden Knochen denken muß.“

Tenggeri schwieg. Er hatte die ganze Zeit über an den Onon und den blauen Kerulon mit seinen grünen Weiden gedacht, an die fetten Hammel und den kalten Kumys. Er sah Gärel und Oschab in der Jurte liegen, auf weichen Fellen, und über ihnen wird ein Stück runder Himmel sein mit Sternen, die durch den hölzernen Dachkranz strahlen. Oschab denkt vielleicht gerade an mich und wünscht sicher, daß ich hier so tapfer bin wie zu Haus am Onon, wo ich die Herde des Chans mit dem Schimmelhengst hüttete und vor Wolf und Unwetter schützte. Gärel dagegen wird an Gold, Silber, Elfenbein und Seide denken und hoffen, daß ich ihr davon aus dem Wunderland Chin reichlich mitbringe.

„Nun bist du also doch eingeschlafen“, sagte Bat wieder und jammerte in seinem Spalt.

„Ich schlafe nicht. Und wenn ich es schon wollte, ich könnte es gar nicht, Bat, da mir von Zeit zu Zeit ein eiskalter Wassertropfen in den Nacken klatscht.“

„Dreh dich herum und mach dein Maul auf“, antwortete Bat.

„Ich habe keinen Durst, Bat.“

„Ach, er hat keinen Durst und Wasser, und ich habe Durst und kein Wasser. Es ist wirklich ein Wunderland, dieses Reich Chin.“

Zwischendurch stürzten wieder Steine herab, weil die chinesischen Soldaten wohl etwas gehört hatten oder vermuteten, ihre mongolischen Gefangenen würden versuchen, der Falle zu entrinnen.

Dann war es wieder ganz still.

Ein kühler Lufthauch wehte durch die Schlucht. Irgendwo raschelte es, kratzte, schabte.

„Was war das?“ flüsterte Bat.

„Der Chinesenhelm ist vom Strauch gerutscht!“ sagte Tenggeri. „Habt Ihr Angst, Bat?“

„Angst? Du willst mich nur an die Felswand am Onon und meinen Traum erinnern. Nein, Angst habe ich nicht, Tenggeri,

aber Durst und Hunger!“

Tenggeri lachte und antwortete, er solle Geduld haben, etwa bis morgen mittag, denn wenn sie bis dahin nichts zu essen bekämen, würde Bat in seinem Spalt ganz bequem stehen können und mehr Platz haben.

Abermals huschte ein Flüstern durch die Schlucht. Einer der Boten kam zurück und meldete, sie hätten den Heerführer des linken Flügels, es war Dschutschi, nicht mehr finden können, da die Heere des Chans längst die Gebirgskette überschritten hätten und die Chinesen auf der Flucht wären. Auf den Gipfeln loderten Feuer.

„Da haben wir's“, sagte Bat, „sie sind an uns vorbeigestoßen, und über uns flattert der rechte Flügel des chinesischen Drachens und stößt Steine herab!“

„Vergessen haben sie uns!“ meinte Tenggeri.

„Vergessen“, wiederholte Bat und fragte den Boten, wo die zwei anderen geblieben seien.

„Die hat die Nacht verschluckt.“

„Soso, die Nacht. Hatte die Nacht nicht Messer und Strohhelme?“

Aber der Bote war schon weitergeschlichen, und eine Weile darauf kam vom Tausendschaftsführer der Befehl, sofort aufzubrechen, um doch noch im Schutze der Finsternis aus der Schlucht zu gelangen.

Auf Händen und Füßen glitten sie über die Felsen, und keiner sah seinen Vordermann, denn sie hatten, um hohe Verluste zu vermeiden, die Reihe weit, weit auseinandergezogen. Trotzdem geschah es, daß der eine oder andere mit seinem Schwert gegen einen Stein stieß, worauf die Chinesen mit einem Hagel von Felsstücken antworteten. Einmal warfen sie sogar mehrere Bündel brennendes Gestrüpp in die Schlucht, das aber sofort verlosch und lediglich noch eine Zeitlang etwas Rauch verbreitete.

Mitternacht mußte längst vorüber sein, als ein kurzer Schrei

die Stille zerriß, ein erstickter Schrei, denn sofort war es wieder ruhig. Die Krieger drückten sich abermals in Felsspalten, schlüpften unter vorspringende Steine und horchten. Jeder war für sich allein, da die Reihe noch immer so weit auseinandergezogen war, daß keiner seinen Vordermann erkennen konnte. Aber alle hatten gehört, daß kein Felsblock in die Schlucht gestoßen worden war.

Nichts rührte sich. Kein Schritt.

Kein Laut.

Vielleicht sind die Chinesen in die Schlucht eingestiegen, dachte Tenggeri. Er lag unter einer flachen Höhle, das Messer in der Faust, und er lauschte angespannt in die Finsternis. Plötzlich klirrte ein winziges Steinchen herab. Ein Paar Füße zertrat vor seinen Augen einen Wermutstrauch. Tenggeri packte zu. Der Mann stürzte.

„Ich bin's!“

„Arslan!“

„Ja, Arslan ist es! Ich muß zum Tausendschaftsführer. Schöne Geschichte! Wenn mich bis dorthin jeder in sein Loch zieht, bin ich tot, ehe ich ankomme! Höre: Hinter uns sind die Chinesen eingedrungen und haben unsere Nachhut wie Schafe abgestochen. Laßt sie also durch. Wir drücken dann auf ein Zeichen von beiden Seiten nach und machen sie nieder!“

„Was für ein Zeichen, Arslan?“

„Den Murmeltierpfiff!“

„Gut!“

„Also!“

Solange die Chinesen in der Schlucht sind, können sie auf uns keine Steine werfen, dachte Tenggeri.

Es dauerte auch nicht sehr lange, da schlichen die ersten Chinesenfüße an Tenggeri vorbei. Er erkannte sie an den gelben Bastschuhen, die so hell wie Wolfspfoten leuchteten. Vor Erregung hatte er vergessen zu zählen, und er zählte erst jetzt, als schon mehrere Soldaten an ihm vorübergeschlichen

waren.

Hundertsechs, hundertsieben, zählte er, und das hundertachte Paar Chinesenfüße blieb genau vor seiner flachen Höhle stehen. Sicher war der erste Soldat auf einen Mongolen gestoßen, und wenn es so war, mußte gleich der Murmeltierpfiff ertönen.

Tenggeri hatte keine Furcht, denn für die Chinesen konnte es kein Entrinnen geben, wenn sie auf einen Pfiff hin alle bei den Beinen gepackt wurden. Freilich, nicht jeder chinesische Soldat stand gerade vor einer Höhle oder an einem Spalt, jedoch das Moment der Überraschung schaffte auch hier die Überlegenheit.

Der Murmeltierpfiff zerschnitt die Stille.

Tenggeris Arme schossen vor.

Der Chinese stürzte. Wie ein Tief zerrte er ihn in seine Höhle, und als er nach seinem Hals griff, spürte er, daß der Mann schon ohne Leben war. Der Sturz auf die Steine hatte ihn getötet.

Hier und da war noch Kampflärm zu hören, den die Felswände schallend verstärkten.

Als der Morgen kam, sahen sie wieder Köpfe über sich, klein, so lächerlich klein wie am Tag zuvor. Sie trugen aber keine Strohhelme, und Steine wurden auch keine herabgeworfen. Es waren die Krieger des einstigen linken Flügels, die zu Beginn des Feldzuges das große Scheingefecht gegen die östliche Nahtstelle der Großen Mauer geführt hatten und nun ebenfalls, auf beträchtlichen Umwegen und nach langwierigen Kämpfen gegen Festungen innerhalb der Provinz Schansi, auf das Gebirge gestoßen waren, wo sie die Reste der rechten chinesischen Flanke vernichteten.

Als Tenggeris Tausendschaft, die zu Beginn der Schlacht noch etwa achthundert Krieger gezählt hatte, aus der Schlucht stieg, war sie nur noch vierhundertzweiundfünfzig Mann stark. Sie wurde dem einstigen linken Flügel, der noch aus drei

Zehntausendschaften bestand, zugefügt.

Da standen und lagen sie nun auf den Gipfeln der Berge, über die der Krieg schon am Tage zuvor hinweggestürmt war. Sie beobachteten, wie die drei Hauptheere des Chans über die Ebene vor Yenping ritten. Ihnen folgten die langen Kamelkarawanen und die Kolonnen der Karren.

Ganz in der Ferne und im Dunst des Morgens lag die große Stadt. Sie schwamm wie eine Insel im Nebel, und der Nebel war weiß, die Stadt gelb. An einigen Punkten blitzte ein zartes Grün auf, das Grün der Dächer von Palästen und Pavillons. Umgeben war Yenping von mehreren dicken Mauern und Wällen, als wolle es keinen heraus- und niemanden hineinlassen.

Bat sagte zu Tenggeri, er habe im Feldzug gegen Hsi-Hsia auch eine große Stadt gesehen, aber dieses Yenping, nein, das sei viel, viel größer; und obgleich er sich oft die Residenz des SOHN DES HIMMELS als größte Stadt der Welt vorgestellt habe, habe er nicht einmal geahnt, daß sie ein solches Ausmaß haben könnte.

Für Tenggeri war es die erste große Stadt, die er sah, denn Tzu-Hu war im Vergleich zu Yenping nur so groß gewesen wie viele chinesische Dörfer, die er inzwischen kennengelernt hatte. „Und wie viele Bewohner hat sie, Bat?“

Der Zehnerführer dachte eine Weile nach. In Wirklichkeit wußte er es nicht, aber Tenggeri gegenüber hatte er immer eine Antwort, schon um ihn spüren zu lassen, daß er älter, erfahrener und länger Zehnerführer war. Und so sagte Bat unbekümmert: „Etwa acht- oder zehnmal so viel, wie unser Chan an Kriegern zählt!“

„Dann werden wir sie nicht erobern!“

„Wir werden sie erobern, Tenggeri!“ antwortete Bat schroff, denn er war jetzt, da sie Ersatzpferde erhalten hatten, wieder der alte Krieger geworden. „Der Chan hat immer gesiegt!“ Dann stieg er auf seinen Schwarzen und knallte wie ehedem

mit der Peitsche.

Tenggeri hatte sein Pferd, das Geschenk des Chans, verloren und ritt nun einen Braunen, der über dem rechten Auge einen weißen Fleck mit einem schwarzen Punkt darin hatte.

Bat lachte und sagte: „Er schiebt!“

Am übernächsten Abend hatte der Chan mit seinen drei Hauptheeren die chinesische Residenzstadt erreicht und sie gleichzeitig umzingelt. Dabei vermied er es, sich der Mauer auf Schußweite zu nähern.

Der Sturm blieb aus.

Der Herrscher umritt mit seinen Heerführern die Stadt, betrachtete von weitem die Tore, sah die chinesischen Soldaten hinter Wällen und Zinnen, die goldenen Spitzen auf Türmen und Tempeldächern, und das sanfte Abendlicht färbte Yenping in ein zartes Rot. Als Dschingis-Chan den Ritt um die Stadt beendet hatte, war es bereits dunkel, und auf den hohen Mauern loderten Fackeln, und bei den Toren brannten große Feuer. Schweigend und nachsinnend begab sich der Beherrschter der Steppe zu seinem Feldzelt, das sich in keiner Weise von den anderen unterschied, damit der Feind nicht sehen konnte, unter welchem Dach Dschingis die Nacht verbrachte. Das graue Zelt stand auf einer kleinen Höhe unter anderen Zelten und Jurten, und der Chan blieb noch einmal vor dem Eingang stehen, wandte sich wieder um und schaute abermals hinüber zur großen Stadt.

Von fern sahen die tausenden brennenden Fackeln wie glühende Augen aus oder wie die roten Perlen einer unendlich langen Korallenkette, die sich um die Stadt schlängelten.

„Muchuli soll kommen“, sagte der Chan.

Und als Muchuli ins Zelt kam, sagte der Chan: „Ich werde mit dem Heer abziehen, ohne die Stadt angegriffen zu haben!“

„Aber mein Chan!“

„Die Stadt ist zu groß! Selbst wenn ich sie erobere, werde ich sie nicht halten können!“

„Bei straffer Ordnung muß sie zu halten sein, mein Chan“, erwiderte Muchuli.

Dschingis schüttelte den Kopf und meinte, selbst wenn man große Teile verbrannte, blieben unzählige Schlupfwinkel und Verstecke, von denen aus die Chinesen weiter Widerstand leisten könnten.

„Wir sollten es trotzdem versuchen!“ drängte der Heerführer.

Dschingis stand auf: „Versuchen? Ich habe noch nie etwas versucht, Muchuli! Ich tat immer nur das, wovon ich überzeugt war, daß es richtig ist! Und dann: Was geschieht, wenn es mißlingt?“

„Dann bleiben uns die übrigen Provinzen!“

„Die Provinzen bleiben mir auch jetzt. Und eben das werde ich tun: Ich werde alles verwüsten, zerstören, verbrennen, rauben und niedermachen. Ich werde einmal in der und ein andermal in jener Provinz auftauchen, und Dschebe soll mit seinen drei Zehntausendschaften weiter nach Osten vorstoßen, bis zum Rand der Welt, dem Meer, aus dem morgens die Sonne steigt. Greife ich aber diese Stadt an und der Angriff schlägt fehl, so ist das nicht nur ein Mißlingen, sondern der Verlust meiner Größe und meines Ansehens. Sie sind gewohnt, daß ich immer siege, der Feind wie der Freund, was werden sie sagen, wenn ich einmal, nur einmal, Muchuli, verliere? Weißt du, wer sich dann alles gegen mich wenden wird?“

„Wann brechen wir auf?“ fragte der Heerführer.

„Morgen mittag! Und sei nicht traurig, mein Freund. Die Stadt, dieses Nest des gelben Drachens mit seiner Brut, werden wir wiedersehen! Wir werden nämlich inzwischen lernen, auch gegen Städte zu siegen!“ Der Chan winkte einen Diener herbei, der ihm ein kleines Kästchen aus Elfenbein überreichte. Dschingis öffnete es lächelnd und hielt es Muchuli vor die Augen: „Das gehört dir, mein Freund.“ Der Heerführer betrachtete den Inhalt, eine große, schwere Münze aus Gold, mit dem Bildnis des Chans und der Inschrift: Kraft des Ewig

blauen Himmels! „Ist sie schön, Muchuli?“ Der Heerführer nickte.

„Und ich bin es, den man darauf abgebildet hat?“

„Du bist es, mein Chan! Wirklich, es ist dein Bild, dein Gesicht, dein Kopf! Wer vermag solche Kunst zu vollbringen?“

„Meine Handwerker und Künstler, Muchuli“, und leise fügte er hinzu, „keine Mongolen, sondern Uiguren, Chinesen und Leute aus Hsi-Hsia, die mir dienen. Künftig brauchst du diese Münze nur einem meiner Wächter zu zeigen, und schon darfst du zu mir, nachts wie tags, gleich, ob ich gerade speise, schlafe, nachdenke oder mit den Frauen mich vergnüge. Außer dir besitzen noch fünf diese goldene Münze mit meinem Bildnis.“

Muchuli verbeugte sich und dankte; bevor er jedoch das Zelt verließ, wandte er sich noch einmal um und sagte: „Vielleicht legen es die Chinesen als Schwäche aus, wenn wir morgen mittag abziehen, mein Chan.“

„Aber Muchuli! Nachdem ich sie überall schlug und besiegte, sollten sie annehmen, ich sei zu schwach? Nein, nein, mein Freund, im Gegenteil: Es wird sie verwirren!“

In der selben Nacht saß im Palast von Yenping der SOHN DES HIMMELS in seinem „Gemach der guten Gedanken“ und beriet mit dem Großen Rat, den Generälen, Mandarinen und Trägern der Würden, was zu tun sei. Hinter ihm an der großen Wand, die mit schillernder weißer Seide ausgeschlagen war, hing das Bild des Malers Chao-fu, auf dem Dschingis-Chan als Wesen zwischen Mensch und Tier und als Ungeheuer dargestellt war und lächerlich wirkte. So sehr den Kaiser das Gemälde in der Vergangenheit belustigt hatte, jetzt, da der Barbar aus dem Norden mit seinen Heeren vor der Stadt lag, lachte er nicht mehr, und er hatte schon nicht mehr gelacht, als

seine Soldaten auf den Bergen vor der Stadt besiegt worden waren.

„Wir sollten diesem hungrigen Mongolenwolf Geschenke anbieten“, sagte ein General, „Edelsteine, Elfenbein, Gold und hundert der schönsten Frauen. Nur darauf ist er aus, denn diese Nomaden lieben alles, was glitzert und blitzt. Vielleicht zieht er dann ab und verschont unsere Stadt!“

„Ist das klug, General?“ fragte der Kaiser, und schon aus dem Tonfall war zu hören, daß es keine Frage, sondern eine Ablehnung war.

Sofort behaupteten einige Mitglieder des Rates beflissen: Nein, das könne nicht klug sein.

Andere beschränkten sich auf die Wiederholung der Kaiserworte, und der Rest der Würdenträger schwieg, schwieg vorsichtig und wartete, denn es waren zwar die treuesten, aber nicht die gescheitesten Männer, die der SOHN DES HIMMELS um sich scharte. Die mutigsten und klügsten hingegen, unter ihnen der General der Großen Mauer, hatte der Kaiser in die Kerker werfen lassen.

„Geschenke! Geschenke!“ sagte er, „würde er es nicht als Schwäche auslegen, wenn wir ihm Geschenke anbieten? Er raubt und plündert in unserem Reich! Und dafür sollen wir ihn noch belohnen?“

„Wenn wir dadurch die Stadt retten?“ wagte der General zu sagen.

„Was seid Ihr für ein General! Ihr redet von schenken und retten, anstatt mir zu sagen, wie Ihr kämpfen wollt, um den Barbar mit seinen Horden zu besiegen! Ich wollte von Euch hören, welche List Ihr anwendet, um ihn in eine Falle zu locken.“

Trotzig sagte der General: „Sind nicht Geschenke auch eine List?“

Die Männer des Großen Rates fuhren erschreckt zusammen. Ihre Gesichter waren unter den Widerworten des Generals

erstarrt.

Der Kaiser erhob sich und sagte: „Ihr seid ein Dummkopf, aber kein General. Ihr wollt dieser stinkigen Steppenratte etwas schenken, damit sie noch mehr Appetit bekommt. Sagt man nicht, wenn man einem ein Pferd schenkt, kommt er am nächsten Tag und verlangt einen Karren dazu?“

„Wenn wir ihm Geschenke machen“, warf ein Mandarin ein, „wird er sagen: Das ist zuwenig. Also werden wir ihm mehr geben müssen. Und wieder wird er sagen: Das ist mir noch immer zu gering, denn dieser wilde Nomade ist unmäßig und gierig, wie ein Wolf eben ist. Was tun wir? Wir geben noch mehr!“

„So ist es!“ bestätigte der SOHN DES HIMMELS.

Angefeuert durch die Bestätigung des Kaisers, fuhr der Mandarin schreiend fort: „So geben und geben wir, und wenn er wird viel bekommen haben, wird er sagen: ‘Das ist aber noch nicht alles’, und wird uns trotzdem überfallen.“

Als der Morgen hinter den Fenstern dämmerte, beschlossen sie, Yenping gegen die Barbaren zu verteidigen, und sie sagten reihum, in den letzten hundert Jahren wäre es keinem Feind gelungen, sich der Hauptstadt überhaupt nur zu nähern, geschweige, sie zu erobern.

Bevor sie der Kaiser jedoch entließ, sagte er, es sei ein alter Brauch, in Notzeiten Kerker zu öffnen und Gefangene zu entlassen, damit sie die wiedergewonnene Freiheit dazu benutzen könnten, ihren Kaiser und ihr Land zu verteidigen. Vor allem dachte er dabei an die gemäßregelten Generale mit dem General der Großen Mauer an der Spitze, die er jetzt dringend benötigte. Allerdings unterließ es der SOHN DES HIMMELS, davon zu sprechen, daß diese Generale unschuldig in den Kerkern lagen, da sich ihre Voraussage und Warnung – „Dschingis-Chan kommt!“ – erfüllt hatte. „Ich begnadige sie!“ sagte er mit sanfter Stimme, und dann: „Sie sollen auf ihre Posten und Ämter zurückkehren!“

Kaum hatte er es ausgesprochen, als ein erhitzter Bote ins „Gemach der guten Gedanken“ geführt wurde und die Nachricht brachte, die nördlichen Barbaren hätten die Belagerung der Stadt aufgegeben und ritten zu großen Sammelplätzen. Man vermute, sie würden abziehen.

„Abziehen?“ Der Kaiser sprang erschrocken auf und lachte. „Abziehen? Hast du schon einmal vernommen, daß der gefräßige Wolf seinen Hunger auf Beute lieber unterdrückt als stillt? Es ist eine Falle, die er uns stellt.“

„Eine Falle!“ wiederholten einige aus dem Großen Rat, während andere beflissen nickten; alle waren aufgestanden und schauten zum SOHN DES HIMMELS. Der Kaiser widerrief sofort seine Begnadigung. Vielleicht vermutete er irgendeinen Verrat, oder ihn trieb die Unsicherheit zu dieser Maßnahme. Danach beauftragte er einen seiner Generale, sich zu dem „Häuptling der Barbaren“ zu begeben, um zu erkunden, was er beabsichtige. „Es wird dir nicht schwerfallen, mit ein paar schönen Worten diesen Nomaden aus der Steppe auszuhorchen“, sagte der Kaiser.

Der General hetzte aus dem Palast und galoppierte auf einem Pferd davon, das aus einem der kaiserlichen Gestüte stammte. Zwei hohe Offiziere begleiteten ihn. Sie trugen weiße Fahnen mit dem Bild des rotgelben Drachens darauf, damit der Feind erkenne, daß sie mit ihm verhandeln wollten. Als sie die ersten Wachen der Mongolen erreicht hatten, eilten Boten ihnen voraus, die dem Chan ihr Eintreffen meldeten.

Dschingis sagte zu Muchuli: „Bleib hier, mein Freund. Du siehst, ich habe sie erschreckt, und nun wollen sie wissen, weshalb ich abziehe!“

„Und was wirst du ihnen sagen?“ fragte der Heerführer.

„Viel – und nichts!“

„Und werden wir sie wie Feinde oder wie Gäste behandeln, mein Chan?“

„Wie Gäste, es sei denn, sie beleidigen und verletzen uns,

dann...“, der Chan vollendete den Satz nicht, sondern begab sich zu seinem Platz an der Nordseite der Jurte und ließ sich dort auf einem erhöhten Sitz, der mit einem Luchsfell überzogen war, nieder. Muchuli stand wartend am Eingang, hinter ihm der Schreiber Tatatungo sowie der Übersetzer. Aus Höflichkeit hatte es Dschingis vermieden, als Übersetzer den chinesischen General Lu zu benutzen. Ein Mongole versah dieses Amt. Der Chan gab das Zeichen. Der chinesische General betrat das Zelt allein.

Er verbeugte sich tief, und gerade als er zu sprechen beginnen wollte, reichten ihm Diener in vergoldeten Porzellanschälchen kalte Milch und getrocknete Früchte.

„Hattet Ihr einen beschwerlichen Weg, General?“ fragte der Chan und besah sich den Mann von Fuß bis Kopf. „Gebt ihm ein Tuch, damit sich der hohe Guest seine nasse Stirn abzuwischen vermag.“

„Ich...“, stammelte der verwirrte General.

„Ja, ich sehe schon, General, die Fliegen belästigen Euch. Entschuldigt, daß dies meinen Dienern entging.“ Die Diener stellten sich nun seitlich neben den Mann und vertrieben die Insekten mit Pfauenfedern.

„Trinkt, trinkt!“ mahnte Dschingis, und gehorsam trank der Chinese die kalte Milch. Als ihm die Diener das leere Goldschälchen abnahmen, sagte der Chan fröhlich: „Und nun speist die Früchte und läßt Euch durch meine Fragen nicht aufhalten! Was reitet Ihr für ein Pferd?“

„Es stammt aus dem Gestüt des Kaiser; aber ich...“

„...Ja?“

„Ich bin beauftragt, Euch, den hohen Kaiser aller Völker der Steppe, vom SOHN DES HIMMELS zu grüßen...“

„... Wie geht es ihm? Hat er einen guten Schlaf, speist er mit Vergnügen, und überhaupt: Woran erfreut er sich, wenn ihm sein Himmelsamt Zeit läßt?“

„Er malt!“

„Er malt“, wiederholte Dschingis und lächelte vergnügt; auch Muchuli lächelte, und der Übersetzer lächelte ebenfalls; nur die Diener standen mit reglosen Gesichtern.

„Was malt er?“ forschte Dschingis. „Die Stadt?“

„Berge, Seen, Bäume, Papageien und Pavillons.“

Diener reichten dem Chinesen-General sowie Dschingis-Chan und Muchuli je eine Schale mit scharfem Reisschnaps.

„Es ist mir untersagt, bei diesen Verhandlungen Getränke zu mir zu nehmen, die mich in einen anderen Zustand versetzen!“ sagte der General.

„Oh“, wunderte sich Dschingis, „ich wollte mit Euch auf die Gesundheit Eures Kaisers trinken! Soll ich es mir versagen, nur weil es Euch verboten ist?“ Der Chan trank, und als er die leere Schale zurückgab, trank auch der General und sagte: „Es ist mir nicht verboten, auf das Wohl unseres Kaisers zu trinken, aber es ist mir untersagt, scharfe Getränke zu mir zu nehmen, bevor wir besprochen haben, womit mich der Herrscher beauftragt hat.“

„Und nun habt Ihr getrunken“, sagte Dschingis fröhlich.

„Ich wollte Euch nicht verletzen!“ sagte der General, „und darf hoffen, daß es mir jetzt erlaubt ist, Euch zu sagen, was mir der SOHN DES HIMMELS aufgab!“

„Setzt Euch“, sagte Dschingis.

„Ich muß es stehend sagen!“

„Warum das?“

„Oh, es gibt Worte, die, wenn man sie sitzend sagt, lächerlich wirken.“

„Dann spreicht also stehend, General.“

Der Chinese holte tief Luft, und er machte jetzt ein Gesicht, als habe er keine Lust mehr, das zu sagen, wozu er beauftragt war. „Der SOHN DES HIMMELS“, begann er zögernd, „fragt, warum Ihr in sein Land eingefallen seid, denn er meinte, mit euch Mongolen in Frieden zu leben!“

Die Diener eilten herbei und füllten die Schälchen erneut mit

Reisschnaps. Muchuli flüsterte dem Übersetzer etwas ins Ohr, und der Übersetzer beugte sich zu dem General hinab, der sich inzwischen gesetzt hatte, und sagte: „Trinkt auf das Wohl unseres Chans!“

„Es ist mir untersagt! Ich bemerkte es schon...“, flüsterte er dem Übersetzer zu.

„Schweigt und trinkt!“ zischte der Übersetzer.

„Wie, Ihr wollt nicht auf mein Wohl trinken?“ Der Chan tat so, als sei er beleidigt und lehnte sich in seinem Sitz bedächtig zurück, sah zum Dachkranz auf, sagte: „Ihr könnt gehen, General, und Eurem Kaiser sagen: Ich hätte auf sein Wohl getrunken, aber sein General hätte sich geweigert, eine Schale auch auf meine Gesundheit zu leeren; da das die Gastfreundschaft verletzt, behandelte ich ihn als Feind!“

Der General stand auf und sagte: „Ich trinke!“ Er trank gehorsam.

Im Hintergrund lächelte Muchuli. Dieser Zwischenfall war freilich nur geschaffen worden, um den chinesischen General etwas zu demütigen und ihn wissen zu lassen, daß er im Nachteil war, was ihn wiederum zwingen mußte, in seinen Fragen zurückhaltender zu sein. Schließlich hatte ihn der Chan hinausgewiesen, und statt zu gehen, hatte der General getrunken, was soviel bedeuten sollte, wie: Gut, ich trinke auf Euer Wohl, gegen den Willen meines Herrschers, aber schickt mich nicht weg.

Dschingis-Chan hatte nicht beabsichtigt, ihn wegzuschicken, aber nun wirkte sein stilles Einverständnis, daß der General bleiben durfte, wie Großmut. So gesehen, war der Chinese wieder im Nachteil, mußte es sich gefallen lassen, daß der Chan seine Frage nicht beantwortete, dafür aber selbst Fragen stellte und ihn fleißig aushorchte. „Es ist sonderbar“, sagte der Chan, „eigentlich besteht euer riesiges Land aus zwei Hälften, im Norden regiert der Kaiser von Chin, im Süden der Kaiser von Sung. Sie sind sich natürlich einig“, fügte Dschingis hinzu,

obgleich er wußte, daß das Gegenteil der Fall war.

„Einig? Habt Ihr nicht davon gehört, daß wir gegen die Sung-Leute Krieg führten?“ Diener brachten große Schalen voll fetter Hammelbrühe.

„Sie ist ein Zaubertrunk meiner Köche“, sagte Dschingis, „wenn Ihr die Brühe lobt, werden sich meine Leute freuen!“ Ohne auf das Verhältnis von Chin und Sung einzugehen, meinte der Chan: „Lebt denn der Fürst der Liao noch?“

„Er lebt und ist ein Untertan meines Herrschers!“

„Und er ist glücklich?“ Das war Spott.

Der General setzte die Schale mit der Hammelbrühe auf ein niedriges Tischchen. „Wie sollte er es sein, wo sein Geschlecht über alle Chinesen herrschte und vor hundert Jahren von den Chin-Leuten gestürzt wurde?“

„Sagtet ihr ‘Chin-Leute’, General?“

Verlegen nahm der Chinese wieder das Schälchen in die Hand.

„Laßt sie stehen! Sie ist kalt geworden, General.“ Dschingis befahl den Dienern, frische Brühe in neuen Schalen zu reichen.

„Wenn ich ‘Chin-Leute’ sagte, meinte ich, daß ich selbst ein Nachkomme der Liao bin!“

„Ich verstehe, ich verstehe!“ Dschingis streckte sich behaglich und sah zu Muchuli. Der Heerführer ballte die Faust und zeigte den abgespreizten Daumen, das soviel bedeutete wie: Unsere Sache steht gut.

Der Chan nickte, und der Chan schlug sofort zu, indem er sagte: „Dann haben die“, er machte eine Pause, damit das, was folgte, hervorgehoben wurde, „die Chin-Leute, wie Ihr sie nennt, zwei Feinde: im Süden den Sung-Kaiser und im eigenen Land den Fürst Liao. Er hat auch Anhänger?“

„Wäre er sonst zu fürchten?“

Die Diener trugen jetzt auf silbernen Tabletts schwere Hammelkeulen herein. Während der chinesische General die dunklen Muskelsehnen mit einem Messerchen zerschnitt und

die Stückchen mit Elfenbeinstäbchen greifend in den Mund warf, hielt Dschingis-Chan die Keule mit beiden Händen und schabte mit den Zähnen das Fleisch von den Knochen.

„Mich wundert es, daß der SOHN DES HIMMELS einen Nachkommen des Geschlechts der Liao zu mir sendet“, sagte der Chan vorsichtig.

Der General antwortete, daß der Kaiser das wohl nicht getan hätte, hätte er gewußt, daß es so sei.

„Und Ihr kehrt jetzt zu ihm zurück?“

„Ich muß es!“

„Und was werdet Ihr ihm sagen?“

„Was er hören will.“

„Er wird Euch fragen, ob Ihr erfahren habt, weshalb ich meine Krieger von der Stadt abziehe, statt die Stadt anzugreifen.“

„Ich werde sagen, das ist eine Falle!“

„Eine Falle?“ Der Chan lachte.

„Ja, der Kaiser vermutet es, also werde ich ihm recht geben!“

Der Chan erhob sich. „Eine Falle! Der Kaiser vermutet es! Also werde ich ihm recht geben! General: Weshalb redet Ihr plötzlich gegen Euren Herrscher?“

„Habt Ihr nicht vorhin gefragt: ‘Lebt der Fürst der Liao noch?’ Und ich antwortete: ‘Ja.’ Und ich sagte später, daß ich selbst ein Nachkomme dieses Geschlechtes sei.“

„Das stimmt!“

„Also schließe ich aus Eurem Interesse für den Fürsten und seine Anhänger, daß Ihr Euch mit ihm verbünden wollt?“

„Ihr seid kühn, General!“

„Ihr zieht die Heere von der Stadt ab, um Euch nach dem Norden zu wenden. Dort werdet Ihr den Fürsten zum König ausrufen lassen und dann mit seinen Soldaten gemeinsam gegen die Chin-Krieger ziehen.“

Dschingis-Chan machte ein nachdenkliches Gesicht, schwieg. Dann sagte er: „Ich bewundere Eure Gedanken,

General! Wollt Ihr bei mir bleiben und mir dienen?“

Der Unterhändler schüttelte heftig den Kopf. „Ich kann meinem Geschlecht besser dienen, wenn ich zum SOHN DES HIMMELS zurückkehre.“

„Dann darf ich Euch Geschenke für den Fürsten Liao mitgeben?“

„Ihr dürft!“ antwortete der General freudig. „Allerdings dürften sie nur so groß sein, daß ich sie in meinem Gewande verbergen kann.“

„Edelsteine?“

„Und ein paar Worte, damit er weiß, woran er ist!“ sagte der General.

„Er kann auf mich zählen!“

„Das wird ihn alt werden lassen“, antwortete der General und ging auf den Zeltausgang zu.

Dschingis-Chan stand mit Muchuli noch eine Zeitlang auf dem kleinen Hügel und sah dem General mit den zwei hohen Offizieren nach. „Liao-Fürst heißt das Siegeswort, Liao, lieber Muchuli! Tatsächlich, ich werde mich mit dem Fürst verbünden. Der natürliche Haß ist noch immer der grausamste!“

„Mir war er ein wenig zu geschwätzig, mein Chan. Muß man ihm nicht mißtrauen?“

„Sind sie nicht alle geschwätzig wie die Amseln?“

Muchuli aber sollte recht behalten, denn der chinesische General war kein Nachkomme der Liao, sondern ein treuer Anhänger seines Kaisers, der den Chan der Mongolen in eine Falle gelockt hatte. Als er vor dem SOHN DES HIMMELS stand und das Beutelchen voll Edelsteine zu seinen Füßen legte, sagte der Kaiser: „Seht ihr, das ist ein General! Statt dem Steppenhäuptling Geschenke von uns zu bringen, bringt er uns von ihm Geschenke und die Pläne, die er ihm selbst eingeredet hat.“

## Am Rand der Welt

Der Herbst kam in diesem Jahre sehr früh, und der Chan war mit seinem Heer, nachdem er Yenping verlassen hatte, nach Norden gezogen. Er hatte die Gestüte des Chin-Kaisers geplündert und ihm damit den größten Teil seiner Ersatzpferde geraubt. Es gab nur kleine Schlachten, aber die Chinesen hatten große Verluste. Später, als die Versorgung seiner Krieger gesichert war, ritt er zur Oase am Dolon-nur, einem kleinen See am Rande der Wüste Gobi. Sie diente ihm als Winterquartier. Von hier sandte er eine Abordnung nach Chitan zu dem alten Fürsten der Liao.

Dschebe hingegen hatte den Befehl, mit seinen drei Zehntausendschäften bis zum „Rand der Welt“, dem Gelben Meer, vorzustoßen, dort den Winter zu verbringen und den Frühling abzuwarten.

Es war Nacht, als sie die Steilküste erreichten. Heftiger Sturm blies über die Felsen, und kalt war es und feucht. Mit nassen Gesichtern standen sie am „Rand der Welt“, und obgleich sie der Krieg hart und grausam gemacht hatte, standen sie da wie Kinder, wunderten sich, vergaßen für Augenblicke alles, was vor ihnen gewesen war, die Schlachten, die Toten, den Lärm, den Kerulon und den Onon, die saftigen Weiden und die fischreichen Flüsse in ihrem Stammland. Sie standen am Meer, und keiner hatte das Meer bisher gesehen, Tenggeri nicht und die dreißigtausend anderen nicht. Sie sahen es auch jetzt nicht, da die Nacht schwarz und kein Mond aufgegangen war, aber sie hörten das Meer, und sie schmeckten sein Salz, und viele fürchteten sich sogar vor ihm, weil es donnerte, daß die Felsen erbebten. Waren es vielleicht die Götter, die es rasend und wild gemacht hatten? Denn die Götter schickten auch den Sturm über die Steppe, und hier schien der böse

Sturm das Meer so zu peitschen, daß es schrie und tobte wie ein schreckliches Ungeheuer.

„Ob es immer zornig ist, das Meer?“ fragte Tenggeri, und obschon er die Worte gebrüllt und dann noch einmal wiederholt hatte, Bat hörte sie nicht, denn der Donner von Wogen und Wellen verschlang jeden Laut. Hier herrscht das Meer, nur das Meer, und keiner vermag es zu bändigen, dachte Tenggeri.

So standen sie bis in den Morgen hinein, noch immer wie die Kinder sich wundernd.

Sie warteten auf das Frühlicht und auf die Sonne, damit sie das mächtige Ungeheuer, das unter und vor ihnen in der Finsternis um sich schlug, erkennen konnten.

Aber als am Horizont ein erster blauroter Streifen schimmernte, der eine Linie zwischen Himmel und Wasser zog, ließ plötzlich der Sturm nach, und dann hörte er ganz auf. Noch donnerte Woge um Woge gegen das Gestein am Steilufer, noch reckte und bäumte sich der Leib des mächtigen Ungeheuers, aber die Schläge wurden matter und schwächer, und als das Morgenlicht über die See floß, sah es aus wie ein unendliches Seidentuch auf dem Meer, das schillerte und blitzte. Es wölbte sich zu kleinen Hügeln; darunter lag die See wie gefangen und stumm.

Die rauen Krieger standen andächtig auf den Felsen.

Hinter ihnen schnaubten die Pferde.

Bald war es ganz still.

Die Sonne ging auf.

Erst ein Fleck auf dem Wasser, rot wie eine Lache Blut, dann die glühende Scheibe; groß und rund hob sie sich aus dem Meer. Sie schien zu zittern und zu tropfen, jedenfalls sah es Bat so, denn er sagte: „Du siehst; die Alten hatten recht: Die Sonne steigt Morgen für Morgen aus dem Wasser und geht Abend für Abend auf der anderen Seite der Welt ins Wasser zurück.“

„Steigt sie aber wirklich aus dem Wasser?“ fragte Tenggeri.  
„Du siehst es doch!“

„Ich sehe sie zwischen Wasser und Himmel aufsteigen; wo sie hervorkommt, scheint das Meer zu Ende zu sein.“

Bat schüttelte energisch den Kopf. „Das Meer hat genausowenig ein Ende wie der Himmel. Wenn du in der weiten Steppe stehst, siehst du in der Ferne, wie der Himmel das Gras berührt. Reitest du dorthin, sieht es in der Ferne wieder so aus, und du kannst Tage, Nächte, Wochen, Monate reiten, immer und immer berührt der Himmel in der Ferne die Erde, aber nie ist er zu Ende, denn wenn du hinkommst, ist er wieder größer geworden.“

„Das ist wahr“, sagte Tenggeri. „Und wo ist die Erde zu Ende, Bat?“

„Das ist ganz einfach: Im Osten ist das unendliche Meer, und im Westen ist das unendliche Meer, im Norden und Süden aber sind gewaltige Gebirge, über die kein Pferd und kein Mensch gehen kann, da die Berge so hoch sind, daß Mensch wie Pferd ersticken und tot umfallen. So sagen die Gelehrten des Chans, Tenggeri.“

Es war nun ein schöner Morgen angebrochen, und sie stiegen von den Felsen, errichteten zwischen den Lehmhütten chinesischer Bauern und Fischer ihre Zelte und Jurten, teilten Wachen ein, die das große Lager ständig in einem weiten Bogen umritten, und schickten Boten zum Dolon-nur, damit Dschingis-Chan erfuhr, daß sie den „Rand der Welt“ erreicht hatten.

Zum Erstaunen der mongolischen Krieger besaß das Chinesendorf mehr Kinder als Schafe, ein Umstand, der ihnen so ungewöhnlich erschien, daß sie zusahen, was die Leute aßen und tranken.

Obwohl die Bauern ihre Eroberer mißtrauisch betrachteten, erfreuten sie sich an ihrer Neugier, mit der sie zuschauten, wenn die Frauen Reis, Bohnen oder Erbsen in Töpfen kochten oder Gerstenkörner mahlten, das Mehl mit Milch und Wasser anrührten und in Tiegeln zu braungelben Fladen buken. Dazu aßen sie gebratenen Fisch und manchmal auch kleine grüne

Früchte, die sie mit Salz bestreuten. Die Schafe aßen sie nicht, und Pferde hatten sie keine; lediglich einige große Büffel liefen träge über die gelbe Erde, aber niemand ritt auf ihnen, und geschlachtet wurden sie wohl auch nicht, denn sie zogen ein Gerät hinter sich her, das die Bauern als Pflug bezeichneten und mit dem sie die trockne Erde aufrissen. In den Boden wiederum, so erzählten ihnen die Bauern, legten sie Bohnen, Erbsen und die Körner der Gerste, und wenn ihnen der Himmel gut gesinnt sei, schicke er Regen und ließe aus einem Körnchen Hunderte andere wachsen.

Die Mongolen lachten, und manche sagten, das Reich Chin sei wirklich ein Wunderland. Während die Krieger vorsichtig die sonderbaren Speisen probierten – manche spuckten sie sofort wieder aus –, berichteten sie ihrerseits, daß sie in ihrem Stammland nur Fleisch äßen, Fleisch vom Hammel und Pferd, und das einmal am Tag, gekocht oder roh. Sofort liefen auch einige Mongolen zu ihren Pferden und brachten rohes Fleisch, schleppten es zu den chinesischen Bauern und zeigten es ihnen.

Verständnislos schauten die Leute auf das Fleisch und die Krieger, und dann bissen die Krieger in das rohe Fleisch hinein, zerrten wie gefräßige Hunde daran und lachten und zeigten die blutigen Zähne. Die Chinesen liefen fort, angeekelt und schreiend; die Männer wie die Frauen, die Kinder weinten sogar und versteckten sich ängstlich hinter den breiten Gewändern ihrer Mütter.

Ein Fischer, der so mutig gewesen war, nicht wegzulaufen, hielt den Mongolen eine Handvoll blitzender Sardinen hin. Er wollte erfahren, ob sie auch Fische roh aßen. Aber die Krieger verneinten und gaben zu verstehen, daß sie Fische kochten. So schenkte er ihnen die Handvoll Sardinen, und er verneigte sich dabei, als sei es ein bedeutendes Geschenk. Die Mongolen jedoch warfen die Fischchen in den Staub, verspotteten den Fischer und sagten, sie aßen nur große Fische, diese hier müßten noch wachsen. Da war der Mann sehr traurig und ging

mit ärgerlichem Gesicht fort.

Von diesem Tage an sagten die Leute im Dorf: „Es ist wahr, diese Krieger sind Wilde. Sie essen rohes Fleisch, kennen keinen Reis, keine Hirse, keine Bohnen, keine Erbsen; sie wissen nicht, was ein Bauer ist, denn sie verstehen es nicht zu säen, also auch nicht zu ernten. Wen wundert es, daß sie Krieg führen und alles rauben, was sie in ihrem Land nicht besitzen?“

Das sagten die Bauern und die Fischer, und ihr Mißtrauen wuchs.

Tenggeri aber, der das alles gehört und mitangesehen hatte, dankte dem Chan insgeheim, daß er durch ihn in das Reich Chin gelangt war und sogar bis zum „Rand der Welt“, dem östlichen Meer. In ihm frohlockte die Freude über all das Fremde und Neue, das er täglich entdeckte, sie überwog auch die Schatten und das Unglück, das sie in das Land gebracht hatten. Er versuchte ihre Worte nachzusprechen, weil er glaubte, dadurch mehr von ihnen zu hören, er versuchte ihre Speisen zu essen, weil er sich wünschte, unter ihnen zu sein, ohne als Feind betrachtet zu werden.

Während die meisten Krieger in der freien Zeit vor ihren Zelten saßen und mit Schafsknöchelchen um ihre Beute – Gold, Edelsteine und Elfenbein – würfelten, Reisschnaps tranken, sich zankten und prügeln und sogar mit Dolchen im Zorn erstachen, streifte Tenggeri durch das Dorf, kletterte über die Felsen am Steilufer, sah den Fischern zu, wenn sie in die kleinen Boote stiegen, die in einer stillen Bucht lagen. Von der Höhe der Küste sahen unten die kleinen Boote wie große spitze Blätter aus, die auf dem Wasser schwammen. Es dauerte nicht lange, da begriff Tenggeri, wer es war, der die Boote aufs Meer hinaustrieb: der Wind! Wie ein Wunder kam es ihm vor: Kein Tier zog das Boot, kein Mensch schob es, nur der Wind war es, den die Fischer zwangen, für sie das Boot zu bewegen. Sie hatten ein Leinentuch an der Stange befestigt und mit Schnüren gespannt, und dahinein blies der Wind, blähte das weiße Tuch

wie den Bauch eines Drachens auf.

Ein andermal sah Tenggeri den Frauen und Kindern zu, wie sie an einem Hang von blaßgrünen Sträuchern feine, seidig behaarte Blättchen zupften und in Bastkörbe warfen. Als er sich ihnen näherte, verstummte ihr Gesang, sie drehten sich auch nicht um nach ihm, sondern pflückten und schwiegen. Er fragte, was das sei, und wies auf die langen Blätter.

„Tscha“, sagten sie.

Er wiederholte: „Tscha!“ und lächelte verlegen.

Frauen und Mädchen kicherten und sagten das Wort noch einmal. Dabei streckten sie ihre Köpfe vor und zeigten auf ihren Mund. „Tscha, tscha, tscha!“ machten sie mehrmals.

Wieder versuchte er es, und da nickten sie alle, kicherten nun nicht mehr, sondern bedeuteten ihm, daß es so richtig sei.

Trotzdem wußte er noch nicht, wozu „Tscha“ gepflückt wurde und was man mit ihm machte. Erst als ein Mädchen eine kupferne Kanne aus einem Wolltuch wickelte und ihm daraus ein Schälchen vollgoß, wußte er, daß „Tscha“ Tee war. Er kannte ihn von den chinesischen Händlern im Ordu. Sie hatten sich oft Wasser gekocht, die getrockneten Blätter zwischen den Handtellern zerrieben und hineingeworfen. Gekauft hatte er sich nie welchen, denn er war teuer, die Händler verlangten gute Fuchsfelle dafür. Freilich, manche Mongolen tranken ihn und mischten sich Hammelfett und Milch vom Schaf in den Tee. Aber jetzt trank er ihn, und Tenggeri fand, daß er würzig schmeckte, und heiß war er, der chinesische Tee.

Die Mädchen lachten vergnügt, als er getrunken hatte. Sie rieben sich die Augen, und danach rissen sie die Augen ganz weit auf, gaben ihm zu verstehen, daß er nun nicht mehr schlafen könne.

Eine alte Frau, die im Gesicht wie ein Mann aussah, weil ihr schwarzes Haar unter der Nase und auf dem spitzen Kinn wuchs, zupfte Tenggeri am Arm und führte ihn zu einem Stein. Als sie oben stand, winkte sie auch ihn herauf. Sie vermochten

jetzt über die Teebüsche hinwegzusehen bis hinüber zur Steilküste, wo ein gewaltiger Fels wie ein Riesenkeil ins Meer stieß. Auf ihm war ein Tempel. Die Dächer lagen im Schatten der vielen schlanken Zypressen, die hinter der hohen Mauer in den blauen Himmel ragten. Ihre Spitzen beugte ein wenig der Wind, und die Frau zeigte zu dem Kloster, redete und redete, fuhr mit den Armen durch die Luft, machte einmal ein heiteres, später ein ernstes Gesicht, und zu guter Letzt nahm sie sogar ein Messer, setzte es an ihre welken Augenlider, wobei sie tat, als wolle sie sie abschneiden. Danach zeigte sie auf die vielen Teesträucher und lächelte.

Nein, Tenggeri hatte nicht alles verstanden.

Und so begann der Tanz der Alten von vorn. Diesmal spielte sie ihre Geschichte noch deutlicher und langsamer vor, vermeid dabei fast jeden Laut. Was herauskam, war das: In alter Zeit hatte auf diesem Fels am Meer, wo jetzt das Kloster stand, ein buddhistischer Mönch in einer Höhle gewohnt, einsam und arm. Er lebte von den Gaben der Dorfbewohner. Eines Tages kam er auf den Gedanken, daß die Zeit zum Beten viel zu kurz sei und bedeutend länger werden würde, wenn es ihm gelänge, auch noch im Schlafe zu beten. Sooft er es versuchte, es gelang ihm nicht, denn wenn er früh erwachte, fielen ihm seine Träume ein, Träume allerdings, die mit dem Beten gar nichts zu tun hatten. Also nahm er sich vor, nicht mehr zu schlafen. Das ging eine Nacht, und das ging eine zweite Nacht so, und immer, wenn ihn der Schlaf ankam, erhob er sich, lief in der Höhle auf und ab, rieb sich die Augen. In der dritten Nacht jedoch wurde er derart müde, daß er doch einschlief. Das entdeckte er allerdings erst, als er sich am nächsten Mittag, die Sonne schien schon zur Höhle herein, in einem Winkel fand. Böse mit sich selber, rieb er sich die Augenlider, und während er sie sich so rieb, sagte er plötzlich: „Ich hab es! Sie sind schuld! Wie bin ich nur nicht gleich daraufgekommen!“

Danach nahm er ein Messer und schnitt sich die Augenlider zu Ehren Buddhas ab. Er warf sie vor seine Höhle. Aus seinen Lidern aber wuchs der Strauch mit den wundersamen Blättern, die, als Tee genossen, keinen schlafen lassen.

„Tscha“, sagte die alte Frau noch einmal und stieg wieder von dem Stein. Sie freute sich, daß Tenggeri nun alles verstanden hatte, und sie erzählte es sofort den anderen, die mit den Körben voll blaßgrüner Blätter von Strauch zu Strauch gingen.

Tenggeri hatte die Geschichte gut gefallen, und er war durch sie auf den Tempel aufmerksam gemacht worden, der dort drüben auf dem Fels stand. Gern wäre er sogleich zu ihm hingeritten, aber das ging nicht, weil er mit seiner Zehnergruppe an der Reihe war, einen der Erkundungsritte durchzuführen, die der Chan zwischen Dolon-nur und Meeresküste befohlen hatte. Sie waren notwendig, weil die Gefahr bestand, daß sich ein Teil des kaiserlichen Heeres, nachdem der Angriff auf Yenping ausgeblieben war, ebenfalls nach Norden begab und durch die große Lücke zwischen Meer und Oase schob, um die Liao-Leute mit ihrem alten Fürsten zu zwingen, in ihrem Machtbereich zu verbleiben.

An diesem Abend fiel etwas Schnee, und die Nacht war sehr kalt. Als aber die Sonne wieder aufstieg, schmolz der Schnee, und sie ritten bei klarem Licht tief in das Land hinein, durchquerten kleine Flüsse, sprengten über gelbe Hügel und gelbe Ebenen, durchstreiften kleine Wäldchen mit Birken und Kastanien, mieden Dörfer und Salzsümpfe. Menschen trafen sie kaum.

Auf dem Rückweg sahen sie in der Ferne einen einsamen Hirten, der mit einer Herde von Kamelen an einem Brunnen stand. Drei der Tiere trugen Lasten und knieten im Staub, die anderen soffen aus einem Trog, in den der Mann immer wieder Eimer voll Wasser kippte.

„Wir sollten ihn ausfragen, Zehnerführer!“ sagte der hitzige Arslan, hielt sein Pferd an und blickte zu Tenggeri. Aber der

antwortete nicht und ritt weiter, als wäre nichts gesprochen worden.

„Hört Ihr nicht?“ rief Arslan.

Da hielt auch Tenggeri sein Pferd an und schaute sich verwundert um. Irgendwer hatte geschrien, jedenfalls war es ihm so vorgekommen. Sicher ist es Arslan gewesen, dachte er, als er sah, daß Arslan ihn so erstaunt ansah.

„Du hast mich gerufen?“

„Ja, wir sollten den dort drüben ausfragen!“

„Was willst du ihn ausfragen?“

„Was?“ Arslan kam herangeritten und sagte vorwurfsvoll: „Ihr tut, als wäre ich der Zehnerführer. Habt Ihr vergessen, weshalb wir auf Erkundungsritt sind?“

Erst jetzt merkte Tenggeri, daß seine Gedanken bei den chinesischen Bewohnern an der Küste geblieben waren: Er hatte sie essen sehen, die sonderbaren Speisen, er hatte ihr Lachen gehört, als die Krieger das rohe Fleisch abßen, er sah die Bauern über das Feld laufen, mit Büffel und Pflug, und er hatte an die Körner gedacht, die sie in die Erde legten und aus denen unzählige neue Körner sprießen sollten. Auch an die Teefrauen hatte er sich erinnert und an die Geschichte der Alten vom einsamen Mönch, der sich die Augenlider abgeschnitten hatte.

„Reit zu ihm und frag, was du willst“, sagte Tenggeri.

„Ich allein?“

„Ist er nicht auch allein? Meinetwegen nimm dir noch einen mit!“

„Und Ihr bleibt hier?“

„Ich warte!“

Arslan schüttelte enttäuscht den Kopf und jagte mit einem Gefährten hinunter zu dem Brunnen mit den Kamelen und dem Hirten. Von fern sahen sie, wie er auf den Mann einredete und wie er dabei die Peitsche schwang. Der andere Krieger untersuchte die Lasten.

„Ach, er schlägt ihn“, sagte ein Mann in Tenggeris Nähe und

lachte.

„Arslan ist dumm“, meinte Tenggeri und zerrte ärgerlich am Zügel. „Kein Vogel singt, wenn ihn einer quält!“ Aber er sah nicht mehr hin und ritt mit den anderen weiter, ohne Eile und Aufmerksamkeit, bis plötzlich hinter ihm ein Krieger schrie: „Chinesen!“

Tenggeri riß sein Pferd herum und blickte erschreckt zum Brunnen. Wie ein Rudel braungelber Schakale jagte der kleine Trupp einen Hügel hinab und in die Kamelherde hinein. Arslan war so überrascht, daß er kaum Gelegenheit fand, sich zu verteidigen. Er hob zwar noch den Arm, um mit dem schweren Schwert zum Schlag auszuholen, aber da war schon ein Chinese von seinem Pferd aus auf Arslans Rücken gesprungen. Sie stürzten. Andere kamen zu Hilfe. Gefesselt warfen sie Arslan auf ein Pferd und sprengten davon.

Das war alles bereits geschehen, bevor Tenggeri mit seiner Gruppe den Brunnen erreicht hatte. Sie schossen noch einige Pfeile hinter den Chinesen her, trafen jedoch nur zwei Pferde, die zwar zusammenbrachen, aber deren Reiter sofort auf andere Tiere überwechselten. Mit vielstimmigem Geheul über den kleinen Sieg galoppierten sie wieder den Hang hinauf, und als der Wind den Staubschleier zerfetzt hatte, waren sie jenseits des Hügels verschwunden.

Am Brunnen versammelten sich wieder die Kamele und soffen aus dem hölzernen Trog wie zuvor. Auch der Hirt war noch da. Er hockte bei dem toten Gefährten von Arslan, der von den Hufen zerschmettert am Boden lag. Der Hirt hatte seinen Mund weit offen und versuchte einen Laut herauszuquetschen, aber das gelang ihm nicht. Er fuchtelte erregt mit den Armen, fiel auf die Knie, drückte sein Gesicht in den Sand, sprang wieder auf, doch kein Ton kam aus seinem Mund. An der Stirn, wo die Wunden von Arslans Peitschenschlägen waren, klebte jetzt der Sand und Staub. Er gestikulierte wieder wie wild, legte die rechte Hand mehrmals auf sein Herz, aber

ein Wort brachte er nicht hervor.

„Stumm ist er!“ sagte Tenggeri, „stumm und unschuldig. Arslan, dieser Dummkopf, wollte einen Stummen zum Sprechen bewegen.“

Die sechs Krieger blickten vorwurfsvoll zu ihrem Zehnerführer. Einer sagte: „Hättet Ihr befohlen, daß wir alle zum Brunnen reiten, wäre das nicht geschehen.“

„Zwei Tote!“ sagte ein anderer.

„Wieso zwei?“ fragte Tenggeri.

„Arslan schweigt wie ein Stein, also werden sie auch ihn töten.“

„Ihr habt recht“, sagte Tenggeri. „Hätte ich befohlen, daß alle zum Brunnen reiten, wäre das nicht geschehen.“

„Der Tausendschäftsührer wird Euch fragen, weshalb Ihr es nicht getan habt. Was wollt Ihr antworten, Zehnerführer?“ fragte der erste.

Tenggeri schwieg und dachte, soll ich ihnen vielleicht sagen, daß ich mehr die Bewohner des Küstendorfes vor meinen Augen sah als den Sinn unseres Erkundungsrittes?

Da er schwieg und damit seine Schuld eingestand, sagte der zweite erneut:

„Zwei Tote! Zwei Tote und kein Gewinn! Das ist, wie wenn dir der Wolf fünf Schafe über Nacht holt. Du kannst ihn zwar am nächsten Tag fangen und erschlagen, aber die fünf Schafe bleiben verloren!“ Der Krieger stieg vom Pferd und soff mit den Kamelen aus dem Trog. Der Hirt, der nunmehr sicher war, daß sie ihm nichts zuleide taten, ordnete die Lasten auf den Kamelen.

Als sie wegritten, sagte keiner ein Wort. Brunnen, Hirt und Kamele blieben zurück, niemand wandte sich um. In der Nacht fiel abermals etwas Schnee, und abermals schmolz die Sonne den Schnee am nächsten Vormittag.

Sie erreichten später die Küste und das Chinesendorf. Das war am Abend, und vom Meer her wehte ein kalter Wind über

die Felsen, der die vielen Feuer lodern machte. Tief trieb der weiße Rauch über Jurten und Hütten. Durch die engen Gassen streunten Hunde. Der kurze Tritt eines Esels war zu hören. Die Krieger sangen:

„Wir trinken den Reisschnaps  
wie das Blut der Feinde...“

In der Ferne stand das Kloster. Schwarz wie der Fels hob es sich vom klaren Dämmerhimmel ab.

Als Tenggeri dem Tausendschaftsführer, dem Befehl gehor- chend, berichtet hatte und sein Zelt verließ, war ihm, als habe er eine Last abgelegt und sei nun wieder etwas freier. Er ging sofort zu Bat, der mit seiner Gruppe um das Feuer saß und unter dem Gelächter seiner Krieger ab und zu eine Schale des scharfen Getränks in die Glut goß, worauf die Flammen gespenstisch hochschossen.

„Bat“, sagte Tenggeri, „ich trete wieder in Eure Gruppe ein.“

„Seht ihr? So ist der! Er denkt, ich bin betrunken, und schon fängt er an, mich zu ärgern! Baaah!“ Bat steckte die Zunge heraus, und ringsum erscholl Lachen. „Ja, ja, ich bin betrunken, du Stückchen Himmel<sup>4</sup>, aber Bat ist nie so betrunken, daß er glaubt, ein Zehnerführer könnte in die Gruppe eines anderen Zehnerführers eintreten! Nein, so betrunken ist Bat nie.“

„Ich bin kein Zehnerführer mehr, Bat!“

„Habt ihr's gehört: Er ist kein Zehnerführer mehr! Du bist wohl Hundertschaftsführer geworden, wie? Bei dir weiß man das nie so genau: Du erzählst ein Märchen, und schon wirst du Zehnerführer! Du kommst vom Chan, und schon hat er dir ein edles Pferd geschenkt. Also“, sagte Bat, „was bist du jetzt geworden?“

„Nichts!“

„Nichts!“ Bat und die Krieger lachten. „Nichts?“ Es schien,

---

<sup>4</sup> Tenggeri heißt „Himmel“

als sei Bat für einen Augenblick ernüchtert. Mißtrauisch blickte er auf. „Moment mal, warst du nicht auf Erkundungsritt?“

„Ja.“

„Ich glaube, ich habe den Fuchs beim Schwanz gepackt. Erzähl schon“, forderte Bat.

Tenggeri tat das, und sie hörten alle gespannt zu. In dieser Zeit tranken sie auch nichts von dem scharfen Getränk, das in großen Krügen, die sie den Bewohnern gestohlen hatten, in ihrer Nähe stand. Aber kaum hatte Tenggeri geendet, da nahmen sie alle einen großen Schluck, und sie boten nun auch ihm von dem Getränk an. Er trank.

„Setz dich zu uns“, sagte Bat. „Wir sind nur noch sechs, so bist du also der siebente. Los, singen wir:

Wir trinken den Reisschnaps  
wie das Blut der Feinde,  
wir trinken's am Tage  
und in der Nacht...

Sing schon, Tenggeri! Oder gefällt dir das Liedchen nicht? Krieger, singen wir ein anderes:

Die Mauer ist hoch,  
der Chinese klein,  
hinter der Mauer  
werden viel Tempelchen sein,  
in den Tempelchen aber  
sitzt einer und lacht:  
Es ist Buddha -  
wer hat seinen Bauch so dick gemacht?  
Die Lamas,  
die Mönche,  
die Lamas!  
Bettelnd ziehn sie über das Land und...

... also er singt nicht mit! Bist du traurig?“

„Nein“, antwortete Tenggeri.

Bat nahm wieder einen tüchtigen Schluck, wischte sich den Bart ab und sagte listig: „Wäre ja auch! Du erzählst dem Chan wie einst ein feines Märchen, und schon bist du wieder Zehnerführer! Nur“, Bat machte eine Pause und sah in die lachende Runde, „nur, wenn du abermals gefragt werden solltest: ‘Woher hast du denn das feine Märchen?’, dann sag nicht wieder den Namen. Das hat keiner gern. Denn der SCHWARZE WOLF war ein tückischer Schakal, ein Verräter...“

„....Bat! Sei still!“ Tenggeri war aufgesprungen.

„Was hast du? Er war es!“

„Woher weißt du es? Nur weil sie es erzählen? Ist es so, Bat?“

„Erzählen?“ Bat lachte höhnisch. „Erzählen! Er war es und fertig, jawohl, fertig!“

„Und wenn er kein Verräter war, Bat?“

„Schrei nicht so! Der Chan hat so gute Ohren, daß er es bis drüben am Dolon-nur hören kann! Trink!“

„Ich mag nicht!“

„Du magst nicht? Ach! Nun seht euch dieses Verrätersöhnchen an...“

„....Bat!“ Tenggeri sprang auf den Zehnerführer und schlug ihm die Fäuste ins Gesicht.

„Er ist verrückt, bringt mich um!“

„Wache!“ schrie irgendeiner.

Die Krüge fielen um, zerplatzten. Ein Knäuel wälzte sich am Boden. Schreie. Schläge. Trinkschalen klickten und zersplitten. Ein Bein strampelte in der Glut. „Ich brenne!“ schrie Bat.

Aber dann hatten die Wächter schon zugepackt und die beiden auseinandergerissen. Der Oberste der Wache sagte: „Nehmt diesem da die Kleider weg und stellt ihn, weil er

seinen Zehnerführer niedergeschlagen hat, auf den Felsen. Wenn die Götter gegen ihn sind, wird er heut nacht erfrieren, wenn sie mit ihm sind, wird er die Sonne aufgehen sehen und wieder unter uns sein dürfen!“

Die Wächter zogen Tenggeri das Gewand aus und trieben ihn nackt über die Steine bis hinüber zur Küste, zur höchsten Erhebung. Dort stand eine einzelne fünfblättrige Pappel, in der der kalte Wind rauschte. Sie banden ihn an den Stamm mit dem Blick zum Meer. Und die Wächter schwiegen bei ihrem Handwerk, wie sie immer schwiegen. Auch er sagte nichts, denn er wollte nicht, daß sie von seiner Angst erfuhren.

Anfangs war es nicht so kalt, wie er gefürchtet hatte, aber das lag an dem Reisschnaps, der noch in ihm war und das Blut schneller durch die Adern trieb. Er sah den Mond tief über dem Wasser hängen. Noch war er gelb und groß und vergoldete die See. Unten lagen die Fischerboote und bumsten gegen die dicken Pfähle.

Zuerst kroch die Kälte in die Füße, und er bewegte die Zehen, so gut er es konnte. Den Kopf vermochte er nicht zu drehen. Sie hatten ihm einen Riemen über die Stirn, einen andern um den Hals gebunden. Fern hinter ihm lärmten sie im Lager, sangen und grölten.

Wenn ich diese Nacht überstehe, werde ich Bat umbringen, dachte er. Ich werde es in der nächsten Schlacht tun, keiner wird es merken.

Tenggeri starnte in den gelben Mond, aber die Scheibe stieg höher und höher, und er wußte, bald werde ich sie nicht mehr sehen, dann, wenn sie über meine Augen hinausgestiegen sein wird. Dann jedoch wird der Mond weiß sein oder silbern, und das Meer wird erbleichen. Aber ich werde nicht erfrieren und nicht sterben. Ich will nicht!

Als der Lärm im Lager verlosch, begann er zu frieren. Die Beine waren erstarrt, und er konnte jetzt auch keine Zehe mehr bewegen. Sie hatten ihn so fest an den Baumstamm der

fünfblättrigen Pappel gebunden, daß er nicht einmal zu zittern vermochte. Nur die Zähne schlirrten manchmal, weil es ihm auf die Dauer nicht gelang, die Lippen aufeinanderzupressen, denn auch sie schienen zu erfrieren, wenn er nicht fortwährend den Mund auf und zu machte. Wie ein Fisch, der an Land liegt, dachte er. Er war froh, wenn es ihm gelang, an etwas zu denken. Oschab, Gärel, Onon, Kerulon, grüne Weiden, warme Jurten, das brennende Tzu-Hu, oh, das war warm damals!

Jemand kam über die Steine. „Ich bin's!“ flüsterte einer.

Bat? Will er mich noch quälen?

„Du, das wollte ich nicht, Tenggeri, das nicht, bei allen Göttern, ich habe die Wache nicht gerufen.“

Nein, Bat hatte er nicht erwartet, aber Tenggeri schwieg.

„Du hast mich beinahe umgebracht“, sagte Bat leise und kauerte hinter dem Pappelstamm, damit er nicht gegen das Mondlicht stand und von den Lagerwachen gesehen wurde.

„Ach, umgebracht“, stammelte Tenggeri, „zuvor hast du mich beinahe umgebracht, mit einem Wort.“

Bat beeilte sich zu fragen: „Wirst du's durchstehen?“

„Ja.“

„Du sprichst wie einer, der halbtot ist!“

„Ja, aber nur eben halb!“

„Ich war betrunken, als ich das Wort sagte!“

„War es deshalb weniger schlimm?“

„Ich meine nur so.“ Bat beugte sich von hinten rüber und hielt ihm einen Krug vor den Mund. „Trink!“

„Reisschnaps?“

„Hm.“ Tenggeri trank, jedoch viel trank er nicht.

„Trink mehr, oder hast du schon mal gehört, daß ein Betrunkener friert?“

„Nein, aber daß er einschläft! Und wenn ich hier einschlafe, erfriere ich! Möchtest du, daß ich das durchstehe?“

„Wäre ich sonst gekommen?“

Ich werde ihn doch nicht umbringen, dachte Tenggeri. Er ist

roh wie ein wilder Steppenhund, aber unter seinem narbigen Fell ist noch ein bißchen Wärme! „Hast du keine Angst, daß sie dich hier finden, Bat?“

„Immer fragst du mich, ob ich Angst habe! Wenn die Wache kommen sollte, werde ich sagen, ich wollte dich noch ein wenig schinden. Das glauben sie!“

„Ja, das würden sie glauben. Gib mir noch mal zu trinken, Bat.“

„Siehst du!“

Tenggeri trank wieder, diesmal etwas mehr. „Wunderbar“, stöhnte er. „Daß ich noch einen Körper habe, spüre ich nur, wenn das scharfe Getränk hinabläuft.“

„Da kommen welche!“ Bat riß seinen Mantel, den er über Tenggeri gehängt hatte, herab und sprang in die Felsen. Chinesische Laute kamen näher.

Die Fischer, dachte Tenggeri. „He“, flüsterte er, „he, hört ihr mich?“

Während einige noch im Mondschatten der Pappel waren, liefen andere im vollen Licht. Sie redeten leise miteinander, blieben stehen und schlichen plötzlich auf ihn zu. Es waren fünf Männer und zwei Mädchen. Einer nahm sogleich sein Messer heraus und wollte die Riemen durchschneiden.

„Nein“, sagte Tenggeri.

Das verstanden sie nicht, denn sie zeigten hinunter auf die Boote und auf das Meer.

„Da wird es nur noch schlimmer“, flüsterte Tenggeri. „Sie würden mich eines Tages doch kriegen, oder soll ich ein Leben lang in einem Boot sitzen? Nein, nein.“

Die Fischer begriffen nicht. Da stand ein Mensch gefesselt an einem Baum und wollte sich nicht losschneiden lassen? Was wollte er dann? Sie versuchten ihm zu erklären, daß sie ihn an einen Ort bringen wollten, wo er sicher sei vor seinen eigenen Kriegern. Es gäbe genug Höhlen und Verstecke an der Küste.

„Bringt mir Tscha, heißen Tscha“, flüsterte Tenggeri.

„Tscha?“ Was war das?

„Tscha, heißen Tscha, versteht ihr nicht?“

„Ach, Tscha!“ wiederholte ein Mädchen. „Natürlich, Tscha will er haben!“ Und sie wunderten sich, wie er es ausgesprochen hatte. Die Mädchen rannten sofort weg, und die Fischer hatten ihm inzwischen ein großes Tuch übergeworfen und rieben ihn warm.

Da trat Bat aus dem Dunkel der Felsen und sagte unbekümmert: „Was hast du mit ihnen gesprochen?“

„Ihr braucht nicht wegzurennen“, sagte Tenggeri zu den Fischern, und er hatte es, so gut er konnte, chinesisch zu ihnen gesagt. „Er ist mein Freund.“ Dann wandte er sich wieder an Bat: „Ich habe ihnen gesagt, sie sollen mir heißen Tee bringen. Sie nennen ihn Tscha.“

„Ach so.“

„Und damit sie nicht fortlaufen, habe ich gesagt, du wärst mein Freund.“

„Soso“, knurrte Bat.

Seit sie Tenggeri warmgerieben hatten, fror er nicht mehr, dafür schmerzte ihm der Körper; von der Stirn bis zu den Füßen schien er zu brennen.

„Du wärst mein Freund, habe ich gesagt, Bat. Wenn ich ihnen nun noch sagte, daß ich deinetwegen hier stehe, würden sie wohl gar nichts mehr begreifen.“

„Willst du noch Schnaps?“

„Ja, einen Schluck.“

Er trank und dachte an den heißen Tee, denn der Reisschnaps ekelte ihn mit einemmal an. Tenggeri spuckte.

„Was hast du?“

„Drinnen verbrennt mich das scharfe Getränk, außen verbrennt mir die Haut von den Riemen.“

„Ich muß jetzt zurück, Tenggeri.“

„Geh, Bat.“

„Und die“, er zeigte auf die Chinesen, „werden dich nicht im

Stich lassen?“

„Die nicht!“

„Dann geh ich jetzt, Tenggeri.“

„Gut, Bat!“ Nein, ich werde ihn nicht umbringen. Er ist so, wie die meisten geworden sind und noch werden. Steppe, Herden, Raub und Krieg. Über alles andere lacht und spottet er, so, wie die vielen anderen spotten und lachen, wenn Onguten und Chinesen in Hütten oder Häusern leben, statt rohen Fleisches Bohnen, Erbsen und Gerste essen und die Körner sogar selbst in die Erde legen, damit sie neue und mehr Körner dafür bekommen. Vielleicht ist Bat schon zu alt, denn auch der alte Wolf tut nur, was er als junger Wolf getan hat.

Die Fischer rissen ihm plötzlich das Tuch vom Körper, flüsterten etwas und verschwanden im Gestein der Küste.

„Die Wache“, sagte Tenggeri zu sich selber und horchte. Pferdegetrappel nahte sich.

Ein Wächter sprang herab, trat vor ihn und faßte Tenggeri am Kinn. „Doch, die Götter sind mit ihm.“

„Wenn jetzt der Sturm käme, ich meine von Ost!“ sagte einer vom Pferde herab, und es klang hart und böse.

„Da kommt keiner“, war die Antwort des andern. Er hatte in den Mond geschaut, der jetzt schon hinter der Pappel sehr hoch und weit am Himmel schwebte.

„Dann müssen wir früh wieder her und ihn losbinden!“ Es hörte sich an, als würde er das nicht gern tun.

„Richtig warm ist sein Körper!“

„Schläft er?“

„Er stinkt noch immer nach Reisschnaps.“

Der andere lachte.

Als sie, den Platz verlassen hatten, huschten die kleinen Chinesen wieder über die großen Steine und warfen Tenggeri erneut das große Tuch über seinen Leib. Sie lachten dabei. Später kamen die zwei Mädchen. Mit Tscha, mit heißem Tee. Sie gaben den Männern die Krüge und blieben abseits stehen.

Tenggeri trank, und es tat ihm sehr gut. Ihm war, als kehre das Leben in seinen Körper zurück, und er sah, wie der helle Mondschein auf die nackten Beine der Mädchen fiel. Während zwei Männer bei ihm blieben, stiegen die anderen mit den Mädchen am Steilufer hinab und gingen zu den Fischerbooten. Lange Zeit glitten die Boote im Schatten der hohen Küste über die stille See, lautlos und schön wie stumme Blätter. Dann erfaßte sie die bleiche Mondhand; sie wurden immer kleiner, je weiter sie aufs Meer hinausfuhren. Dort, wo die Sonne aufgehen wird, müßte ein neues Land, eine andere Erde liegen, dachte Tenggeri. Man könnte dann mit dem Boot hinfahren.

Als die Dämmerung heraufstieg, der Mond verblaßt und die See ergraut war, verschwanden die Chinesen. Zuvor hatten sie ihm noch einmal heißen Tee zu trinken gegeben. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, ehe die Sonne erwachte und die Wächter kamen. Sie banden ihn los, und als er steif auf die Steine fiel, lachten sie, warfen seine Kleider auf ihn und ritten wortlos davon. Still lag er da, und er dachte erst, er würde sich nie mehr bewegen können. Fast hätten ihn die Schmerzen überwältigt. Er schmeckte das Blut seiner zerbissenen Lippen. Später wälzte er sich auf den Steinen wie ein verwundetes Tier, krümmte sich, streckte sich, und als sein Gesicht ein warmer Sonnenstrahl traf, öffnete er die Augen. Er war allein, ganz allein, über sich den blauen Himmel. Das Meer blitzte im grellen Licht. Irgendwo in der Ferne donnerten die Hufe der Pferde über das Land. Ein paar Möwen krächzten und flatterten über der Steilküste umher.

Er mußte eingeschlafen sein, denn jemand rief seinen Namen. Aber er hatte geträumt, von Bat und von dem, was Bat gesagt hatte. Als er die Augen öffnete, blickte Bat wie aus dem blauen Himmel herab und lächelte.

„Weiβt du“, sagte der Zehnerführer, „mich hatten die Feinde mal gefangen. Sie steckten mir Schafsmist zwischen die Hände, fesselten sie und stellten mich in die Sonne...“

„.... und dann kamen die Würmer und – ach, Bat, ich kenne die Geschichte. Du hast sie mir so oft erzählt!“ Der gute Bat, dachte Tenggeri, erzählt immer und immer wieder dasselbe. Dabei ist er so alt.

„Vielleicht wirst du im Alter auch einmal immer nur wieder das erzählen, was sie in deiner Jugend mit dir gemacht haben, weil es dich heute noch schmerzt und du ein bißchen stolz bist, es überstanden zu haben.“

„Vielleicht“, sagte Tenggeri, glaubte aber nicht daran.

## Das Neujahrsfest

Auf den grünglasierten Dachziegeln des Tempels lag eine dünne Schneeschicht. Die Sonne schien warm, und am blauen Himmel war keine Wolke. Um die vergoldeten Türmchen schwirrten ungezählte Tauben. Setzte sich eine auf den First, fielen auch die anderen jählings herab und hockten sich daneben. Die See sah kalt und dunkel aus.

Tenggeri schritt durch das große hölzerne Tor mit den Köpfen der „schrecklichen Gottheiten“. Sie waren weder Mensch noch Tier, sondern Tiermenschen oder Menschentiere mit vierzehn Armen, zwei furchteinflößenden Augen in blutigen Höhlen und zehn Affenschwänzen. In den Händen hielten sie Messer und Gehirnschalen voll Blut, und das Blut lief in dicken roten Fäden am hohen Tor herab.

An der gelben Mauer des Innenhofes lehnten Chinesen, hockten auf Brettern im Schnee und murmelten Gebete. Ihre nackten Füße lecken Hunde, große schwarzgelbe Hunde mit kleinen Ohren. Die Beter hatten Gesichter, als seien sie glücklich. Einige drehten eine riesige Bronzettrommel, auf der Om mani padme hum stand, umrahmt von Lotosblättern und Blüten. Diese Gebetsmühle surrte und klapperte, und manchmal quietschte sie, aber nie stand sie still, denn wenn einer von ihr ließ, hatte der nächste schon hinter ihm gewartet.

Daß Tenggeri gekommen war, ein Mongole, beachteten sie nicht. Hier war jeder willkommen. Auch Kinder, auch Kinder, die nur weinten, aber nicht beteten.

Ein Lama betrat den Hot. Seine lange gelbe Kutte schleifte über den Schnee. Sofort erhoben sich die Leute an der gelben Mauer und verneigten sich. Er hielt einen silbernen Donnerkeil über seinen Kopf und sagte: „Alle, soviel es Lebewesen in allen zehn Weltgegenden gibt, mögen auf ewig ohne Krankheit

und glücklich sein.“

„Om mani padme hum“, antwortete die Menge.

„Alle geistlichen und guten Taten aller Lebewesen mögen erfolgreich sein, und möge sich alles, was sie suchen, zum Heile wenden!“

„Om mani padme hum.“

Aus einem eisernen Gefäß, das auf einem zurechtgehauenen Steinsockel stand, quoll Weihrauch und stieg zum blauen Himmel.

Die Tür des Haupttempels stand offen, und heraus drang die Musik der Lamas und Mönche.

Als Tenggeri den Tempel betrat, wunderte er sich, daß er nicht der einzige Mongole war; eine ganze Schar von Kriegern war unter den Chinesen, ja, sie knieten sogar wie sie und beugten ihre Häupter vor Buddha und Boddhisatwa.

Tenggeri dagegen blieb aufrecht stehen und war nicht hierher gekommen, um zu diesen Göttern zu beten, sondern um sie zu sehen mit ihren reinen Gesichtern und ihrem sanften Lächeln. Wer hatte sie so schön gemacht? Wer schuf ihre feingliedrigen Hände? Wer malte sie so regenfarbenbunt auf Seide? Wer schrieb ihr Leben auf getrocknete Palmlätter und Papier? Wer schnitzte ihre Körper in Holz? Und warum gab es das nicht am Kerulon und Onon? Weshalb vermochte dort keiner zu malen, zu schreiben, zu schnitzen, zu lesen? Gewiß, am Hofe des Chans gab es Leute, die so etwas vollbrachten, aber das waren Uiguren oder Chinesen, nie Mongolen.

Da stand er nun vor den Figuren aus Gold, Silber, Bronze und Holz, vor Göttern und Tieren. Selbst die Holzdecken wurden von Säulen getragen, die bemalt waren mit Schlangen und Drachen, und über die großen hölzernen Decken liefen weiße Elefanten, auf denen Affen hockten und Vögel. Eine andere Welt, dachte er. Nein, er war nicht hierher gekommen, um zu diesen Göttern zu beten, denn er hatte seine mongolischen Götter, und er hatte sie von seinem Vater und von seiner

Mutter erhalten.

Die Lamas und Mönche saßen in langen Reihen in der Mitte des Tempels und sangen, begleitet von Pauken, Glocken und Glöckchen, Schneekentrompeten und langen Posaunen, die auf einem Holzgerüst lagen.

Einmal ging ein Oberlama zu einem jungen Mönch, fetzte ihm das gelbe Gewand vom Oberkörper und peitschte ihn aus, weil er nicht andächtig genug gewesen war. Danach sagte der Priester: „Ich bitte euch, dieses Opfer um des Wohles der Lebewesen willen anzunehmen.“

„Om mani padme hum“, brummten die Mönche.

Die Musik hatte ausgesetzt.

Die Lamas und Mönche schlürften Tee mit Yakbutter. Dann begab sich der Oberpriester zu den überlebensgroßen Buddha-Figuren und hielt vor sie einen Spiegel. Als die Götter darin zu sehen waren, gossen zwei andere Mönche Weihwasser auf den Spiegel, und das herablaufende Wasser fingen sie in einer Silberschale auf. Mit einem roten Seidentuch wischten sie den Spiegel wieder blank und sagten: „So, wie die Götter, sobald ihr geboren wurdet, die Waschung vollzogen haben, ebenso vollziehe auch ich die Waschung am Leibe Buddhas mit reinem Götterwasser.“

Danach bespritzten sie alle, die Priester wie die Leute, mit diesem geweihten Wasser, und als das geschehen war, spülten sie sich den Mund damit und reinigten ihn vom Geschmack des vorher genossenen Tees.

Der Oberlama verkündete: „Die Weihe, die sich über die Spiegelung der Körperteile aller Buddhas ergießt und die von den Lebewesen empfangen wird, heiligt Leib und Seele. Ebenso werden diese durch die Waschung von den Sünden gereinigt, die seit Urzeiten begangen werden, von allen Hemmungen und Krankheiten; der Leib wird erfüllt von den natürlichen Kräften des reinsten und hellen Lichtes, die Lebensjahre vermehren sich, das Streben zum Guten wird

größer, so auch die Urteilsfähigkeit und die Verdienste aller Art.“

Nach dieser Zeremonie begaben sich die Lamas in den Klosterhof. Sie fütterten die Tauben, und die Tauben setzten sich auf Hände, Schultern und Köpfe der Priester, blickten aus roten Augen zutraulich umher. Um die Lamas drängten sich Gläubige, meist Kranke, die in Beuteln Hirse, Gerste, Bohnen und Erbsen mitgebracht hatten, damit sie geheilt wurden von den Priestern, denn die Lamas vermochten in Büchern zu lesen, in denen geschrieben stand, wie Krankheiten zu erkennen und zu kurieren waren. „Alles ist heilbar, es gibt nichts, was es nicht wäre“, das sagten die Priester. Freilich, nicht immer waren es Kräuter, die sie für die eine oder andere Krankheit empfahlen, sondern manchmal auch Wolfszähne, Affenknochen, Schlangenfleisch und Antilopenhörner, dazu ein paar Zaubersprüche.

Als ein gutgekleideter reicher Kaufmann auf einem Esel durch das Tor ritt und den Priestern sein offenes Bein zeigte, führten sie ihn sofort in einen ihrer Räume, denn er hatte ihnen ein Beutelchen zugeworfen, das nicht Bohnen oder Gerste enthielt, sondern Gold.

Außer jenen, die sich mit der Kunst der Medizin beschäftigten, gab es Mönche, die sich der Kunst des Malens und des Formens von Figuren widmeten. Sie saßen um die Mittagsstunde, wenn die Luft klar und das Licht hell war, auf einem erhöhten Platz der Südseite des Tempels unter einem breiten vorspringenden Dach. Von hier vermochten sie Meer und Steilküste zu überschauen und wurden von keinem Gläubigen gestört. Tenggeri aber, der sie schon von fern in ihren gelben Gewändern in der Sonne sitzen sah, näherte sich ihnen. Anfangs blieb er unten an einer schmalen Stiege stehen, nicht etwa aus Furcht, eher aus Achtung vor ihrem Schweigen und dem Ernst, mit dem sie an ihren Bildern und Figuren schufen. Jemand sagte: „Ein Mongol ist gekommen!“

Sie blickten alle auf, aber sagten nichts mehr, sondern fuhren fort in ihrer Tätigkeit. Einer, und das war Tenggeri nicht entgangen, hatte gelächelt. Er schien so jung wie er zu sein, und zu ihm wollte er gehen, also stieg er die kleine Treppe hinauf, nickte ihm zu, worauf der Mönch sagte: „Sanbainsano!“<sup>5</sup>

„Sanbainsano!“ antwortete Tenggeri. „Ihr seid ein Mongol?“

„Muß man ein Mongol sein, um mongolisch sprechen zu können, Jüngling?“

„Also seid Ihr keiner?“

„Nein, aber wir Mönche sprechen viele Sprachen, wie sollten wir sonst die gelbe Lehre in andere Länder tragen? Buddha lehrte uns, zu allen zu reden, also lernen wir die Sprachen der andern!“

Der Mönch hatte einen Holzrahmen auf den Knien, in den ein Stück dunkelgrüne Seide gespannt war. Auf dem Stoff leuchteten schon die goldgelben Umrisse eines Buddhas. Aber noch malte der Mönch nicht weiter, denn hinter ihm stand sein Meister, der ihn fragte: „Und wie sollen die Hände des großen Buddha ausgeführt sein?“

„Die beiden Handflächen“, antwortete der junge Mönch, „müssen dem roten Lotos gleichen, die Linien in ihnen sollen tief, jedoch nicht gekrümmmt sein. Die Farbe muß dem Blut des Hasen ähneln.“

Der Meister nickte zufrieden und fragte, wie die Vorschrift für Muskelfleisch und Adern laute.

„Oh, Meister, das Muskelfleisch ist üppig darzustellen, und die Adern sind zwar vorhanden, dürfen aber nicht sichtbar sein!“

„So ist es, Bruder! Beantworte mir noch die Frage nach Handrücken und Nägeln!“

„Der Handrücken ist hoch, aber die Handfläche hat eine leichte Vertiefung. Die Netzhäute zwischen den Fingern sind

---

<sup>5</sup> mongolischer Gruß

zart und schön. Die Seiten der Nägel sind weich, zart und leuchtend, rotfarbig groß und glänzend.“

„Wenn Ihr so malt wie Ihr redet, werde ich mit Euch zufrieden sein“, sagte der Meister und ging zu einem anderen Schüler.

„Warum läßt er Euch Buddha nicht so darstellen, wie Ihr ihn seht und begreift?“ fragte Tenggeri erstaunt.

„Weil es nur einen Buddha gibt, also muß der eine wie die tausend anderen im Tempel aussehen, denn er hat zweiunddreißig große und achtzig kleine Schönheitszeichen.“

„Macht es Euch Freude, so zu malen, wie es Euch einer vorschreibt?“

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht“, wich der Mönch aus. „Und dann: Buddhas Umgebung, das sind Meer, Himmel, Land, darf ich darstellen, wie ich es will.“

„Dann würde ich nur Himmel und Meer und Land malen“, sagte Tenggeri.

„Buddha ist überall! Wie wollt Ihr Meer, Himmel und Land also ohne ihn malen, wenn Ihr ein Mönch oder Lama seid? Nein, nein, das dürfen wir nicht.“

„Ich bin kein Mönch!“

„Habe ich das behauptet, Bruder?“

„Aber ich kann ja auch gar nicht malen“, sagte Tenggeri traurig.

„Als ich ins Kloster kam, konnte ich es auch nicht! Ich konnte nicht schreiben, nicht lesen, nichts konnte ich!“ Der junge Mönch hatte inzwischen die Handflächen Buddhas so gemalt, daß sie dem roten Lotos glichen und die Farbe von Hasenblut hatten. „Lern das Malen!“

„Ich bin ein Mongol, Bruder!“

„Ach was, jeder kann malen lernen. Ob er es gut kann oder ob er es nicht gut kann, das wird sich herausstellen. Aber lernen kann er es! Wenn Ihr das, was Ihr malen wollt, liebt, wird es Euch gelingen.“

„Warum malt Ihr Buddhas Kopf wie ein Hühnerei?“

„Weil es Vorschrift ist, Bruder!“

„Und woher wißt Ihr, welche Farben ihr nehmen müßt?“

„Sie schreibt Buddha selbst vor, indem er von Zeit zu Zeit einen großen Regenbogen an den Himmel malt. Nach ihm richten wir uns!“

Vom Vordach tropfte das Schneewasser. Die Sonne schien den Mönchen jetzt ins Gesicht, und noch immer malten oder schnitzten sie oder formten Buddhafiguren aus Wachs, und was noch sonderbarer für Tenggeri war, sie kneteten die gelbe Yakbutter so lange, bis aus ihr ebenfalls Buddhas entstanden. Auch die Butter bemalten sie mit leuchtender Farbe.

Als die Sonne hinter den Hügeln versank und die Tropfen des Schneewassers am Dachvorsprung erstarrten, verließen die Mönche den Platz. „Wenn Ihr wollt, könnt Ihr wiederkommen“, sagte der Mönch und ging mit den anderen fort, hinein in den Haupttempel, wo die Abendandacht zelebriert wurde.

In Tenggeri war ein gutes Gefühl, wie er so auf der Steilküste entlanglief; dieser Tag war anders gewesen als die vielen Tage zuvor. Es reizte ihn, am nächsten und übernächsten Tag wieder zum Kloster zu laufen, den Mönchen zuzusehen, wie sie mit ihren Händen Kunstwerke schufen.

Bat hatte nichts dagegen, denn der Krieg war mit dem Winter eingefroren, und so hatten sie nur die Herden zu versorgen, kranke Pferde und abgemagerte Schafe zu schlachten. Und dann waren noch die Wachen zu stellen oder Erkundungsritte durchzuführen. Nein, Bat hatte nichts dagegen, daß Tenggeri immer wieder zum Kloster lief. Jedenfalls sagte er nichts. Vielleicht war er auch deshalb so nachsichtig, weil Tenggeri die eine Nacht hatte nackt an der Pappel stehen müssen.

Inzwischen waren aus den Tagen Wochen geworden mit wundersamen Entdeckungen für Tenggeri. Anfangs hatte er gestaunt, wie es denn möglich war, den großen Himmel und das weite Meer auf ein solch kleines Stück Seide zu malen, daß

Meer und Himmel dann wieder so groß und weit wirkten wie in der Wirklichkeit. Aber selbst die Sonne vermochten die Klostermaler auf ihre Bilder zu zaubern. Sie schien in Buddhas Gesicht, auf Schafe, Elefanten und Affen und warf Schatten auf die gemalte Erde. Und alles sah aus, als könne man es anfassen, die Sonne wie das Meer, den Himmel wie die Steine der Küste.

Doch Tenggeri hatte längst in diesen Wochen begriffen, daß dies nichts mit Zauberei zu tun hatte. Der junge Mönch hatte ihm Pinsel und Farbe gegeben, und dann hatte er ihm bei der Einteilung des Bildes die Hand geführt und danach gesagt: „So, nun malt!“ Er hatte auf die hohe Pappel, die einzelne Pappel an der Steilküste gezeigt, die der Seewind beugte und niederrückte. Es war zufällig der Baum, an den Tenggeri gebunden gewesen war, also war es für ihn eine besondere Pappel. Er stellte sie auf dem Bildchen in die Nacht. Der Mond schien. Der Baum war ohne Blätter, der Mann ohne Kleider, beide standen nackt in der Kälte und im Wind. Freilich, das war mehr Wunsch als gemalt; und Tenggeri sagte: „Es gelingt mir nicht!“

„Ihr habt wenig Geduld“, sagte der Mönch tadelnd.

„Das Bild ist eine Lüge!“ antwortete Tenggeri.

„Aber die Pappel ist schön, wenn ich daran denke, daß sie die erste ist, die Ihr gemalt habt!“

„Schön? In jener Nacht war sie nicht schön.“ Und Tenggeri erzählte dem Mönch, was es mit der Pappel auf sich hatte. „Wo ist die Kälte auf dem Bild, und wo ist meine Furcht? Der Mond leuchtet und lächelt, als säße ich mit einem Mädchen unter dem Baum, um mich zu vergnügen. Also ist auch dieser Mond eine Lüge, denn in jener Nacht sah er aus, als wolle er mich mit seinem eiskalten Strahl töten! Und wo sind meine Schmerzen auf dem Bild? Wo, frage ich Euch? Nein, es gelingt mir nicht, die Wahrheit zu malen, und wenn ich das nicht vermag, weshalb sollte ich dann überhaupt malen?“

„Oh, seid Ihr ungeduldig“, sagte der Mönch. „Und dumm

seid Ihr, dumm wie ein Schaf, nein, dümmer als jedes Schaf; ein Schaf ist ein Tier, ihr aber wollt ein Mensch sein!“

„Das macht mein Bild nicht besser!“ sagte Tenggeri und legte den Pinsel beiseite.

„Ihr erinnert mich an einen ganz jungen Mönch, der zu uns kam und nach dem ersten Gebet ärgerlich sagte: ‘Ich habe gebetet, und Buddha hat mich nicht erhört!’“

„Buddha!“

„Ich wollte Euch damit sagen, daß man vielleicht tausendmal beten muß, um einmal erhört zu werden, so, wie man vielleicht tausend Pappeln malen muß, um die richtige malen zu können. Oder, um bei Eurem Handwerk zu bleiben: Trägt Ihr gleich das Ziel, als Ihr das erstmal einen Pfeil auf die Sehne legtet?“

„Ich glaube nicht“, widersprach Tenggeri, „daß das Schießen mit dem Pfeil solch eine Kunst ist wie das Malen mit dem Pinsel!“

„Das mag sein“, antwortete der Mönch. „Während man zum Schießen kein Herz nötig hat, kommt man beim Malen ohne es nicht aus! Aber was ich meinte, war: Zu beiden braucht man Geduld und Übung!“

Der alte Meister, der hinter den malenden Mönchen auf und ab schritt, ihnen von Zeit zu Zeit über die Schulter sah, wobei er oft Rat, Lob und Tadel aussprach, war herangekommen und hatte dem Gespräch zugehört. Sein spitzer Bart war so weiß wie die buschigen Augenbrauen. Er hatte schon mehrmals den Mund geöffnet und einmal genickt. Jetzt sagte er leise: „Dir steht deine eigene Herkunft im Wege. Das ist alles, was dich hemmt! Du bist ein Mongole und glaubst, nicht malen zu können, weil man euch sagt, ihr seid zum Kriege geboren, nur zum Krieg. Gewiß, dein Volk ist tapfer und kühn und geschickt und siegreich in den Feldzügen, aber was wird von ihm bleiben, wenn es nur von Kriegen lebt? Wir säen Getreide, ihr raubt es, wir bauen Häuser, ihr zerstört sie, euer Glück ist unser Unglück! Wie könnt ihr also glücklich sein, wenn ihr andere

unglücklich macht?“ Die Stimme des alten Meisters der Malkunst zitterte.

Der junge Mönch war aufgestanden, als wolle er damit zeigen, wie sehr er die Worte des Mannes achtete.

„Will denn dein Volk, daß alle anderen Völker weinen, wenn man seinen Namen nennt? Man wird später einmal sagen, ja, ja, die Mongol-Leute haben grausame Heerführer, aber keine Maler, keine Dichter, keine Bauern, keine Handwerker!“

„So wird man sagen“, meinte auch der junge Mönch. „Und man wird hinzufügen: Nicht einmal einen weisen Gelehrten hatten sie, denn selbst die Gelehrten holten sie sich aus fernen Ländern, damit sie ihrem Chan dienten!“

Der Alte bejahte, griff nach einem Blatt Papier, nahm den Pinsel und tuschte mit schwarzer Farbe eine Pappel darauf, eine Pappel im Sturm und nackt wie der Mann an ihrem Stamm. Es war Nacht auf dem Bild, und der Mond schien kalt auf die kalte See und den kalten Mann. Aber so sehr der Sturm die Pappel niederdrückte und den Gefesselten mit nach hinten beugte, so deutlich war auch zu erkennen, daß der Sturm nicht imstande war, Pappel und Mann zu zerbrechen.

„So war es!“ rief Tenggeri erstaunt aus.

Der Alte lächelte und schenkte ihm das kleine Bild. „Vielleicht ist Malen noch schwerer als solch eine Nacht, wie du sie durchlitten hast. Beim Malen kämpfst du zwar nicht gegen den Tod, aber gegen dein Unvermögen, und nur wer sein Unvermögen in Tausenden Tagen und Nächten zu besiegen vermag, wird fühlen, daß er den Tod niedergerungen und sein Leben wertvoll gemacht hat.“

„Ich komme morgen wieder!“ sagte Tenggeri.

Der Alte aber war schon gegangen, die Stiege hinab und über den Platz voll Schnee.

„Er kommt morgen wieder!“ rief der junge Mönch noch einmal hinterher. Der Meistermaler wandte sich kurz um. In seinem wehenden Gewand stand er für einen Moment wie ein

großer schwarzer Vogel im Schnee, der erschreckt war. Er hatte den Kopf erhoben und blickte wie erstarrt zurück. Seine große Nase sah von fern wie ein Schnabel aus. Der Alte aber sagte nichts, sondern raffte plötzlich die Mantelenden zusammen und drückte sie wie Flügel gegen seinen Körper. Er ging weiter, aufrecht und frisch, und es wirkte jungenhaft, wie er schnell um die Ecke des Tempels bog.

Von diesem Tage an sagte Tenggeri nicht mehr: „Es gelingt mir nicht.“ Er malte und malte, vergaß darüber in mancher Stunde sogar Bat und den Krieg, malte, als sei er in das Land Chin gekommen, um diese Kunst zu erlernen.

Der junge Mönch lehrte ihn auch das Schnitzen, ein Handwerk, bei dem er bald mehr Fertigkeit bewies als beim Malen. Freilich, Kunstwerke waren es noch nicht, die er schuf. Die Arbeiten waren so klein, daß er sie immer bei sich tragen konnte: Schafe, Ziegen, Pferde, Kamele, und ein Hirt waren darunter.

Abends in der Jurte sagte Bat: „Stell deine Herde auf, Tenggeri!“ Da lagen die Krieger dann alle auf den Fellen rundherum, und weil der Winter so lang wie langweilig war, erfreuten sie sich an den kleinen Figuren, die im Schein des Feuers große, spitze Schatten warfen. Die geschnitzten Tierchen verführten sie immer wieder aufs neue dazu, von ihrem Stammland am Kerulon und Onon zu erzählen. Bald kannten sie jedes Schaf, jede Ziege, jedes Pferd und Kamel in Tenggeris hölzerner Herde so genau, daß sie eine Veränderung sofort wahrnahmen, denn war es ihm am Tage gelungen, ein besseres Schaf zu schnitzen, wechselte er es am Abend gegen das weniger gelungene aus.

„Wo ist das Schaf mit dem kurzen rechten Ohr?“ wollten sie dann wissen. Oder: „Was hast du mit dem Kamel gemacht, dem das vierte Bein abgebrochen war?“

Er lächelte dann still in die Runde und gestand, das schlechtere weggeworfen zu haben. „Es schwimmt auf der See!“ sagte

er und zeigte zur Küste.

„Auf der See schwimmt es!“ murrten sie.

Und noch etwas war sonderbar für ihn: Sie lachten ihn nie aus, wenn ihm ein solches Holztierchen nicht gelungen war, auch nicht, wenn ein Schaf manchmal mehr einer Ziege ähnelte, eine Ziege mehr einem Schaf. Sie liebten nämlich alle Tiere, die da so steif und ungelenk auf den Fellen standen, die gut geschnitzten wie die weniger gut geschnitzten; es war ihre Heimat, die er da abendlich vor ihnen aufstellte. Und so roh und grausam sie sein konnten, Tenggeris hölzerne Herde mit dem Hirten machte sie freundlich und manchmal sogar still und nachdenklich.

„Und nun mußt du noch einen Steppenhund schnitzen“, verlangten sie. „Und ein paar Wölfe, ein ganzes Rudel Wölfe!“

Er brachte auch bald den Steppenhund und die Wölfe mit ins Lager, und obgleich der Steppenhund zu Tenggeris Ärger zu sehr den Wölfen glich, jubelten sie, daß er keine Ohren hatte, das einzige Merkmal übrigens, das ihn von den Wölfen unterschied. Aber sie sagten, so sei es recht; ihre Väter hätten den Steppenhunden immer die Ohren abgeschnitten, damit sich die Wölfe nicht in ihnen verbeißen konnten.

Am Abend vor dem Neujahrsfest<sup>6</sup> begann es noch einmal zu schneien, und es war sehr kalt. Am Morgen jedoch schien wieder die Sonne, als Tenggeri zum Kloster ging. Diesmal war er nicht allein, denn außer den chinesischen Bauern, Handwerkern und Fischern, die mit ihren Frauen und Kindern zum Kloster zogen, liefen auch viele mongolische Krieger zu den Tempeln, um den Maskentänzen zuzuschauen.

Noch war der Klosterhof ohne Lamas und Mönche.

Nur die Gläubigen sowie die neugierigen Krieger standen wartend an der gelben Mauer.

---

<sup>6</sup> entspricht der Zeit vom 1.-15. Februar

Die Tauben gurrten auf den schneebedeckten Dächern.

Das Meer rauschte.

Dann erklang ein Gong, tief und mächtig vibrierte er in der Stille des Morgens, wummerte wie ein ferner Donner.

Das Neujahrsfest begann.

Die Tür des hohen Haupttempels öffnete sich. Aus dem Dunkel schritten die obersten Lamas, ihnen folgten die anderen Priester, die vielen Mönche, die Fackelträger und Maskentänzer, die Musikanten und Männer mit den Fahnen, die Maler mit den Bildern und den Buddhas aus Yakbutter.

Die drei obersten Lamas trugen feierlich den Sor voran, ein pyramidenartiges Brot aus Gerstenmehl, Butter und Tee, das auf einem Würfel ruhte und mit einem Totenschädel gekrönt war. Unter einem goldbestickten Baldachin, der in der Mitte des Klosterhofes stand, stellten sie den Sor ab und steckten daneben eine Fahne in den Schnee. Der Wind schoß sofort in das rotbraune Tuch, entrollte es und zeigte der Menge ein überlebensgroßes Buddha-Bild. Alle schauten nun auf zu ihm, erfreuten sich an seinem milden Lächeln und seinen sechs ausgebreiteten Armen, die aussahen, als wolle er alle, alle umschlingen. Auf dieser Fahne hatte er vier Gesichter, die in die vier Himmelsrichtungen schauten.

Die obersten Lamas besprengten den Sor mit Weihwasser und sagten: „Mögen die Götter Glück und Heiligkeit erlangen! Mögen die Drachen Glück und Heiligkeit erlangen! Mögen die Menschen Glück und Heiligkeit erlangen! Mögen sich Glück und Heiligkeit auf ewig verbreiten!“

Begleitet von Posaunen, Zaubertrommeln und Trompeten, Becken und Glöckchen, sangen die Lamas und Mönche ihr Gebet.

Danach trat eine der Tanzmasken vor und verkündete laut: „Die Wesen, die den Pfad der geheimen magischen Sprüche beschreiten und ihren Geist von den Fesseln des Hanges zur Sinnenwelt retten, müssen sich von fehlerhaften Taten

reinigen; zu diesem Zweck muß man die Verehrungen, die Kreisläufe und den Maskentanz lernen, da das zur Reinigung von Unreinheit und Laster sehr tauglich ist. Die Veranstaltung des Maskentanzes vernichtet durch den äußerlichen Tanz die bösen Geister und erfreut durch das innerliche Opfer unseren Buddha.“

Sofort brüllten Pauken auf.

Zaubertrömmeln wirbelten hektisch dazwischen.

Die riesigen Posaunen stöhnten wie Tiere aus grauer Vorzeit auf dem Platz.

Die Tänzer sprangen hervor und umtanzten den Sor. Sie trugen Masken aus Holz oder Pappe in übermenschlicher Größe. Ihre Gewänder waren aus Seide, und in den weiten Ärmeln steckten Pfeile und Dolche, womit der Kampf gegen die bösen Geister symbolisiert werden sollte. Ein mächtiger Kragen aus Holz sollte sie vor schlechtem Wetter schützen. Ihre Leiber schmückten große Gehänge aus acht Perlenschnüren, die auf dem Rücken zusammenliefen und an dem großen hölzernen Rad des Gesetzes befestigt waren. Im Ganzen war ihre Ausrüstung so schwer, daß sie während ihres wilden Tanzes manchmal von den Lamas gestützt oder gehalten werden mußten, damit sie nicht in den Schnee fielen. Die Menge – und vor allem die mongolischen Krieger – hätte dann wohl gelacht und wäre unanständig geworden.

Eine Weile darauf mischten sich unter die Masken die Skelettänzer, Männer mit Totenköpfen und engen, weißen Gewändern, auf denen in schwarzen Streifen die Gerippe gemalt waren. Sie tanzten um den Sor und schlugen mit Knüppeln und Peitschen auf eine Vogelmaske ein, die einen Raben darstellte, der das Opfer, nämlich das Gerstenbrot, stehlen will.

Hinter den Skelettänzern traten die Spaßmacher des Neujahrstanzen auf. Sie hielten sich große Masken vor die Gesichter, mit denen sie wilden Bergstämmen und Waldmenschen

ähnelten. Ihre Bewegungen waren komisch und ähnelten denen kletternder und hüpfender Affen. Zudem rauchten sie aus Hammelknochen und kreischten dabei wie Tiere.

In diesem bunten Wirbel des Tanzes auf dem Klosterhof stürmten dann furchtbare Gottheiten mit erhobenen Schädelschalen und Opfermessern. Sie hatten braune, blaue und grüne Gesichter, trugen Hirsch- und Ochsenköpfe und waren die Henker des Höllenkönigs. Aus den Schädelschalen gossen sie Blut in den Schnee, und die Chinesen an der Mauer duckten sich vor Angst, wenn eine oder mehrere dieser gespenstischen Gestalten in ihre Reihen hineintanzte und so tat, als wolle sie einen Sünder vernichten.

Auch den mongolischen Kriegern näherten sie sich. Mit schauerlichem Raubtiergeheul tanzten sie vor ihnen umher, schwangen Schwerter und Dolche, wirkten wie Betrunkene. Aber die Mongolen stießen sie verächtlich zurück und lachten über die Tänzer mit den wutverzerrten Gesichtern.

Dann erschien endlich Yama selbst, Yama, der grausame Höllenkönig. Die Menge schrie auf vor Angst, als die fürchterliche Maske in dem Gewühl auftauchte. Der Tänzer trug eine große blaue Stiermaske mit langem, feuerflammendem Gehörn und Schädelkrone.

Der Koch des Klosters beeilte sich, sofort das Opfer auf den Platz zu tragen, eine nackte menschliche Figur aus Teig, groß wie ein fünfjähriges Kind.

Schwerter und Messer blitzten in der Sonne.

Die Menge rief Buddha an.

Und alle Masken umtanzten nun die menschliche Figur aus Teig. Trommeln dröhnten.

Laut beteten die Lamas: „Diesen Feind, der den drei Kostbarkeiten Böses tut, seinen Lama beschimpft und seine Gelübde bricht, erschlage, töte! Trenne ihn von seinem Gott, der mit ihm geboren wurde; vereinige ihn mit seinem Dämon, der gleichzeitig mit ihm kam; trenne ihn von seinem Vater,

trenne ihn von seiner Mutter, trenne ihn von seinen Verwandten, trenne ihn von seinen Freunden, trenne ihn von seinem Glück; wickle ihn auseinander, lasse los auf ihn den Regen der Krankheiten, giftigen Wunden und Schwerter.“

Und schon hieben die Yama-Henker mit ihren Klingen auf das Opfer aus Teig ein, zerhackten es, gemäß den zwölf Lama-Flüchen, in zwölf Teile und warfen sie weg.

Die Menge jubelte.

Die mongolischen Krieger staunten.

Tenggeri erfreute sich an der Buntheit der Masken.

Der Höhepunkt des Neujahrsfestes war erreicht. Die Musik schrillte über den Platz, einmal war sie blechern, einmal donnertief, dann erklangen Glöckchen. Sie war schnell und sie war plötzlich langsam, und sie vermochte sich bis zur Raserei zu steigern, laut und leise zu sein, und man sah alle Musik in den tanzenden Masken wieder, wie sie hüpfen, sprangen oder in den Schnee fielen und wieder hochgerissen wurden, wenn die Pauken donnerten. Bei diesem gräßlichen Wirbel aus Lust, Furcht, Leid, Lachen und Weinen mischten sich die Tanzmasken wie die Skelettänzer unter die Menschen an der gelben Mauer, zogen sie mit hinein in den Taumel, und nun tanzten sie alle um den großen Scheiterhaufen, in welchen der Sor geworfen worden war. Nur die mongolischen Krieger tanzten nicht mit, wurden aber hin und her gestoßen und immer aufs neue bedrängt.

Tenggeri stand auf der dritten Stufe jener Stiege, die zu dem überdachten Vorplatz führte, auf dem sonst die Maler in der Sonne saßen. Von hier oben vermochte er den Platz mit seinem Trubel zu übersehen. Hinten am rückwärtigen Tor war eine Gruppe der Skelettänzer über eine Anzahl mongolischer Krieger hergefallen, hatte sie zu Boden gerissen, und nun rollten sie die Gefangenen in große schneeweisse Tücher und schleiften sie durch das Gewühl zu den Pferden. Als der Ruf: „Chinesen!“ erscholl, jagten die Reiter mit den Gefangenen

schon davon. „Chinesen!“

„Der Feind unter uns!“

So schrie es nun überall, und auch Tenggeri schrie es, aus der Angst heraus, jeden Augenblick selbst angefallen zu werden.

Da die Chinesen die mongolischen Pferde geraubt hatten, war an eine Verfolgung nicht zu denken. Also zogen die Krieger ihre Schwerter und hieben auf alle ein, die Masken trugen. Auch Yama stürzte, sank blutend in den Schnee, sein blauer Stierschädel war gespalten. Der Tumult brachte es mit sich, daß sich alle zur Wehr setzten, ja sogar nun selbst angriffen und gerade mit dem zuschlugen, was sie zur Hand hatten oder fanden. Das waren die Henkersschwerte, die Opfermesser, die silbernen Donnerkeile, die Knüppel, die Peitschen. Und selbst Tenggeri drohte Gefahr, von der Treppe geworfen und getötet zu werden. Wild schlug er um sich, und es waren schreckliche Fratzen, die immer wieder vor ihm auftauchten, und es waren schöne Masken darunter, die an ihm vorüberhuschten, solch schöne Masken, daß es ihm widersinnig erschien, sie zu töten oder zu verwunden.

Aber dann brannten die Tempel; irgendeine Gruppe Krieger mußte in sie eingedrungen sein und Feuer gelegt haben. Baumhohe Flammen lohten aus dem brennenden Gebälk, Dachziegel spritzten klirrend auseinander, goldene Spitzen stürzten, Buddhas fielen von ihren Lotosthronen. Die Tauben waren davongeschwirrt und hatten sich allesamt auf einem Fels am Meer niedergelassen.

Ein paar Kinder rannten noch aus dem Hof und ein paar Frauen. Dann hörte man nur noch das Knistern des Feuers und das Herabstürzen der Balken.

Eine Weile darauf jagte eine Abteilung aus dem Lager herüber, aufmerksam geworden durch das brennende Kloster. Aber zu kämpfen gab es nichts mehr. Der Hof lag voller Toter, und der Schnee war blutig und zerwühlt und schmutzig. Die meisten Toten trugen bunte Masken, lachende Masken,

weinende Masken, Masken mit wutverzerrtem Gesicht und Masken mit sanftem Lächeln. Und keiner sah die wahren Gesichter darunter, die toten Antlitze mit den gebrochenen Augen. Der Winterwind fing sich in den Seidengewändern der Lamas und blies Schnee auf die zerfetzten Fahnen.

Tenggeri saß auf der Stiege vor dem brennenden Vorplatz und weinte. Zu seinen Füßen lag ein Mann im schwarzen Gewand. Die Maske war im Fallen von seinem Gesicht gerutscht, aber eben erst, nachdem Tenggeri mit dem Schwert zugestoßen hatte. Der Mann war der alte Meistermaler, und er war nun tot und schaute mit halbgeöffneten Augen in den blanken, blauen Himmel.

„Willst du hier mit verbrennen?“ rief ein vorübergehender Krieger Tenggeri zu. In diesem Augenblick brach der überdachte Vorplatz zusammen und stürzte in die Glut, der Vorplatz, auf dem die Mönche gesessen und gemalt hatten. Der Krieger riß Tenggeri von der Stiege. „Bist du verletzt? Haben dir die hinterlistigen Buddhas statt ihren Segen einen Dolchstich geschenkt?“

Tatsächlich, Tenggeri blutete. Der Ärmel des Gewandes war von einem Messer aufgeschlitzt, und darunter klaffte die Wunde.

„Deshalb brauchst du nicht zu weinen“, sagte der Krieger, „ehe der Frühling da ist, ist das längst wieder gut. Sieh dir dagegen den da an, den Alten“, er wies auf den Meistermaler im Schnee, „der möchte gern weinen, aber er kann es nicht mehr, weil er schon tot ist!“

Von der Wunde hatte Tenggeri nichts gespürt, weil der Schmerz, den Alten im Gewühl und Tumult getötet zu haben, stärker war. Er ging dann versonnen über den Platz, aber den jungen Mönch fand er nicht, obgleich er hier und da eine Maske vom Gesicht nahm.

Insgesamt hatten die Chinesen achtzehn Gefangene gemacht. Und sie hatten sie wohl geholt, um zu erfahren, ob und wann

ein neuer Angriff auf Yenping vorgesehen war. Außer den toten Lamas, Mönchen und Gläubigen, von denen man nicht wußte, inwieweit sie mit der kaiserlichen Armee diesen Überfall vorbereitet hatten, lagen noch dreiundzwanzig tote Mongolen im Klosterhof.

Als Tenggeri durch das große Tor in der gelben Mauer ging, begann es plötzlich wieder zu schneien. Das Meer sah schwarz und daher zornig aus. Tauben und Möwen saßen auf den Felsen mit eingezogenen Köpfen, als frören sie. Es fiel diesmal viel Schnee, mehr, als den ganzen Winter über gefallen war. Tenggeri sah sich noch einmal um: Hinter ihm humpelten einige verwundete Krieger zum Lager, und dort, wo die Tempel gestanden hatten, wehte noch etwas schmutziger Rauch durch den dichten Flockenwirbel.

Am Abend sagte der Zehnerführer Bat zu Tenggeri: „Nun bau schon deine hölzerne Herde auf!“

Aber Tenggeri tat es nicht, sondern kroch in einen Pelz und drückte sein Gesicht in das Fell. Nein, seine Tränen sollten sie nicht sehen.

„Da hat er sich heut seine erste Narbe geholt, ein Wundchen, nicht größer als ein Katzenbiß, und schon liegt er da und piepst nicht mehr! Ach, ihr Jungen“, schimpfte Bat. „Dabei hat er die Nacht an der Pappel überstanden, und das war wohl schlimmer! Also ich verstehe das nicht!“

Das war nicht schlimmer, dachte Tenggeri. Die Pappel war nicht schlimm, und die kleine Wunde ist nicht schlimm. Schlimm ist, daß ich das Pappelbild unter meinem Gewande trag und seinen Maler tötete. So ist eigentlich nichts von diesem Kloster geblieben als dieses Bildchen und das, was ich dort gelernt habe.

Eine Weile darauf sang aus den Mündern der Krieger der scharfe Reisschnaps.

Tenggeri hielt sich die Ohren zu und versuchte zu schlafen oder zu träumen und nicht mehr zu weinen.

## Das Ende des Himmelssohnes

Dschingis-Chan war in seinem Winterquartier am Dolon-nur nicht untätig gewesen und hatte mit dem Fürsten der Liao ständig Botschaften ausgetauscht. Als der Frühling kam, traf die Nachricht ein, in Chitan sei ein großer Aufstand der Liao gegen die Chinesen ausgebrochen. Dschingis jubelte und sagte, er werde den alten Liao-Fürst zum Dank als König einsetzen und mit ihm und seinen Untertanen weiter gegen das Reich Chin den Krieg führen.

Diese Nachricht vom Aufstand war jedoch noch nicht einen Tag alt, als von allen Seiten neue Boten eintrafen und meldeten, kaiserliche chinesische Truppen seien plötzlich vor der Hauptstadt Liao-yang aufgetaucht und hätten begonnen, den Aufstand überall niederzuschlagen.

Dschingis-Chan stieß mit dem Fuß das kleine, vergoldete Tischchen um, an dem er mit Muchuli gesessen und gewürfelt hatte. Die blanken Spielknöchel wirbelten über den Teppich, und der Chan war aufgesprungen. Voller Zorn schrie er: „Verrat, Muchuli! Verrat!“

„Du meinst...“

„Ja, Muchuli, den meine ich, diesen Chinesen-General, der mich vor Yenping aufsuchte und der sich als Nachkomme der Liao ausgab. Wie sollte ich es mir sonst erklären, daß die Chinesen genau zu dem Zeitpunkt vor Liao-yang erscheinen, als der Aufstand ausbricht?“

Der Heerführer verhinderte es, seinen Chan daran zu erinnern, daß er schon damals Zweifel geäußert habe. Dschingis war klug genug, sich von selbst daran zu erinnern. Und so sagte Muchuli nur: „Und du hast ihm sogar noch Edelsteine mit auf den Weg gegeben.“

„Ja, das habe ich! Aber es war wohl das erstmal, daß ich

einem mein ganzes Vertrauen schenkte und...“, er blieb plötzlich stehen.

„....Willst du nicht zu Ende sprechen, mein Chan?“

„Doch, doch, Muchuli. Wie konnte ich es vergessen: Das zweite Mal war es, das zweite Mal. Der erste war ein Mongole und hieß Chara-Tschono...“

„....Ich weiß es.“

„Ja, wer weiß es nicht? Wo ist dieser Stiefsohn, er hieß Tenggeri. Ich machte ihn zum Zehnerführer. Wo ist er?“

„Ich kenne ihn nicht, und ich weiß nicht, in welcher Tausendschaft er dient, mein Chan.“

„Dem einen schenkte ich Edelsteine – und er verriet mich; den anderen machte ich zum Zehnerführer – und vielleicht wird er mich noch verraten? Bin ich zu gut, Muchuli?“

„Du bist gerecht!“

„Verrat macht mich rasen, Muchuli! Ich könnte jetzt alle verdächtigen, alle, die da draußen am Zelt vorübergehen, alle, die mir dienen.“

„Jetzt bist du ungerecht, mein Chan.“

Er ging ein paar Schritte über den Teppich und hob selbst das vergoldete Spieltischchen auf, stellte es an den alten Platz. „Aber diesen Chinesen-General werde ich eigenhändig an den Schweif meines Schimmels knüpfen, an einen Strick hängen und ihn so lange hinter mir herschleifen, bis von ihm so viel bleibt, wie er wert war: nichts!“

Inzwischen war ein weiterer Bote eingetroffen, der meldete, daß die Chinesen in Liao-yang eingedrungen seien und bereits den alten Fürst bedrängten, wieder dem SOHN DES HIMMELS und nicht Dschingis-Chan zu dienen. Sofort sandte der Chan neun Boten auf neun verschiedenen Wegen zu Dschebe mit dem Befehl, er habe den „Rand der Welt“ zu verlassen und sich mir seinen drei Zehntausendschaften nach Liao-yang zu begeben. „Er soll die Stadt stürmen und die Chinesen in alle vier Winde vertreiben, damit der Fürst weiß,

daß ich zu meinem Wort stehe!“

Liao-yang war nicht so groß wie Yenping, aber ebensogut befestigt, und nachdem Dschebe mit seinen drei Zehntausendschaften acht Tage lang gegen die Stadt gestürmt war und alle Vorstädte genommen hatte, mußte er einsehen, daß sie nicht zu nehmen war. Dabei war sein Heer noch um fünftausend Mann angewachsen, weil die Liao-Leute zu ihm übergelaufen waren. Trotzdem: Die Stadt Liao-yang war uneinnehmbar.

Also sann Dschebe nach einer List und ließ über Nacht bei seinen mongolischen Kriegern wie den Liao-Leuten und Chinesen das Gerücht verbreiten, eine große chinesische Entsatzarmee sei im Anmarsch und sie müßten, um dem sicheren Tode zu entgehen, sofort fliehen. Seinen Kriegern befahl er, nur das mitzunehmen, was sie am Körper trugen.

Da außer Dschebe und seinen drei Stellvertretern niemand von der List wußte, wirkte diese überstürzte Flucht echt. Zurückgelassen wurden nicht nur Herden und Karren, sondern sämtliche Kamelkarawanen mit der aufgeladenen Beute, Jurten und Zelte. Zwei Tage und Nächte ritten sie über das Land, und als sie den „See der hunderttausend goldenen Fische“ erreicht hatten, befahl Dschebe, die hier bereitgestellten Pferde zu besteigen.

„Wenn wir den gleichen Weg, für den wir zwei Tage und zwei Nächte brauchten, in einer Nacht zurückreiten, werden wir die Stadt stürmen und siegen!“ Das sagte der Heerführer. Und so erfuhren die Krieger erst jetzt, daß die überstürzte Flucht eine List von Dschebe war. Sie schrien auf vor Freude, stießen die Schwerter in den Himmel und stellten sich in ihren Gedanken schon vor, wie sie den Chinesen die zurückgelassene Beute wieder abjagen könnten.

Nach Sonnenuntergang ritten sie los, auf frischen Pferden und mit dem sicheren Gefühl: Die Überraschung ist die beste Waffe.

Nach Mitternacht befahl der Heerführer, die Dolchspitzen

auf die Hälse der Tiere zu setzen.

Und als das Morgengrau vor ihnen aufstieg, sahen sie ihr eigenes verlassenes Lager und dahinter die Stadt Liao-yang.

„Heult wie die Wölfe!“ schrien die Tausendschaftsführer. Und sie heulten wie die Wölfe, peitschten die Pferde, hetzten die Pferde und drückten die Dolchspitzen an die warmen Hälse.

So fielen sie über das Lager her, und es war alles so, wie es Dschebe vorausgesagt hatte: Die Chinesen plünderten noch, tranken, tanzten – und jetzt starben sie, denn Tausende Schwerter fuhren auf sie nieder, Schwerter, Äxte, Lanzen, Lassos, Dolche. Und die Tore der Stadt standen weit offen.

Als die mongolischen wie die liaotischen Krieger den Palast des Fürsten erreicht hatten, war die Sonne schon aufgegangen und beschien die Sieger. Der Heerführer Dschebe stand auf einer Treppe aus weißem Marmor und sagte zu dem befreiten Fürsten: „Von diesem Augenblick an, wo wir von Euch die Fesseln der Chin-Herrschers genommen haben, seid Ihr König von Liao-tung. Das ist der Lohn des großen Dschingis-Chan für Eure Treue.“

Der Fürst antwortete: „Ich will dem Mongolenkaiser so lange dienen, wie ich sehe, fühle und höre!“

Nun feierten sie fünf lange Tage den Sieg, und sie hätten ihn noch weitere fünf Tage lang gefeiert, wenn nicht vom Dolon-nur ein neuer Befehl gekommen wäre. Dschingis-Chan sagte darin: „Jede List kann nur einmal angewandt werden. Das Reich Chin hat aber noch über einhundert befestigte Städte. Haben denn aber wir noch einhundert verschiedene Listen? Also müssen wir lernen, auch ohne List befestigte Städte zu stürmen! Lernt es in diesem Sommer und in diesem Herbst!“

Und so taten sie jetzt wieder das, was sie schon zu Hause an der Felswand am Onon getan hatten: Sie übten das Überwinden von Festungsmauern. Zwischendurch eroberten sie einzelne Provinzstädte, um zu prüfen, inwieweit es ihnen gelungen sei, die Belagerungskunst zu beherrschen.

Im nächsten Frühjahr aber begann der Feldzug von neuem: Dschingis-Chan stieß mit seinem Heer, zu dem nun auch die Truppen des Königs von Liao-tung gehörten, hinab nach Süden und erreichte zum zweiten Mal die große Ebene vor Yenping.

Zu diesem Zeitpunkt saßen im Palastgefängnis von Yenping noch immer die gemaßregelten Generale, unter ihnen der frühere General der Großen Mauer Hu-scha-hu. Obgleich es ihnen nicht so schlecht ging wie den gewöhnlichen Gefangenen, den niederen Kaufleuten, Dieben und Mördern, quälte sie doch die furchtbare Ungewißheit über die Fortdauer des Krieges. Fragten sie heimlich ihre Wächter, wo denn Dschingis-Chan sei, erhielten sie zur Antwort, man habe schon ein Jahr so gut wie nichts von ihm gehört. Das war jedoch eine schlimmere Kunde, als zu hören, der Steppenkönig stünde vor der Stadt, denn erst, wenn der Kaiser in Gefahr und Not war, konnten sie mit Begnadigung rechnen. So lautete das chinesische Gesetz.

Das erste Jahr ihrer Haft hatten sie fast ausschließlich damit verbracht, die Dummheiten des Kaisers aufzuzählen und darüber zu spotten. Es gab da viele Geschichtchen, wie etwa dieses, daß sich der SOHN DES HIMMELS ein Bild malen ließ, auf dem ein schwarzbartiges wildes Kamel zu sehen war, zwischen dessen Höckern der Kaiser saß und die kurze Peitsche schwang. Da es keinen Menschen gab, der imstande war, ein wildes Kamel zu reiten, sollte das Gemälde die Macht des Chinesenkaisers ausdrücken. Zudem hatte der Künstler die hohen Bäume auf dem Bild so klein malen müssen, daß sie dem Kamel nicht einmal über die Knöchel der Füße reichten, womit gesagt werden sollte, daß der Himmelsohn über allem throne. Unter das Bild hatte er schreiben lassen: DER KAISER VON CHIN VERMAG EIN WILDES KAMEL SO GUT ZU REITEN, ALS WÄRE ES

## ZAHMER DENN EINE STUTE AUS DEM KAISERLICHEN GESTÜT VON SCHANSI.

Das zweite Jahr ihrer Haft aber hatten sie darauf verwandt, Pläne zu machen, wie dieser Himmelsohn zu vernichten sei. Alle Einzelheiten hatten sie besprochen, immer und immer wieder, und dieser Plan war so fest in ihren Generalsköpfen, daß sie sich mit ihm schlafen legten und mit ihm wieder erwachten.

Aber da war nun das dritte Jahr gekommen und mit ihm die Nachricht, der Steppensohn sei verschwunden. Die Wächter wußten nicht, wohin, und sie schienen nicht einmal zu wissen, ob denn überhaupt noch Krieg war. Da lachten sie nun nicht mehr über die Dummheiten ihres Kaisers, und sie dachten auch nur noch selten an ihren Plan, ihn zu töten.

Eins aber war in den Jahren gleich geblieben: die hohlen Schritte auf dem langen Gefängnisgang: Klapp – klapp – klapp, eine Umdrehung: Klapp – klapp – klapp. Am Morgen, am Mittag und am Abend gab es das Schälchen Reis, und weil sie Generale waren und der Kaiser annehmen mußte, sie eines Tages noch zu brauchen, hatte er befohlen, daß sie den Reis mit Stäbchen essen durften, mit elfenbeinernen Stäbchen, während die übrigen Häftlinge ihn mit den Fingern zu essen hatten. Tee erhielten sie auch, und er war sogar heiß und süß, und was noch schöner war: Er brachte ihnen etwas von dem feinen Duft ihres Landes in das unterirdische Verlies.

Dann aber wurde doch eines Tages im Frühling dieses Jahres der große, schwere Riegel in der eisernen Tür zurückgestoßen, und vor den Generalen stand nicht der Wächter, sondern der Offizier der Gefängniswache. „Dschingis-Chan steht mit seinem gesamten Heer vor den Toren der Stadt“, sagte er. „Sitte und Brauch gehorchend, hat der SOHN DES HIMMELS es für gut befunden, Euch zu begnadigen. Ihr sollt sofort vor ihm erscheinen, damit er Euch in die alten Ämter einsetze!“

Hu-scha-hu, der General der Großen Mauer, hatte sich als

erster gefaßt und sagte schroff: „Ohne Schwert, ohne Gürtel, ohne Mütze? Das kann der Kaiser nicht befohlen haben! Oder habt Ihr vielleicht schon solch einen zerlumpten General vor den SOHN DES HIMMELS treten sehen?“ Hu-scha-hu trat einen Schritt in den Gefängnisgang, und die übrigen Generale folgten ihm.

„Aber, meine Herren“, stammelte der Offizier der Wache, „ich bitte um Vergebung! Es sind Kaiserworte, die ich Euch überbrachte. Wie dürfte ich da eins hinzufügen oder weglassen? Von Schwert, Gürtel und Mütze hörte ich nichts!“

„Ein Versehen! Eine Unterlassung! Eine Vergeßlichkeit“, sagte Hu-scha-hu mit gespielter Vergebung. „Was würde der Kaiser sagen, wenn wir so vor ihm erschienen?“ Der General wandte sich um und betrat wieder das Verlies, indem er zu den übrigen sagte: „Kommt und wartet mit mir, bis der Wachoffizier die neue Kunde uns überbringt!“

Die eiserne Tür wurde wieder geschlossen, und dann lachten sie alle, und eine Weile darauf gelobten sie sich, jetzt endlich das zu tun, was sie so lange geplant hatten.

Der Gefängnisoffizier kehrte sehr bald zurück und brachte diesmal die Schwerter, Gürtel und Mützen und sagte geheimnisvoll: „Der SOHN DES HIMMELS deutete an, daß er, nachdem er Euch die Ehre des Schwertes zurückgegeben hat, doch auf Euch zählen kann, denn die Bedrängnis, in der er sich befindet, ist so groß wie nie zuvor, meine Herren!“

„Er kann es!“ sagten die Generale, und so schritten sie über den langen Gang hinaus in den weiten Hof. Die Sonne schien warm. Die schlanken Zypressen standen wie immergrüne Kerzen im Licht des frühen Tages. Ein Mädchen schöpfte Wasser aus einem Brunnen. Und mit einemmal spürten sie alle, daß sie das Leben wieder umgab.

Vor den Stufen des Palastes empfing sie der Offizier der Leibwache und führte sie hinauf. Hu-scha-hu drehte sich oben noch einmal um: Der See lag still, der rote Pavillon warf rote

Gitter auf das Wasser, und in der Ferne, wo die blauen Berge sich zum Himmel wölbten, zogen dicke Wolken auf.

Der SOHN DES HIMMELS erwartete die Generale in seinem „Gemach der guten Gedanken“. Er saß vor der mit weißer Seide ausgeschlagenen Wand. An ihr hatte das Bild des Malers Chao-fu gehangen, auf dem der Chan der Mongolen als Wesen zwischen Mensch und Tier und als Ungeheuer dargestellt war und lächerlich wirkte. Aber nun hing es nicht mehr an der Wand; es war überhaupt nirgendwo mehr zu sehen und verschwunden wie sein Maler. Vielleicht hatte der Kaiser befürchtet, der Steppen-Chan könnte jeden Augenblick den Raum betreten und über das Gemälde in einen furchtbaren Zorn geraten.

„Ich grüße Euch, meine Generale“, sagte der SOHN DES HIMMELS.

Die Generale verbeugten sich. „Ich begnadige Euch, meine Generale“, sagte der SOHN DES HIMMELS.

Und die Generale verbeugten sich nicht, sondern General Hu-scha-hu trat drei Schritt vor und sagte: „Begnadigen? Einen Mörder kann der Kaiser begnadigen, einen Dieb und einen Betrüger kann der Kaiser begnadigen, also einen Schuldigen; wie kann er aber uns begnadigen wollen, wo wir ohne Schuld sind? Dschingis-Chan steht vor den Toren der Stadt! Wievielmal kam ich zu dir, bevor er unser Land überfiel? Dschingis-Chan hat inzwischen unser Land verwüstet! Wievielmal warnte ich dich vor ihm? Aber dafür, daß ich zu dir kam und dich vor ihm warnte, ließest du mich auspeitschen und uns alle in den Kerker werfen. Du hast geirrt, und wir mußten dafür büßen. Und jetzt sagst du: ‘Ich begnadige Euch, meine Generale!’ Wäre es nicht gerecht, wenn du vor uns in diesem Augenblick auf die Knie fielst und uns um Gnade batest?“

„Ich? Der Kaiser?“ Er war von seinen Kissen aufgesprungen und mühte sich zu lächeln.

„Knie nieder!“ schrien die Generale.

Der Offizier der Leibwache hatte das Schwert gezogen und stand vor dem SOHN DES HIMMELS. „Wache!“ rief er.

Einige der Generale eilten zu den Türen, andere, unter ihnen Hu-scha-hu, umstellten den Kaiser. An den Zugängen zum „Gemach der guten Gedanken“ entbrannte ein hitziger Kampf, der aber nicht lange währte, da die Leibwächter anfangs zurückschreckten, gegen Generale vorzugehen. Als sie begriffen hatten, wer wen bedrohte, war es zu spät.

Auch der Offizier der Leibwache war getötet worden und lag vor seinem Kaiser, der noch immer vor der Wand mit weißer Seide stand.

General Hu-scha-hu warf dem Himmelssohn einen kurzen gebogenen Dolch zu. „Tu es selber, deine Nachfahren werden es zu würdigen wissen!“

Der Kaiser hatte den kleinen Dolch aufgefangen, und schon lange war in seinem Gesicht nichts mehr von dem Gleichmut zu lesen, mit dem er die Generale empfangen hatte. Er stand da in seinem goldgelben Gewand, und der rostrote Drache darauf bebte ein wenig, aber niemand fürchtete sich mehr vor ihm.

„Kaisermörder“, sagte der Himmelssohn und ließ das Messer fallen. Irgendwie sah er jetzt kleiner aus, als er so vor der großen weißen Wand wartete.

Als die Generale darauf schrien: „Feigling!“ duckte er sich, und da rannte Hu-scha-hu los und stieß das Schwert in die Brust des Himmelssohnes. Ein paar Krüge mit blühenden Pfirsichzweigen fielen um. Wasser und Blut rann über die seidenen Kissen.

Sofort stürmten die Generale aus dem Gemach und über die Gänge. Gegner machten sie nieder, Freunde schlossen sich ihnen an. Einige Würdenträger des Großen Rates, die den gewaltsamen Umsturz nicht schnell genug begriffen und wagten, Bedenken vorzubringen, wurden aus den Fenstern in den Hof gestürzt. Da lagen sie dann und brachten mit ihrem grausamen Tod alle jene zum Schweigen, die noch zögerten

und warten wollten, welches Gesicht der Aufstand am Abend haben würde.

So verlief also alles, wie man es sich im Verlies des Gefängnisses ausgedacht hatte, denn als die Sonne untergegangen war, hatten die Generale den gesamten Palast in der Hand und die Ämter verteilt.

Zum neuen Kaiser ernannten sie einen Prinzen der Chin-Dynastie, einen ihnen ergebenen Mann namens Hsüan-tsung.

Hu-scha-hu beförderte sich selbst zum Marschall und übernahm den Oberbefehl, so daß nun das gesamte chinesische Heer unter seinem Kommando stand. Drei Tage beriet er mit seinen Heerführern, was zu tun sei und wie man Dschingis-Chan, der mit seinen Kriegern noch immer in der Ebene vor Yenping lag und sich auf den Sturm vorbereitete, schlagen könnte. Am Ende ihrer Beratungen stand ein Entschluß, auf den der Mongolenherrscher nie und nimmer vorbereitet sein konnte und der ihn in arge Bedrängnis, wenn nicht gar an den Rand der völligen Niederlage bringen mußte.

Marschall Hu-scha-hu sagte: „*Wir* greifen an. Ich selbst leite den Angriff! Mein Stellvertreter, General Kao-chi, führt die Umgehungstruppe und verläßt noch heute vor Mitternacht die Stadt durch das Südtor, während ich morgen mittag durch das Tor im Norden dieser mongolischen Steppenratte entgegenziehen werde! Ich werde also diese nomadischen Horden direkt vor mir hertreiben, erschlagen, erstechen, erwürgen; was dann noch übrigbleibt, wird General Kao-chi mit seinen Soldaten in den rückwärtigen Bergen empfangen und niedermachen.“

„Hört und gehorcht!“ sagte der neue Kaiser.

Damit waren sie entlassen, und jeder ging nun an seinen Platz. Noch nie war die Einigkeit der Generale so groß gewesen wie in dieser Stunde. Der Entschluß, aus der Stadt heraus anzugreifen, war so ungewöhnlich und kühn, daß keiner an dem Sieg zweifelte.

Pünktlich verließ General Kao-chi vor Mitternacht mit seinen

Soldaten das Südtor, um die Umgehung einzuleiten.

Bereits am Vormittag begab sich Marschall Hu-scha-hu zu seinem Heer im Norden der Stadt Yenping. Er mußte in einem Rollstuhl gefahren werden, da er sich während der Kämpfe im Kaiserpalast ein Bein schwer verletzt hatte. Seine Soldaten warteten in Häusern und Hütten, hinter Wällen und Mauern, an Wurfmaschinen und Riesenkatapulten.

Dann trat etwas ein, was keiner geahnt und niemand in einem Plan vorgesehen hatte: Vom Westen schob sich eine mächtige rotgelbe Wand aus Staub heran. Kalter Wind trieb plötzlich über die Stadt. Die Sonne verwelkte hinter graugelbem Gewölk. Dunkelheit fiel in die Gassen. Hunde bellten ängstlich. Katzen huschten in Löcher. Donnernd jagte der Sturm über die Ebene und später über Yenping hinweg. Hütten zerbrachen, Dächer schwebten durch den Staubregen und fielen mit Getöse in Höfe und auf Straßen. Bäume knickten wie dürre Halme.

Aber kaum daß das Unwetter vorüber war, gab Marschall Hu-scha-hu den Befehl, sofort das Tor zu öffnen. Im Schutze des Staubes, der noch über Stadt und Ebene trieb, schoben die chinesischen Soldaten die Wurfmaschinen und die Riesenkatapulte hinaus ins Vorgelände und in die Nähe des Mongolenlagers, wo noch immer Teile von Zelten und Jurten durch die Luft wirbelten.

Von seinem Rollstuhl aus, den die Wächter des Marschalls mit ihren Leibern vor dem abflauenden Sturm schützten, rief Hu-scha-hu: „Schießt! Schießt! Schießt!“

Gesteinsblock um Gesteinsblock verließ die Schleudermaschinen und schlug drüben bei den Mongolen in die Reihen der Krieger, zerrieb Karren, Pferde und Kamele. Dazwischen heulten die mit Eisen beschlagenen Pfähle, abgeschossen von den Riesenkatapulten. Als dann aber noch die Chinesen mit fliegendem Feuer schossen, das im Feindlager explodierte und Brände auslöste, gerieten die Mongolen völlig durcheinander.

Vielleicht glaubten sie, der Himmel habe sich gegen sie gewendet und speie Feuer, denn von einem Kriegsgerät, das brennende Schlangen durch die Luft schoß, die später mit lautem Knall explodierten, hatten sie noch nichts gehört. Und dann: Wer war so stark, daß er Gesteinsblock um Gesteinsblock über die Ebene werfen konnte? Und was mußte das für ein Riesenbogen sein, mit dem man eisengespitzte Pfähle verschießen konnte?

Die Mongolen wichen zurück. Zu Pferd und zu Fuß. „Treibt sie in den Fluß!“ schrie Marschall Hu-scha-hu von seinem Rollstuhl aus und folgte den vorgehenden Soldaten, die in breiter Linie über die Ebene stürmten.

Die Wurf- und Schleudermaschinen schwiegen jetzt, und von den Bögen der chinesischen Soldaten flitzten Tausende Pfeile in die Rücken der fliehenden Mongolen.

„Reiter nach rechts ausschwärmen!“ befahl Hu-scha-hu. „Sie wollen nach Norden ausbrechen!“ Mit seinem Krückstock zeigte der Marschall in die angegebene Richtung. Er hatte sich dabei etwas im Rollstuhl erhoben und beobachtete, wie die Berittenen seinem Befehl gehorchten und es ihnen tatsächlich später gelang, den Feind wieder nach Nordwesten zu drängen. Zu den ihn umgebenden Offizieren sagte Hu-scha-hu: „Schickt noch zweitausend Reiter an die rechte Flanke, denn wenn es den Barbaren gelingt, nach Norden abzudrehen, stößt General Kao-chi an ihnen vorbei ins Leere. Freilich, die Schlacht haben wir schon jetzt gewonnen, aber wer würde es uns nachher verzeihen, wenn wir die Gelegenheit, den Barbar aus dem Norden für immer zu vernichten, nicht genutzt hätten?“

Inzwischen hatte Dschingis-Chans Heer den schmalen, seichten Fluß erreicht. Hier versteifte sich der Widerstand, da die Mongolen hinter Steinen und Büschen genügend Deckung fanden, um den Kampf fortführen zu können.

Hu-scha-hu wandte sich erregt um und fuchtelte mit dem Krückstock in der Luft umher. „Die Wurfmaschinen! Die

Katapulte! Wo bleiben sie denn?“

Es war nicht so einfach, die schweren, großen Geräte in einer sich dauernd bewegenden Schlacht nachzuziehen. Die Chinesen schlugen auf die Zugbüffel ein, fluchten, schrien, packten die Tiere bei den Hörnern, hieben ihnen knorrige Eichenknüppel über die blutenden Mäuler oder hielten ihnen brennende Zündschnüre vor die Nasenlöcher. Andere Soldaten zogen auf Brettern die Gesteinsblöcke über den pulvriegen Löß oder schleppten die eisengespitzten Pfähle nach vorn.

Als die Mongolen begannen über den Fluß zurückzuweichen, schossen die Wurf- und Schleudermaschinen aufs neue.

Die Gesteinsblöcke klatschten schwerfällig ins Wasser. Wer getroffen wurde, blieb mit dem Stein auf dem schlammigen Grunde des kleinen Stromes.

Marschall Hu-scha-hu hatte jetzt den Platz erreicht, wo das große Mongolenlager gewesen war. Zwischen den zerbrochenen und zerfetzten Zelten lagen die Toten. Mensch und Tier, zerschmettert vom Gestein oder erschlagen und durchbohrt von den Pfählen des Riesenkatapultes. Brennende Karren, brennende Ballen mit Beute. Fliehende Schafherden, kniende Kamele, die schauerlich heulten. Überall wanden sich Verwundete. Sie riefen die Götter an, aber die Götter hatten kein Erbarmen und die Chinesen auch nicht, denn sie töteten auch die Verletzten.

Als der Marschall sah, daß ein Trupp seiner Soldaten plündernd von Zelt zu Zelt ging, gab er einem seiner Offiziere das Zeichen, sie sofort zu töten.

Die Mongolen hatten sich nun am jenseitigen Ufer festgesetzt und ließen keinen Chinesen über den Fluß. „Es wundert mich“, sagte Marschall Hu-scha-hu, „daß dieser schlaue Mongolen-Chan keine Reserven heranholt.“

„Sollen wir die Wurf- und Schleudermaschinen nachziehen, damit sie das andere Ufer beschießen können?“ fragte ein Offizier.

„Nein! Wenn die Sonne hinter den Bergen verschwunden

sein wird, die Schatten der Gipfel den Fluß berühren, wird General Kao-chi mit seinem Heer im Rücken des Gegners auftauchen, ihn in die Zange nehmen und abermals in den Fluß werfen. Dann schießen wir wieder wie vorhin, als er über den Fluß zurückging. Nur: Diesmal gibt es für den Barbar kein Ufer mehr. Wir werden Zeuge sein der größten und bedeutendsten Stunde unseres Lebens, der Vernichtung Dschingis-Chans!“

Der Marschall stieg aus seinem Rollstuhl und versuchte einige Schritte am Stock zu gehen. Er schaute dabei immer wieder zu den Bergen, als fürchte er, Kao-chi könnte zu früh erscheinen und alles verderben, denn die Sonne stand noch hoch, und der Marschall hoffte, der Mongolen-Chan würde seine Reserven in die Schlacht werfen.

„Vielleicht hat der Barbar aus dem Norden unseren Plan durchschaut“, sagte einer der Offiziere zu Hu-scha-hu, „und wartet, daß Kao-chi in seinem Rücken auftaucht, um erst dann seine Reserven einzusetzen, nämlich im Rücken von Kao-chis Heer?“

Der Marschall humpelte zu seinem Rollstuhl, ließ sich nieder und sah den Offizier entsetzt an. „Kao-chi hat Vorhuten und wird das Geschehen genau beobachten lassen!“ So überzeugend das klang, die Offiziere machten trotzdem bedenkliche Gesichter.

Auf der mongolischen Seite verließen einige Boten das Ufer und jagten die Berge hinauf. Noch immer drang Kampflärm vom Flüßchen her; hier und da huschten Gestalten durchs Schilf, glitten über Steine und gestürzte Bäume.

Als die Sonne fast die Gipfel berührte, sagte der Marschall: „Keine Reserven! Nichts!“

„Nein, keine Reserven“, sagte auch jener Offizier, der vorhin angedeutet hatte, Dschingis-Chan würde das Entsatzheer erst im Rücken von Kao-chi einsetzen.

„Der linke Flügel soll mit fünftausend Mann sofort über den

Fluß gehen“, befahl der Marschall. „Für alle Fälle“, fügte er hinzu.

Der Offizier lächelte, als wollte er sagen: Also doch! Kommandos ertönten. Reiter hetzten davon.

Die Sonne versank hinter den Bergen. Die Berge sahen nun dunkel aus.

Der Marschall erhob sich wieder und blickte hinunter zum linken Flügel. Dort waren heftige Kämpfe im Gange. Seine Soldaten hatten zwar die Flußmitte bereits erreicht, aber die Mongolen waren nicht am Ufer geblieben, sondern griffen ebenfalls an und ritten in den Fluß, drückten den linken Flügel erneut ans jenseitige Ufer. Danach kehrten sie wieder um und in ihre Ausgangsstellung zurück. Auf dem Wasser trieben Tote und ertrinkende Verletzte.

„Wartet nur“, sagte der Marschall und blickte zu den Bergen. „Kao-chi muß jeden Augenblick erscheinen.“

Schon schoben sich die schwarzen Schatten wie Pfeile bis an den Fluß heran, ohne daß von dem Umgehungsheer etwas zu sehen gewesen wäre.

„Keine Reserven“, sagte noch einmal der Offizier.

Die Mongolen verhielten sich jetzt ruhig. Auch die Chinesen hatten alle Bewegungen eingestellt, und es schien fast, als warteten alle, daß etwas Außergewöhnliches geschehe. Aber es geschah nichts, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Lediglich der Tag dämmerte dahin und nahm sein Licht mit hinter die Berge.

Der Marschall schwieg. Manchmal kloppte er mit dem Krückstock gegen das Rad des Rollstuhles. Dann hustete er von Zeit zu Zeit, richtete sich auf, aber die Bergschluchten waren nun bereits finster wie die Nacht, und nichts mehr war zu erkennen, kein Baum, kein Strauch, kein Paß.

„Kao-chi kommt nicht!“ sagte wieder jener Offizier.

Hu-scha-hu schwieg noch immer.

„Sollen wir die Wurf- und Schleudermaschinen doch nach-

ziehen, damit sie das andere Ufer beschließen können?“

„Nein!“

So warteten sie noch eine ganze Weile, sagten nichts und warteten. In die Stille hinein klopfte der Krückstock des Marschalls gegen das Rollstuhlrad. Als die Finsternis so weit fortgeschritten war, daß sie weder das diesseitige noch jenseitige Ufer erkennen konnten, sagte Hu-scha-hu leise: „Fahrt mich zurück! Kao-chi kommt nicht mehr, fand wenn er jetzt käme, könnte er in der Dunkelheit nicht mehr kämpfen, denn wer vermag in der Nacht den Freund vom Feind zu unterscheiden? Kao-chi aber werde ich hinrichten lassen. Er hat uns um den endgültigen Sieg gebracht!“

„Vielleicht hat ihn der Sturm aufgehalten, Marschall!“ sagte der Offizier.

„Der Sturm? Der Sturm war unser Gefährte, wie sollte er also Kao-chis Feind gewesen sein?“

Auf dem letzten Hügel vor dem Nordtor befahl Hu-scha-hu zu halten. Er wollte hier die Nacht verbringen. „Hinrichten werde ich ihn lassen, und seinen Kopf werde ich Dschingis-Chan schicken, damit er weiß, wem er sein Leben zu verdanken hat!“ sagte er und starre hinunter zum Fluß. Kein Feuer brannte dort, kein Laut war zu hören. Es war eine Stille, als habe die große Schlacht keinen Mann am Leben gelassen.

Später mußte der Marschall Hu-scha-hu eingeschlafen sein in seinem Rollstuhl, denn als einer seiner Leiboffiziere an ihn herantrat und meldete, Kao-chi sei eingetroffen, gab er keine Antwort. Es war inzwischen auch Mitternacht vorüber, und der Offizier erlaubte sich, seinen Befehlshaber wachzurütteln. „Marschall“, flüsterte er, „Marschall! Er ist da!“

„Wer ist da?“ Hu-scha-hu fuhr hoch, schlug die Decke zurück und sprang aus dem Stuhl.

„Kao-chi!“

„Kao-chi?“ Der Marschall stützte sich auf seinen Stock und blickte über die schwarze Ebene von Yenping. „Wo?“

„Am anderen Flußufer, Marschall!“

„Wo, habe ich gefragt!“ Der Marschall schrie jetzt.

„Ich sagte es, am anderen Flußufer!“

„Und die Mongolen, wo sind die?“ flüsterte er lauernd.

„Verschwunden!“

„Aha“, er humpelte ein paar Schritte, hob den Stock, ließ ihn aber sofort wieder fallen und bohrte die Spitze in den weichen Löß. „Ich erwarte ihn beim ersten Morgengrauen im Palast des Kaisers!“

„Jawohl, im Palast des Herrschers!“ sagte der Offizier und verschwand.

Vom Fluß war jetzt Lärm zu hören. Kao-chi durchquerte mit seinen Soldaten den kleinen Strom.

Als der Rollstuhl mit dem Marschall durch das Nordtor gefahren wurde, sagte Hu-scha-hu: „Und wo sind die Reserven, von denen du geredet hast?“

„Wozu sollte er sie in den Kampf führen! Es ist Nacht, Marschall!“

„Unsinn! Er hat keine mehr! Oh, dieser Kao-chi, er hat uns um alles gebracht! Die Geschichte wird ihn verdammen!“

Der General Kao-chi erschien wie angeordnet pünktlich vor dem Palast des Kaisers.

Hu-scha-hu empfing ihn wortlos. Dann traten sie in das Gemach von Hsüan-tsung. Der Herrscher kam beiden entgegengelaufen. Das war ungewöhnlich. Sitte und Brauch nicht achtend, lachte er und sagte: „Die Sieger!“ Er breitete dabei die Arme aus, und die weiten Ärmel hingen herab und wehten wie gelbe Fahnen.

„Tritt zurück“, sagte Marschall Hu-scha-hu, „oder willst du einen Ungehorsamen und einen Gehorsamen in deine Arme schließen?“

Der Kaiser trat tatsächlich einige Schritte zurück, und seine Arme sanken nun schlaff herab. „Und wer ist der Ungehorsame?“

„Er, Kao-chi!“ sagte Hu-scha-hu und zeigte auf den General.

„Man hat mir nur den großen Sieg gemeldet, aber nicht, daß General Kao-chi ungehorsam gewesen wäre.“

Der Marschall erzählte, daß Kao-chi zum vorgeschriebenen Zeitpunkt nicht am Platze gewesen sei. „Wäre er es gewesen, hätten wir nicht nur eine Schlacht gewonnen, sondern den Barbar aus dem Norden für immer vernichtet!“

„Was hast du zu sagen, Kao-chi?“ fragte der Kaiser.

„Der Sturm...“

„... Der Sturm! Ich habe aus dem Sturm heraus den Angriff geführt, und du...“

„...Die Soldaten kamen nicht mehr vorwärts. Wir waren schon in den Bergen und...“

„...Er hat keinen Willen! Wenn seine Soldaten nicht wollten, weshalb ließ er nicht zehn töten? Zehn Hingerichtete verleihen tausend Lebenden neue Kraft, hundert Hingerichtete erschrecken eine ganze Armee und treibt sie vorwärts!“ Hu-scha-hu war bei den letzten Worten zur Seite gegangen. „Ich fordere seinen Tod!“

Der Kaiser hatte sich auf seinen Kissen niedergelassen. Links von ihm stand eine Dienerin, die ihm mit einem Fächer aus Pfauenfedern kühle Luft zu wedelte. „Den Tod?“

„Ja, den Tod!“

Hsüan-tsung verlangte ein Schälchen voll Nüsse. Dann speiste er gemächlich die Früchte und beobachtete aufmerksam Hu-scha-hu und Kao-chi. „Wer sich übereilt, fällt leicht hin“, sagte der Kaiser. „Übrigens, was macht dein Bein, Marschall?“

„Ich werde bald wieder richtig laufen können“, antwortete Hu-scha-hu und hatte Mühe, den Zorn über diese nebensächliche Frage zu verbergen.

Kao-chi hob plötzlich den Kopf, er witterte eine günstige Gelegenheit und sagte: „Ich bitte um den Tod!“

Der Kaiser lachte schallend. „Brav, brav, Kao-chi, aber weshalb sollte ich meine Generale töten, wo ich sie jetzt

dringend brauche?“

Hu-scha-hu bemerkte bissig, ein toter General sei besser als ein ungehorsamer.

„Willst du dich setzen, Marschall? Ich sehe, dein Bein bereitet dir Schmerzen!“

„Nein!“

Der Kaiser reichte dem Diener das leere Schälchen zurück und verlangte heiße Milch.

Hu-scha-hu betrachtete den Herrscher, wie er die heiße Milch schlürfte, genüßlich und gemächlich, und es sah aus, als gäbe es für den Kaiserin diesem Augenblick nur Milch auf der Welt und die zwei, der Marschall und der General, seien nur gekommen, um zuzusehen, wie sie ihm schmeckte. Hu-scha-hu schien es mit einemmal, als sei dieser Herrscher ebenso dumm wie sein Vorgänger.

Für einen Moment blickte der Herrscher über den Rand des feinen Porzellanschälchens, als habe er Hu-scha-hus Gedanken erraten und dächte jetzt: Der eine ist ein Kaisermörder und hat sich selbst zum Marschall erhoben, der andere ein Feigling und Heuchler, der um den Tod bittet und das Leben meint! Also sagte Hsüan-tsung: „Hört und gehorcht: General Kao-chi greift das Heer Dschingis-Chans an. Gewinnt er die Schlacht, bleibt er am Leben, verliert er sie aber, darfst du ihn, Hu-scha-hu, hinrichten lassen! Bist du einverstanden, Marschall?“

„Ja“, sagte Hu-scha-hu, „ich bin es! Und was werde ich tun?“

„Dein Bein pflegen, Marschall!“

Über Kao-chis Gesicht huschte ein hämisches Lächeln.

Dann verließen sie den Herrscher. Hu-scha-hu, begleitet von zwei Leiboffizieren, humpelte die breite Treppe hinab zu seinem Rollstuhl und verlangte, in seinen Palast gefahren zu werden. „Gebt mir jede Stunde Nachricht, wie sich die Dinge entwickeln“, sagte er und legte sich auf sein Bett. An der Tür standen die zwei Wächter mit gezogenem Schwert, und auch im Garten waren welche, liefen zwischen blühenden Pfirsich-

bäumen auf und ab. Das breite Fenster stand offen. Die Sonne schien herein und schillerte auf seidenen Vorhängen und Kissen. Vögel sangen.

Obgleich der Marschall den General Kao-chi haßte, weil er ihn um den endgültigen Sieg gebracht hatte, wünschte er ihm, er möge die Schlacht gegen den Barbaren gewinnen, denn Hu-scha-hu liebte sein Land und vermochte sich nicht vorzustellen, daß es von einem Mann erobert und beherrscht werden sollte, der weder lesen noch schreiben konnte und in dessen Volk es keine Gelehrten, keine Bauern, keine Handwerker, keine Künstler und keine Kaufleute gab. „Ist noch keine Nachricht da?“ fragte er am Abend.

„Nur eine unbedeutende: Kao-chi hat den Fluß erreicht und wird ihn heute nacht überwinden!“ sagte der Offizier.

„Und die Mongolen?“

„Man sieht nur einzelne Boten, aber kein Heer!“

„Sicher will ihn der Steppen-Chan in die Berge locken!“

Der Offizier schwieg.

In dieser Nacht schien der Mond sehr hell, und die Pfirsichblüten hingen wie Schnee an den Zweigen. Im Garten knirschten die Schritte der Wächter über den Sand. Der Marschall lag wach auf seinem Bett und sagte: „Weshalb geht dieser Kao-chi über den Fluß? Ich sage es ja, in die Berge will ihn der Mongole locken, in die Berge!“

„Muß er nicht die Schlacht suchen, wenn er am Leben bleiben will?“ sagte der Offizier. „Vielleicht fürchtet er, der Mongolenhäuptling könne sich nach dieser Niederlage für immer zurückziehen? Wie wird dann entschieden?“

Das war nicht die Sorge von Hu-scha-hu. Er gab auch keine Antwort, sondern lauschte dem Singen einer Nachtigall und dachte daran, was seine Mutter einst gesagt hatte: „Wenn die Nachtigall singt, schlaf nicht ein, ihr Lied kann eine Warnung sein!“

Der Morgen kam fahl und mit Regen. Auch eine Nachricht

brachte er in den Palast des Marschalls: „Dschingis-Chan hat sich zum Kampf gestellt.“

„Na also“, sagte Hu-scha-hu und ließ sich im Rollstuhl an das breite Fenster fahren, als könne er von ihm aus den Verlauf der Schlacht beobachten. Aber zu sehen war natürlich nichts, nur der Wind und der Regen schlügen die Pfirsichblüten von den Büschen. Die Wächter hatten sich unter die hohe, breite Roßkastanie gestellt und wischten sich das Wasser aus den Gesichtern.

„Wenn es so regnet, kann Kao-chi das fliegende Feuer nicht verwenden“, sagte der Marschall. Aus dem Ton, wie es Hu-scha-hu sagte, hörte der Offizier, daß sein Oberbefehlshaber es bedauerte.

„Nein, er kann es nicht verwenden!“

Zu Mittag traf eine gute Nachricht ein. General Kao-chi war es gelungen, die Mongolen bis in eins der westlichen Dörfer, das vor den Bergen lag, zurückzudrängen. „Er soll wie ein fünfköpfiger Yama kämpfen“, sagte der Offizier, „und seine Soldaten immer wieder anfeuern. Fünfzig ließ er hinrichten, da sie die Wurf- und Schleudermaschinen nicht schnell genug nachgezogen hatten.“

Der Marschall lächelte. „Als er in unserer Schlacht die Umgehung einleiten sollte, hat er keinen hinrichten lassen und kam lieber zu spät. Jetzt, wo es um sein Leben geht, scheint er bereit zu sein, nicht nur fünfzig, sondern hundert oder gar tausend zu töten. Er will siegen...“

„...Leben will er!“

„Meinetwegen soll er auch leben, wenn er nur siegt!“

Gegen Abend kam dann eine andere Kunde: General Kao-chi hatte die Verfolgung nicht aufgenommen, sondern war in der ganzen Heeresbreite vor dem Dorf liegegeblieben, hatte noch einige Zugänge zu den Pässen abgeriegelt und Reserven am Flüßchen bereitgestellt.

„Also ist er doch klug genug, sich nicht in die Berge locken

zu lassen!“ sagte der Marschall und legte sich wieder auf sein Bett.

„Ihr seid froh darüber?“ fragte der Offizier.

„Ja, der Sieg ist mir lieber als sein Leben!“

In dieser Nacht regnete es nicht mehr, aber es schien auch kein Mond und es sang keine Nachtigall. Der Marschall schlief, denn er hatte lange nicht geschlafen.

Am nächsten Morgen geschah etwas Außergewöhnliches: Dschingis-Chan hatte das Dorf am Rand des Gebirges in Brand stecken lassen und trieb nun die Frauen, Kinder und Greise vor seinen Reitern her. General Kao-chi wurde dadurch gezwungen zurückzuweichen, und zwar kampflos, da er nicht auf die eigenen Landsleute schießen wollte. Noch schwieriger aber gestaltete sich seine Lage, als er den Fluß wieder durchquerte und am diesseitigen Ufer eintraf. Hier standen die schweren Wurf- und Schleudermaschinen und die Riesenkatapulte sowie die Geräte zum Schießen mit dem fliegenden Feuer. Da es unmöglich war, diese Waffen aus der Bewegung heraus zurückzuführen, andererseits jedoch die Gefahr auf den General zukam, sie an den Feind zu verlieren, stand er vor der Entscheidung, auf die Frauen, Kinder und Greise zu schießen oder alles aufzugeben.

„Er wird sie zusammenschießen, um sein Leben zu retten“, sagte der Offizier zu Marschall Hu-scha-hu und brachte ihm auf einem silbernen Tablett eine Schale heißen Tees.

„Ich würde es auch tun“, erwiderte der Oberbefehlshaber, „auch wenn mein Leben nicht bedroht wäre. Was sind schon tausend Frauen, Kinder und Greise, wenn ich Millionen Landesbewohner dadurch vor der Herrschaft dieser wilden Nomadenstämme retten kann?“

General Kao-chi tat es, wenn auch nicht aus jenem Grund, den der Marschall als ausreichend empfand. So schoß er also das fliegende Feuer auf seine eigenen Landsleute, und die Gesteinsblöcke klatschten wieder schwerfällig in den Fluß, auf

die Kinder, die Greise, die Frauen. Und als die Mongolen gewahr wurden, daß Kao-chi das Ufer halten wollte, ertönten die schrillen Kommandos ihrer Tausendschaftsführer, worauf die Krieger des Chans blitzschnell vorjagten und die Bauern, Greise, Kinder und Frauen mit ihren Pferden niedertrampelten und überritten. Unter hohen Verlusten erreichten sie das diesseitige Ufer, eroberten gleichzeitig die Wurf- und Schleudermaschinen und, was noch wichtiger war: das Gerät mit dem fliegenden Feuer, das ihnen wie ein Wunderwerk der heißen und kalten Hölle vorgekommen war. Damit aber waren auch diese Waffen für die weitere Schlacht ausgefallen. Und ehe sich die chinesischen Truppen unter Kao-chi hatten neu ordnen können, hatte der Mongolenherrscher frische Reserven eingeführt und trieb nun das fliehende Heer des Chinesen-Generals bereits durch die Vorstädte von Yenping.

Die letzte Meldung, die Marschall Hu-scha-hu in seinem Palast überbracht wurde, lautete: „Er ist am Ende und hat schon das Tor im Westen der Stadt erreicht.“

„Schade, schade“, antwortete der Oberbefehlshaber, „sein Sieg wäre mir lieber gewesen als sein Leben!“

Plötzlich schrie jemand im Garten. Und dann waren Schritte zu hören. Der Marschall erhob sich aus seinem Rollstuhl und trat ans Fenster. Da waren ein paar Soldaten, die durch die Büsche sprangen, und der Marschall wußte selbst nicht, ob es seine Leibwächter oder fremde Soldaten waren, aber das schien ihm auch bedeutungslos.

„Da bin ich!“ sagte jemand, und der Marschall wandte sich um zur Tür. Dort stand General Kao-chi, das Schwert in der Faust und lachend. „Der Palast ist umzingelt, deine Wächter sind tot! Also!“

Hu-scha-hu war ohne Schwert, ohne Dolch. Und er wollte fliehen, blieb jedoch mit dem verletzten Bein in einem seidenen Vorhang hängen und stürzte.

Der General sprang herbei und schlug ihm den Kopf ab, und

danach nahm er den Kopf des Marschalls und eilte mit ihm auf seinem Pferd zum Palast des Kaisers, gefolgt von seiner Leibwache.

Hsüan-tsung hatte Hu-scha-hu, jedoch nicht Kao-chi erwartet. Und nun stand der General mit dem blutigen Kopf von Hu-scha-hu vor ihm und schrie drohend: „Er oder ich! Wähle!“

Aber das war keine Wahl, denn der General hätte ebensogut sagen können: „Du oder ich!“

„Du bist kühn“, sagte der Kaiser. „Ich werde dich zum neuen Oberbefehlshaber ernennen.“

Kao-chi verneigte sich, verneigte sich tief und lächelte dem vergoldeten Lotos zu, der im Fußboden eingelassen war.

„Daß du so kühn sein kannst, überrascht mich“, sagt Hsüan-tsung. „Ich werde auch deine Soldaten belohnen!“

So verriet der Kaiser jenen chinesischen Marschall, dem es als einzigen gelungen war, Dschingis-Chan in einer Schlacht zu besiegen.

## Zum Dolon-nur und weiter

Tenggeri lag am Westufer des Flüßchens vor Yenping und als er die Augen aufschlug, war eine lange, lange Zeit vergangen, von der er nicht wußte, wie lang sie gewesen war. Das erste, was er wahrnahm war der Himmel über ihm, denn er lag auf dem Rücken und mit dem Hinterkopf im Wasser und sah nur den Himmel, blau, groß und schön wie am Kerulon. Aber er wußte sofort, daß er nicht am Kerulon war, da vom Rande der Stadt der Schlachtenlärm herüberdrang, das Schreien der Kommandos, das Schreien der Verwundeten.

Tenggeris Beine lagen steif auf dem Ufersand. Er vermochte sie nicht zu bewegen. Ihm war, als läge etwas Schweres auf ihnen, das er nicht imstande war abzuwerfen. Das kalte Flußwasser an seinem Hinterkopf tat ihm gut. Mal war es da, mal war es fort, gerade so wie sich das Flüßchen bewegte.

Tenggeri drehte den Kopf nach rechts. Neben ihm kniete ein toter Mongole; sein Oberkörper war vornübergekippt und hing auf einem Strauch mit gelben Blüten. Ein Stück ab von ihm ragten die Beine eines Pferdes aus dem Fluß. Und wenn er das Ufer weiter hochsah, schienen die Toten dichter zu liegen, sie wirkten von fern wie kleine und kleiner werdende Stoffbündel, die der Wind aufplusterte.

Links von Tenggeri lag ein Mädchen oder eine Frau, eine Chinesin in einem dunkelblauen Gewand. Sie lebte noch, denn ihr Leib senkte und hob sich, und hinter ihr steckte ein schweres Schwert im Sand, und Tenggeri hatte erst gedacht, das schwere Schwert stecke in ihrem Leib. Aber das war nicht so. Das Schwert steckte dahinter. Die Frau stöhnte jetzt und schüttelte dabei den Kopf. Ihr Gesicht war voll Blut, das die Sonne getrocknet hatte.

Ich werde hier sterben, dachte Tenggeri.

Da der Schlachtenlärm sich nicht weiter entfernte, wußte Tenggeri, daß die Krieger des Chans noch nicht in die Festung Yenping eingedrungen waren. Wenn sie überhaupt nicht eindrangen, war es möglich, daß die Chinesen wieder einen Ausfall unternahmen und ihren Feind abermals zurückwarfen. Dann werden sie mich finden, die Chinesen, und töten, dachte Tenggeri. Die Frau oder das Mädchen werden sie am Leben lassen, denn sie gehört zu ihnen. Mich werden sie töten.

Unablässig blickte er zu der Frau. Er hätte gern mit ihr geredet. Aber die Frau seufzte nur von Zeit zu Zeit und starrte in den schönen, hohen Himmel. Einmal hob sie die Arme, als wolle sie jemand zu sich herabziehen, doch die Arme fielen schlaff herunter und knickten in den Ellenbogen wie Halme, fielen zurück auf den Sand.

Wenn Tenggeri den Kopf so zur Seite wandte, vermochte er mühelos das Flußwasser zu trinken, und er hatte sehr viel Durst und trank sehr viel von dem Wasser. Die schwere Last auf den Beinen, die er anfangs nicht empfunden hatte, war nun verschwunden, und er fühlte die Beine nicht mehr, und er dachte, vielleicht habe ich keine Beine mehr. Zudem schmerzte ihn der Rücken, als läge er in der Glut eines Feuers. Er versuchte die Unterarme auf den Sand zu stemmen und sich ein wenig seitlich wegzudrücken. Das gelang ihm. Doch der furchtbare Schmerz im Rücken blieb. Ihm schien, als sei er noch unerträglicher geworden. Da blieb er dann wieder ganz still liegen und schaute zu der Chinesin.

Plötzlich sah ihn die Frau an, zunächst verwundert und fragend. Je länger sie ihn aber so anstarre, desto mehr schien sie zu sich zu kommen und zu wissen, weshalb sie hier lag; ihr Blick wurde böse und wild, und sie sagte leise: „Mongol!“

Es klang wie ein Fluch.

Tenggeri wollte lächeln, weil er nicht wußte, was er sonst tun sollte. Doch gelang es ihm nicht, zu lächeln. Mit einemmal kam es ihm aufreizend vor, wenn er der Frau zugelächelt hätte.

Sie war ja eine von denen, die sie mit Kindern, Bauern und Greisen vor sich hergetrieben hatten, damit die chinesischen Soldaten kampflos zurückweichen mußten. Die Tausend- und Hundertschaftsführer hatten es so befohlen, und sie hatten ihnen gehorcht, weil sie ihnen gehorchen mußten, wenn sie nicht selbst sterben wollten.

Einmal kommt zu jedem der Tod, dachte Tenggeri jetzt, wo ihn die Frau so zornig ansah, und vielleicht ist es besser, früh und ohne Schuld zu sterben, als spät und mit Schuld, denn die Frau hat in ihrem Dorf gelebt wie Gärel am Kerulon und wird hier nun sterben, obgleich sie bisher niemand etwas zuleide getan hat.

Die Frau machte eine Bewegung nach links, und dann hatte sie einen kleinen Dolch in der Hand. „Mongol“, sagte sie noch einmal.

„Laß das!“ sagte Tenggeri zu ihr auf chinesisch.

„Mongol! Mongol!“ Sie versuchte von ihrem Platz wegzukommen, indem sie sich auf die Seite drehte und Tenggeri zuwandte. Aber ihre Kraft reichte nicht aus. Eine Weile blieb sie auf dem Bauch liegen, drückte ihr Gesicht in den Ufersand und stöhnte. Den Dolch jedoch hielt sie weiter fest in der Hand.

„Laß das doch“, sagte Tenggeri noch einmal, und er sagte es nicht drohend, eher freundlich und nachsichtig. „Wir werden hier beide sterben, wozu willst du mich also schon vorher umbringen? Sieh dir den Himmel an! Er ist beinahe so schön wie über meinem Ordu am Kerulon.“

Die Chinesin antwortete nicht, und vielleicht hatte sie Tenggeris Worte gar nicht richtig verstanden, denn sie glitt nun doch wieder ein Stück auf ihn zu, und so blieb jetzt nur noch ein Schritt Land zwischen ihnen.

Sie will mich tatsächlich töten, dachte Tenggeri, und er hielt ihr die leeren Hände hin, um zu zeigen, daß er ohne Waffe sei und auch gar nicht beabsichtigte, ihr etwas zu tun.

Aber gerade die leeren Hände waren es wohl, die sie so

erfreuten. Sicher dachte die Frau daran, wie sie sich wehrlos hatte von den Mongolen treiben lassen müssen, und nun war sie es, die einen wehrlosen Mongolen neben sich hatte. Sie lächelte, und vielleicht war es der unbändige Haß, der ihr die Kraft verlieh, dicht an Tenggeri heranzukommen. Sie keuchte, und auf ihren blauen Lippen wand sich ein dünner roter Blutfaden. Als die Frau den Arm mit dem kleinen Dolch hob, um zuzustoßen, brauchte Tenggeri nicht Angst zu haben, denn es sah müde und schlaff aus, und es gelang ihm mühelos, ihr den Dolch wegzunehmen.

Sie schaute ihn verwundert an und wartete darauf, selbst getötet zu werden. Furchtlos blickte sie zu Tenggeri, nicht um Gnade bittend, sondern noch immer mit Haß in den Augen. Tenggeri aber nahm den Dolch und warf ihn in den Fluß. „So“, sagte er, „und nun sieh dir den Himmel an oder denk an was, woran du Freude hast und...“, nein, er wußte selbst nicht, was er der Frau noch alles sagen sollte, und er dachte, vielleicht ist ihr der Himmel völlig gleich und vielleicht hat sie nie Freude kennengelernt.

Jedenfalls lag die Frau jetzt wieder auf dem Rücken und schaute tatsächlich in den Himmel. Für einen Augenblick hatte er gedacht, die Chinesin würde ihn, nachdem er ihren Dolch in den Fluß geworfen hatte, ansehen und lächeln, aber sie lächelte nicht, sondern starre stumm in den blauen Himmel.

Tenggeri hatte über den Gedanken für die Frau den Tod fast vergessen, aber jetzt hörte er wieder den Schlachtenlärm an der Stadtmauer. Sie schienen noch nicht weitergekommen zu sein, und wenn es den Chinesen gelang, aus Yenping auszubrechen, würden die Heere der Mongolen zurückgeworfen und er getötet werden.

Jemand watete durch den Fluß und schrie dabei wie ein Tier. Es waren mongolische Laute. Der Mann rief die Götter an, verfluchte Buddha und die Chinesen. Er schien nicht mehr bei Sinnen zu sein, denn er schrie wirr durcheinander, weinte,

fluchte und stürzte alle paar Schritt in den Fluß, torkelte dann jedoch weiter und kam näher und näher.

Die Chinesin hob erschreckt den Kopf. Ihre weiße Nase glänzte in der Sonne. Und erst jetzt dachte Tenggeri daran, daß die Frau jeden zurückkommenden Mongolen zu fürchten hatte, weil er sie töten würde. Also war seine Rettung ihr Tod. Ich werde es ihnen verbieten, dachte er, und laut sagte er: „Hörst du, ich werde es ihnen verbieten, dich zu töten!“

Ihr Kopf lag längst wieder im Sand. Tenggeri wußte nicht, ob sie ihn verstanden oder ob sie sich damit abgefunden hatte, getötet zu werden.

Der schreiende Mongole hatte inzwischen das Ufer erreicht, und er fluchte noch immer und jammerte, und Tenggeri hörte, wie er über die Steine stolperte und schrie.

„Komm hierher!“

Diesmal hob die Chinesin nicht den Kopf, sondern blieb ganz still liegen und hatte die Augen geschlossen. Fast schien es, als halte sie den Atem an, denn ihr Leib hob und senkte sich nun nicht mehr.

„Hierher sollst du kommen!“ rief Tenggeri noch einmal.

„Hierher?“ Der Krieger lachte bitter. „Für mich ist es schon gleich, wo ich hingehe! Hörst du, gleich!“ Er lachte und schluchzte und schrie abermals auf. Dann kam er trotzdem, fiel unterwegs noch einige Male hin, brüllte und stand plötzlich vor Tenggeri, halb gebückt und mit schlaff herabhängenden Armen. Sein blaues Gewand war zerfetzt und mit einer gelben Flüssigkeit bespritzt, und blutig war es und stellenweise verbrannt. Von der einen Gesichtshälfte hatte sich die Haut gelöst und klebte wie Papier am Hals. Über dem linken Auge klaffte eine Wunde, aus der das Blut rann.

„Öl, heißes Öl“, stieß der Krieger hervor. „Was meinst du, wie die Unsigen drüben an der Mauer tanzen und wie sie dabei schreien und hüpfen und wie die Chinesen oben darüber lachen und jubeln und immer neues heißes Öl herabschütten.

Hach...“, er verstummte plötzlich und fiel in den Sand, kroch wie ein Tier zum Fluß und tauchte seinen Kopf ins kalte Wasser. Als er wieder hervorkam, stammelte er: „Kochendes Öl.“ Aber das kalte Wasser schien die Schmerzen etwas gelindert zu haben, denn er sagte ruhig: „Am Kerulon hatten wir eine Pflanze mit dicken Blättern. Wenn man die knickte, floß so ein zäher Saft heraus, und wenn man diesen Saft auf die Wunde strich, verschwand der Schmerz. Kennst du die Pflanze mit den dicken Blättern?“

„Ja, ich kenne sie!“

„Siehst du, aber in diesem verfluchten Land der Drachen wächst so etwas nicht.“ Er steckte den Kopf abermals in das Flußwasser, schüttelte sich und stand dann auf. „Was ist das für eine, die da neben dir liegt?“

„Eine Chinesin. Tot.“

„Ihr Glück“, sagte der Verwundete. „Ich bin in der Stimmung, alles niederzumachen.“

„Wenn du die Berge erreichst, schicke welche her, damit sie mich holen, sonst muß ich hier sterben.“

Wie ein Betrunkener torkelte er davon, und als er nun wieder allein war, schrie er erneut und jammerte und weinte und fluchte, und Tenggeri hörte ihn noch eine ganze Weile, wie er gegen die Berge brüllte.

Später vermischtete sich sein Schreien mit dem Lärm der anderen, und Tenggeri sagte zu der Chinesin: „So, nun kannst du die Augen wieder öffnen. Er ist fort.“ Er hatte bei seinen Worten nicht zu ihr gesehen, aber da sie nichts sagte, sah er jetzt hin. Sie hatte die Augen schon geöffnet. „Er wollte dich wirklich töten, aber ich habe gesagt, du bist schon tot!“ Und weil sie noch immer schwieg, sagte er: „Ich weiß, was du sagen willst! Du willst sagen: Ich hätte ihn nicht daran hindern können, weil ich selbst wehrlos daliege. Das ist wahr! Könntest aber du es verhindern, daß ich getötet würde, wenn die Chinesen kämen? Ach so, du würdest deinen Leuten sagen, daß

ich dich nicht umgebracht und den Dolch in den Fluß geworfen habe.“

Tenggeri wandte den Kopf etwas zur Seite. Die Sonne stand nun nicht mehr so hoch, und von der Stadt wehte mit dem Lärm der Schlacht ein heißer Wind herüber. „Vielleicht holen sie uns doch noch, finden uns, ich meine, die Unsrigen, die Mongolen meine ich.“

Er stockte für einen Augenblick in seiner Rede. Ihm war, als hätte sie gefragt: „Die Unsrigen, die Mongolen? Die! Die! Die! Die mich vor sich hergetrieben und fast erschlagen haben, sollen mich retten?“

Natürlich hatte sie das nicht gesagt, aber ihm war, als hätte sie es gesagt oder sagen müssen, und da langte er plötzlich mit seinem Arm hinüber zu der Chinesenfrau, als wollte er sie wachrütteln und ihr etwas Gutes sagen, vielleicht: „Du, ich werde Unsere anlügen, ich werde ihnen sagen, du hast mich vor deinen Leuten verborgen oder so etwas, und wenn du nicht gewesen wärst, hätten sie mich getötet, ja? Und dann werden Unsere auch dir helfen. So machen wir es, hörst du, Chinesin, so werden wir es machen, hörst du?“

Aber Tenggeri brauchte das nicht mehr zu sagen, denn seine Hand, die den nackten Oberarm der Frau umschloß, war fiebrig heiß und der Oberarm der Chinesin eisig kalt.

„Tot“, sagte er leise und zog seinen Arm zurück. „Tot.“

Er lag dann eine lange Zeit still da. Manchmal flogen Vögel über ihn hinweg, große und kleine Vögel, in Scharen und einzeln. Sie huschten in das blühende Ufergesträuch, als glaubten sie, der Krieg sei vorbei und man könne nun wieder singen und Nester bauen. Aber der Krieg lebte noch, wenn auch weit vom Fluß entfernt; Tenggeri hörte ihn nicht nur, sondern er roch und schmeckte ihn sogar, weil mit dem Wind ein süßlicher, warmer Brandgeruch herüberzog. Er dachte, vielleicht haben unsere nun doch eins der großen Tore gestürmt und in Brand gesteckt.

Doch das war nicht so. Vielmehr hatten die chinesischen Stadtverteidiger von ihren Mauern kochendes Öl und siedendes Pech herabgeschüttet. Und da hinein hatten sie das fliegende Feuer geschossen, und nun brannte alles, auch viele mongolische Krieger brannten und rannten wie lebende Fackeln umher, warfen sich in den Staub, wälzten sich wie feuerspeiende Drachen im Sand und waren bereits tot, als sie noch loderten.

Aber das sah Tenggeri nicht; er dachte jetzt wieder an die tote Frau, und er dachte: Es ist gut, daß sie gestorben ist, sie hätten sie sicher umgebracht, ohne daß ich es hätte verhindern können.

Obgleich ihm die Frau nicht geantwortet hatte, vermißte er sie, denn er hatte das Gefühl gehabt, als höre sie ihm zu und als spreche er mit ihr. Nun waren auch wieder die Schmerzen da, und er starrte wieder in den blanken Himmel, den hohen Himmel, der fast so schön wie der blaue Himmel über Onon und Kerulon war. Und nun wollte Tenggeri auch nicht mehr sterben. Er wußte nicht, wie es kam, daß er nicht mehr sterben wollte, aber sterben, nein, sterben wollte er nicht mehr. Tenggeri vermochte sich auch nicht vorzustellen, wie es ist, wenn man stirbt, obschon die Frau neben ihm gestorben war, still und wie schlafend.

„Oder denk an was, woran du Freude hattest“, hatte er der Chinesenfrau geraten.

Woran habe ich Freude, dachte er, woran? Aber da kam er mit seinen Gedanken nicht zurecht; seine Freude schien sich aus vielen Dingen zusammenzusetzen: aus den Bergen und Wäldern seiner Heimat im Norden, aus den grünen Tälern, den fischreichen Flüssen und Bächen, aus den Schafherden und dem frischen, kühlen Kumys, den flinken Pferden, dem scheuen Wild im Dickicht, und Gärel gehörte wohl dazu und Oschab und vielleicht sogar Bat, der so roh und grausam und wild sein konnte, aber doch auch gut war.

Und noch etwas: Er dachte an die Lamas, die ihn im Kloster

am „Rande der Welt“ etwas malen und schnitzen gelehrt hatten und die nun alle tot waren. Tenggeri holte das kleine Tuschbild unter seinem Gewand hervor, das ihm der Meister, der alte, weise Meister, den er im Gewühl des Kampfes tötete, gemalt hatte. Da stand Tenggeri an der Pappel, nachts, frierend, trotzend. Jetzt war ein wenig Blut über den oberen Rand des Bildchens gelaufen, sein Blut; es hing in großen Tropfen am Himmel dieser Nacht am Meer. Aber der Maler ist tot, dachte er, und das Bildchen wird das einzige sein, was von ihm geblieben ist, doch es ist etwas von ihm geblieben!

Er griff in seine Taschen und holte ein Schaf und eine Ziege und ein Kamel und Pferd nach dem anderen heraus, freute sich an ihnen und vor allem daran, daß es seine Tiere waren und daß es wohl keinen im Heer des Chans gab, der solche Figuren zu schnitzen vermochte.

Plötzlich hörte er viele Stimmen, die näher kamen, mongolische Laute. „Hierher!“ rief er. Und wieder: „Hierher!“

Pferde trabten durch den Fluß.

Verwundete schrien.

Kommandos ertönten.

„Hierher! Hört ihr mich?“

Die Vögel flohen wieder aus den Sträuchern und flatterten über ihn hinweg, weit fort, dorthin, wo es keinen Krieg gab.

„Hierher! Nehmt mich mit!“

Aber da waren sie auch schon da, umringten ihn, und bevor sie sich um ihn kümmerten, fragten sie, ob die Frau, die Chinesenfrau, wirklich tot sei. „Sie verstehen sich manchmal“, sagte einer.

„Sie ist tot“, sagte er und dachte, als ich es zu dem Verletzten sagte, dem die Haut von der einen Gesichtshälfte hing, war sie es vielleicht auch schon, obgleich ich es nur so gesagt hatte, damit er sie in Ruhe lasse.

Sie hoben ihn auf eine Trage aus Bambusstangen, und sie taten es nicht sanft, denn sie hatten es eilig. Er schrie.

„Brüll nicht“, sagten sie. „Wir haben keine Zeit, dich zu bejammern. Es sind zu viele, die herumliegen, und genug, die überhaupt nicht mehr schreien können. Der Chan hat den Angriff auf die Stadt abgebrochen, und wir müssen schnell zu den Bergen, ehe es finster wird.“

Tenggeri war es in diesem Augenblick gleich, ob der Chan den Angriff abgebrochen oder nicht abgebrochen, ob er gesiegt oder nicht gesiegt hatte, und es war ihm jetzt auch gleich, ob der Chan ein Chan und ob es Dschingis-Chan war. Er begann schrecklich zu frieren, denn sie trugen ihn durch die Schatten der Berghänge, und überall hörte er Stimmen, mongolische Stimmen, Krieger, die aus der Schlacht zurückkehrten.

Vor einer der Höhlen, welche die Bewohner einst in den Löß gegraben hatten, stellten sie ihn ab, aber von drinnen riefen sie, es sei kein Platz mehr, und da nahmen sie die Bambusstange und brachten ihn zur nächsten Höhle und später zur übernächsten, weil es überall so war wie in der ersten: Verletzte und Verletzte. So geschah es, daß sie ihn einfach abstellten, halb draußen und halb drinnen. Jemand warf einen großen Schafpelz über seinen Körper und fragte, ob er durstig sei. Und da er durstig war, brachten sie ihm einen Krug voll Kumys.

Danach fiel er in einen schweren Schlaf, aus dem er manchmal schreiend aufwachte. Ihm war, als sei der Tod zu Gast in dieser Nacht, als wolle der Tod ihn überreden, nicht mehr zu schreien, sondern still zu sein und zu schlafen, zu schlafen, für immer und immer zu schlafen. Und deshalb also schreckte er von Zeit zu Zeit auf und schrie in seinem Fieber den Tod an. Auch die anderen schrien dann in der Höhle: Angstschreie, Kommandos und Flüche, und sie warnten schreiend vor dem kochenden Öl und dem siedenden Pech und dem Feuer, und manche brüllten in ihren Fieberträumen so irrsinnig, daß die weniger Verletzten fürchteten, die Decke der Höhle könne herabstürzen und alle erschlagen.

Am Morgen des nächsten Tages trugen die Männer, welche

die Verletzten zu betreuen hatten, die Toten hinaus, die Krieger, welche die erste Nacht nach der furchtbaren Schlacht nicht überlebt hatten. Wie Steine wurden sie am Hang hinabgeworfen. Niemand blickte ihnen nach, aber alle fanden es gut, daß es nun in der Höhle geräumiger war.

Da hatte der Chan also die Schlacht abgebrochen und saß jetzt in seinem Feldzelt auf dem hohen blauen Seidenkissen. Bei ihm waren Muchuli sowie seine Söhne Tuli und Dschutschi. Und an der Tür standen die Wächter wie immer mit ausdruckslosen Gesichtern.

„Wir haben weder verloren noch gewonnen“, sagte Muchuli, „was aber weiter, mein Chan?“

„Der Schreiber soll kommen!“ befahl Dschingis und blickte die Heerführer kurz an.

Dschutschi sprang entsetzt auf: „Was willst du tun, Vater?“

„Kaiser Hsüan-tsung eine Nachricht zukommen lassen und mit ihm Frieden schließen!“ sagte der Chan.

„Nie! Vater! Nie! Nie! Nie!“ schrie Tuli.

„Nie? Du sagst nie zu mir? Ich gebe einen Befehl, und du sagst darauf nie?“

„Vater...!“

„Still, Tuli! Was bin ich zuerst: dein Vater oder dein Chan?“

„Mein Chan!“

„Also! Wäre es denn gerecht, wenn meine Söhne den anderen Heerführern gegenüber einen Vorteil hätten und mir widersprechen dürften? Halt deine Zunge fest, Tuli!“

Tuli trat zurück und schwieg.

„Wir sind nicht vor ihnen geflohen, mein Chan“, sagte Muchuli, und er sagte es leise.

„Jawohl, nicht geflohen, Vater“, sagte auch Dschutschi, „und du willst diesen Hsüan-tsung um Frieden bitten?“

„Bitten?“ Dschingis-Chan lachte. „Bitten!“

Der Schreiber war eingetreten.

„Dies ist meine Kunde an den Kaiser von Chin“, sagte Dschingis-Chan laut und sah bei diesen Worten nur die Heerführer, aber nicht den Schreiber an. „Sämtliche blühenden Provinzen Deines großen Reiches“, fuhr er fort, „nördlich des Hoang-ho – des Gelben Flusses – sind in meiner Hand! Dir ist nur noch Deine Hauptstadt geblieben. So schwach hat Dich der Himmel gemacht! Wenn ich Dich in Deiner Not weiter verfolgen wollte, was würde der Himmel da zu mir sagen? Ich habe Angst vor seinem Zorn und will mich darum mit meinem Heer wieder auf den Rückweg begeben.“ Der Chan machte eine Pause und lächelte.

„Ja, wenn du es so schreiben läßt, dann...“, meinte Tuli.

„....Ja, so!“ unterbrach der Chan.

„Trotzdem“, bemerkte Muchuli, „eine gestürmte Stadt wäre mir lieber!“

„Mir auch!“ sagte Dschutschi.

Dschingis-Chan trat an den Schreiber Tatatungo heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und meinte: „Füge noch diesen Satz an den chinesischen Kaiser hinzu: KÖNNTEST DU NICHT MEINEN HEERFÜHRERN EINIGE GESCHENKE MACHEN, UM IHREN GROLL ZU BESCHWICHTIGEN?“

„Aber Vater!“ Tuli schüttelte den Kopf.

Der Schreiber ging, und als er die niedrige Tür öffnete, sah man für einen Moment die Ebene vor Yenping. Der gelbe Wind war aufgekommen und heulte von den Bergen bis zur Stadt.

Dschingis-Chan sagte: „Ich mag diese Festung aller Festungen nicht mehr sehen. Stellt mein Zelt so auf, daß der Eingang nach Süden zeigt. Und dann: Bereitet alles für den Abzug zum Dolon-nur vor!“

„Mit Gefangenen?“ fragte Dschutschi.

„Ja, mit den Gefangenen – oder sind bereits Krankheiten

ausgebrochen?“

„Nein, Vater!“

„Und die Verletzten, mein Chan?“ fragte Muchuli.

„Die sollen sofort weggebracht werden, heute noch!“

Dschingis griff nach einem mit Gold eingefaßten Spiegel und betrachtete sein Gesicht darin. Er bog die Borsten seines Bartes auseinander, als suche er etwas. Danach strich er sich über die buschigen Augenbrauen und fuhr sich anschließend mehrmals durchs Kopfhaar, betrachtete zwischendurch die herabgefaltenen Härchen auf seinen Schenkeln und auf dem Teppich und sagte: „Das Wasser ist schlecht! Das Wasser im Reiche Chin ist schlecht, sehr schlecht! Ich verliere Haar!“

Er verlangte von einem Diener, daß man ihm Schafsfett bringe. Und während er sich später damit den Kopf einrieb, sagte er: „Falls bei den Gefangenen eine Krankheit ausbricht, die von einem Mann zum anderen Mann geht und von einer Frau zur anderen Frau und auch um Kinder keinen Bogen macht, so tötet alle Gefangenen auf der Stelle. In diesem Lande hier ist nicht nur das Wasser gelb und schlecht, sondern in diesem Lande gibt es Krankheiten, die wir nicht kennen, die aber mein ganzes Heer vernichten würden.“

Muchuli verließ das Zelt, als hätten die Worte des Chans ihn so erschreckt, daß er sofort die Befehle weitergeben müsse.

„Fühlst du dich nicht wohl, Vater?“ fragte Tuli.

„Doch, doch!“ Der Chan lachte und warf den Spiegel auf eins der Kissen. „Sehr wohl, Tuli, sehr wohl. Wollen wir trinken? Auf den Sieg, Tuli! Auf unseren Sieg, darauf, Tuli und Dschutschi, daß fünfmal hunderttausend Reiter ein Millionenvolk; besiegen!“

„Noch hat der Chinesenkaiser nicht geantwortet, Vater“, sagte Tuli.

„Aber er wird antworten. Erst wird ihn meine Kunde erschrecken und verwirren, dann wird er ihr mißtrauen und in ihr Fallen suchen. Und er wird keine Falle finden. Aber gerade das

wird ihn unsicher machen und dazu verleiten, mich zu fragen, ob ich denn keine Bedingungen stelle...“

„....Ein Bote aus Yenping!“ meldeten die Wächter.

„Seht ihr, Tuli und Dschutschi, da ist er schon, der Frager! Er soll eintreten!“

Es war ein General, ein junger kleiner General mit einem gutmütigen Gesicht, der da hereinkam.

„Setz dich!“ sagte Dschingis-Chan freundlich. Und der Chinese gehorchte und setzte sich, und er war noch ganz außer Atem und sah an die Decke des Zeltes und auf die Schränkchen und Schälchen, wartete, daß der Chan ihn auffordere zu sprechen.

„Du sprichst unsere Sprache?“

„Und noch drei andere!“

„Oh“, stieß der Chan hervor. Er mochte es nicht, wenn er mit einem verhandeln sollte, der mehr konnte als er selbst. „Ich kann auch einen Übersetzer holen lassen“, sagte Dschingis, als könne er damit den anderen demütigen.

„Nicht nötig!“

„Dann sprich, General!“

„Mein Kaiser befahl mir, nur zu Euch zu reden, und er wählte mich, weil ich Eure Sprache spreche. Wer sind also die zwei neben Euch?“

„Meine Söhne, General!“

„Ich habe Befehl, nur zu Euch zu sprechen!“

„Meine Söhne, sagte ich!“

„Trotzdem!“

„Wir sind ein Fleisch, ein Blut, ein Kopf!“

„Aber sechs Ohren!“

„Und?“

„Mein Kaiser...“

„.... Sein Kaiser; also geht, Tuli und Dschutschi.“ Gereizt zupfte Dschingis-Chan an seinem linken Ärmel herum. Zum Glück fand er ein Fädchen, das er herausziehen konnte. „Also“,

sagte er und blickte den General nicht an.

„Mein Kaiser hat Eure Kunde mit einem Lächeln, einem gütigen Lächeln entgegengenommen und dem Himmel gedankt, daß er Euch das Zeichen gab, den Feldzug zu beenden. Natürlich ist er bereit, Euch Geschenke zu machen, um den Groll Eurer Generale – und wohl auch den der einfachen Krieger – zu beschwichtigen, aber das ist für ihn eine Nebensächlichkeit. Vielmehr wünschte der Kaiser des Reiches Chin zu erfahren, welche Bedingungen der Herrscher der Mongolen an den Frieden knüpft!“

Dschingis-Chan unterdrückte das Lächeln und sagte blitzschnell: „Nur eine!“

„Eine? Ich darf sie hören?“

„Du hast Vollmachten, General?“

„Ja.“

„Wofür?“

„Ich bin nicht ermächtigt, das zu sagen!“ Nein, darauf fiel dieser junge General nicht herein. Er richtete sich auf, straffte seinen Rock und kniff die Augenlider ein wenig zusammen. Da saß nun dieser Mongolen-Chan vor ihm, dieser Steppenwolf, dieser gefürchtete Herrscher, von dem man erzählte, er sei unüberwindlich, und hatte eine Frage gestellt, die so ungeschickt wie undurchsichtig war. Oder verbarg sich doch etwas dahinter?

„Meine Bedingung: Der einstige Fürst der Liao, den ich zum König machte, bleibt König und Herrscher von Liao-tung!“ sagte Dschingis-Chan.

„Erfüllt!“ antwortete der General schnell und war wohl froh, daß sich die Bedingung des Chans und die Vollmacht seines Kaisers schon beim ersten Wortwechsel getroffen hatten.

„Das war sie also, deine Vollmacht?“ fragte Dschingis leise und etwas ironisch.

Der General nickte und lächelte. „Was darf ich meinem Kaiser melden über Euren Abzug?“

„Einen Tag nach Eintreffen der Geschenke werden wir abziehen!“

„Dann bin ich ermächtigt, Euch jetzt das zu melden: Der Kaiser des Reiches Chin schenkt Euch hundert der schönsten Frauen des Reiches Chin. Sie werden geführt werden von der Prinzessin des ermordeten SOHN DES HIMMELS, Kaiser Yün-chi. Ihr mögt sie zu einer Eurer Gemahlinnen nehmen. Sie wird ausgestattet sein, wie die Tochter eines Kaisers ausgestattet zu sein pflegt, sie wird so schön sein wie die Blüte des Pfirsichs, bevor sie die Sonne küßt und öffnet. Für die übrigen Generale und Krieger wird der Kaiser fünfhundert Kamele schicken mit Gold, Silber, Perlen, Elfenbein, Teppichen, Seide und dergleichen mehr.“

„Gut“, sagte Dschingis-Chan. „Da die Worte, die wir tauschten, gut waren, soll auch deine Erinnerung an mich gut sein. Nimm diesen Dolch. Er gehörte einem, der mich verriet. Was von ihm blieb, ist der Dolch. Du siehst also, wer mir gegenüber sein Wort bricht, der stirbt, gleich, ob er fern oder nah ist.“

Der General verneigte sich und ging rückwärts zur Tür.

„Ich wünsche deinem Kaiser ein längeres Leben, als es dem SOHN DES HIMMELS, Yün-chi, vergönnt war!“ rief er ihm nach.

Inzwischen war die lange Wagenkolonne für die Verletzten zusammengestellt worden. Es war schon dunkel, und auf die große Stadt Yenping schien der Mond. Weil der Chan gesagt hatte, die Verletzten sollten sofort weggebracht werden, trug man sie jetzt aus den Höhlen der Berge, aus den warmen Höhlen mit den warmen Gerüchen von Menschenleibern hinaus ins Freie, hinaus in den kalten Abend und auf die Karren. In den Karren lag Reisstroh. Man legte die Verletzten zu sechs nebeneinander, deckte sie mit Pelzen zu. Auf die Karren kamen Krieger mit schweren Bein- und Rückenverletzungen, Krieger ohne Füße, ohne Arme, blinde Krieger und Krieger mit verbrannten und verbrühten Körpern.

Als die Kolonne zu rollen begann und die Yaks die Karren über die steinigen Hänge zogen, schrien und stöhnten die Verletzten, da ihnen das harte Schütteln auf den Fahrzeugen furchtbare Schmerzen bereitete. Die Begleiter vertrösteten sie auf die Ebene: „Dort ist Staub und Sand, und überhaupt, wenn es hell sein wird, können wir den Steinen gut ausweichen.“

„Ihr werdet dann wie auf einer weichen Jurtenmatte liegen“, spaßten die Yaktreiber.

„Ja, ja, wartet nur, bis es Tag ist!“ So sagten sie.

Doch diese Nacht war lang, viel, viel länger als alle Nächte zuvor; keiner schlief, viele schrien, manche starben, und alle wußten, daß ihnen noch unzählige solcher Nächte bevorstanden.

Tenggeri schrie nicht. Obgleich er Schmerzen hatte, schrie er nicht. Er hatte Schmerzen an den Beinen und am Kopf und vor allem im Rücken, wo ihn ein Pfeil getroffen hatte. Aber er schrie nicht, sondern sah in den Himmel: Dort waren die Sterne und die Sternbilder, und wären nicht die mahlenden Wagenräder gewesen, hätte er denken können, immer an ein und derselben Stelle zu bleiben, aber die Wagenräder mahlten gleichmäßig durch den Sand, holperten über Steine, brachen in Murmeltierlöcher, rollten und rollten, rollten hinauf zum Norden, zum Dolon-nur, zum Kerulon, zum Onon. Und das war ein schönes Gefühl, und es war so stark in ihm, daß es die Schmerzen zurückdrängte.

Einer in Tenggeris Karren sang fortwährend. Er sang nicht aus Lust und nicht aus Freude am Singen, und vielleicht dachte er auch gar nicht darüber nach:

„Dsun war ein Krieger,  
Dsun war ein Held,  
ein Held des großen Chan.  
Dsun kämpfte bei Nacht,  
Dsun kämpfte bei Tag,

kämpfte bei Sonne  
und Regen.

Dsun war ein Krieger,  
Dsun war ein Held,  
ein Held des großen Chan,  
Dsun starb bei Nacht  
oder war es am Tag,  
vielleicht bei Sonne,  
bei Regen?“

So sang er, und viele waren froh, daß einer sang. Als aber später, und das war kurz vor Sonnenaufgang, sein Singen verstummte, fragten ihn die andern, warum er denn nicht weiter singe, jetzt, wo gleich die rote Feuerkugel über die Hügel rollen werde.

„Er ist tot“, sagte Tenggeri.

Da wunderten sie sich alle, und auch Tenggeri wunderte sich, als er ihn so still liegen sah, so steif, so stumm; es hatte wohl noch keiner erlebt, daß einer singend gestorben war.

Die Yaktreiber hoben ihn aus dem Karren und legten ihn in den nachtkalten Sand.

Dann ging die Sonne auf.

Und die Wagenkolonne rollte weiter, hinauf zum Dolon-nur, zum Kerulon, zum Onon.

## Die Heimkehr der Sieger

Vier Monate später, kurz vor Einbruch der Kälte, erreichte die Wagenkolonne mit den Schwerverletzten das Ordu am Kerulon, während das Heer sowie Dschingis-Chan in der Oase am Dolon-nur geblieben waren, um dort den Winter zu verbringen.

Tenggeri vermochte sich jetzt schon zeitweise aufzurichten, und sogar zu sitzen vermochte er, so daß er über den Karrenrand hinwegschauen konnte. Bereits von fern sah er den alten Burkan-Kaldun, diesen graublauen Steinkopf, der wie eh und je sein mächtiges Haupt in den blauen Himmel reckte. Und die großen Wälder jenseits des Flusses waren noch da, standen da wie immer, hoch und stumm, und er dachte plötzlich, weshalb sollten sie auch nicht mehr da sein, weshalb? Aber er freute sich, daß er sie wiedersah. Mit diesem Wald war es nämlich wie mit einer Herde Schafe: Man liebt sie, wenn man mit ihr aufgewachsen ist, findet aber an ihr nichts, wenn man ihr zum erstenmal begegnet, denn dann ist ein Schaf nur ein Schaf und ein Wald nur ein Wald.

Als die Karren über den letzten Hügel rollten und das Ordu immer näher kam, sprangen Frauen und Greise und Kinder in die Sättel der Pferde und ritten der langen Kolonne entgegen.

Niemand weinte, keiner jammerte, als sie die Wagen erreicht hatten, die hochrädrigen Wagen mit den schwerverletzten Kriegern. Einige fanden ihre Männer wieder, andere ihre Väter, und sie klagten niemand an, als die Fuß- und Beinlosen, die Blinden und anderswo Verstümmelten von den Karren gehoben wurden. Man legte sie in das nasse Herbstgras oder auf Bambustragen und trug sie in die Jurten. Jene Frauen und Mütter, die erfuhren, daß ihre Männer und Söhne vom Feind getötet worden waren, gingen stolz durch das Ordu und

erzählten überall, sie hätten Dschingis-Chan gegeben, was er verlangt hätte, und dürften nun auch auf seine Güte zählen. Diese Güte bestand darin, daß sie fortan von den Steuern befreit und an der Kriegsbeute beteiligt würden.

Auch Oschab und Gärel waren gekommen.

„Da liegt er!“ sagte Gärel vorwurfsvoll. „Siehst du, da liegt er, und wie er daliegt!“

„Pst!“ zischte Oschab.

„Pst!“ zischte Gärel zurück. „Soll ich lachen?“

„Still sollst du sein!“

„Still“, wiederholte sie.

„Sind es nicht die andern auch?“

„Doch, aber sieh dir mal ihre Augen an; sehen sie nicht traurig aus?“

„Aber still sind sie!“ sagte nochmal Oschab.

„Schlag ihr doch aufs Maul, Bruder!“ forderte ein Wächter, der die Kolonne begleitet hatte. „Hier, nimm meine Peitsche und schlag ihr eins über das freche Maul!“

„Was, schlagen soll er mich?“, schrie Gärel. „Du Sohn einer giftigen Schlange verlangst, daß er mich schlägt, hier und vor allen Leuten?“ Die Frau stand wie zum Sprung bereit. Der Wächter lachte. Oschab sagte wieder: „Sei doch still, Gärel!“

„Ja, sei still“, sagte auch Tenggeri. „Ich bin froh, daß ihr noch da seid und auf mich gewartet habt, und nun bin ich eben zurück, nun tragt mich in eure Jurte.“

Und während sich Gärel neben Oschab hinabbückte, um die Trage mit Tenggeri aufzuheben, blickte die Frau böse zu dem Wächter und sagte: „Schlagen! Ich würde dir dein häßliches Gesicht so zerkratzen, daß dich keiner mehr erkennen würde, keiner, verstehst du!“

„Ach, du!“ meinte der Begleiter der Kolonne, lachte aber nicht mehr so herausfordernd, sondern drehte sich um und ging.

„Er ist abgemagert!“ sagte Gärel zu Oschab. „Hörst du,

Tenggeri, du bist abgemagert wie ein Winterschaf. Drei von deiner Sorte könnten auf der Trage liegen, und ich würde sie mit Oschab bis sonstwohin schleppen.“

„Vor Yenping“, sagte Tenggeri, als habe er gar nicht- zugehört, „vor Yenping ist der Himmel genauso blau und schön und hoch wie hier am Kerulon.“

„Soso“, sagte die Frau. „Ich sage, du bist abgemagert, und du guckst in den Himmel.“

„Abgemagert? Ich habe viel Blut verloren, Gärel, und ich habe so dagelegen und immer in den Himmel gestarrt und gedacht, sie haben mich vergessen, und ich werde sterben, ganz allein sterben, an einem fremden Fluß vor der fremden Stadt Yenping und...“

„....Und?“ fragte Oschab.

„Ja, so war das – und dann haben sie mich doch gefunden!“

„Hast du auch an uns gedacht, Tenggeri?“ fragte die Frau.

„Immer, wenn ich den blauen Himmel sah, Gärel!“

„Und unser Himmel überm Kerulon ist nicht noch schöner als der vor Yenping?“ fragte Gärel leise.

„Doch, ein wenig, ein wenig ist er schöner, Gärel!“

Sie waren vor der Jurte angekommen und trugen ihn nun hinein. Es roch nach frischem Tee und getrocknetem Fleisch, und er sagte: „Gut, daß ich wieder bei euch bin!“

„Oschab, hol das Öl“, sagte Gärel. Und während Oschab verschwand, entnahm sie der kleinen Holztruhe sauberes Leinen und legte es neben Tenggeri. Dann goß sie heiße Hammelbrühe in eine blaue Schale und reichte sie dem Verletzten, indem sie sagte: „Trink, trink viel, ich will deine Wunden ansehen, und das wird vielleicht schmerzen! Trink, wenn der Schmerz kommt, oder schrei, wenn es dir guttut!“

„Ich werde nicht schreien!“

Oschab kam zurück und brachte in einem Yakhorn das Öl. Sie zogen ihm das Gewand aus, und zu beiden Seiten kniend betrachteten sie seine Beine.

„Wie sie dich zugerichtet haben“, sagte Gärel und seufzte und schüttelte den Kopf.

„Jammre nicht. Er wird wieder laufen können!“

„Natürlich wird er wieder laufen können, aber muß man ihn deshalb so zurichten?“

„Ach, was verstehst du schon vom Kriege, Weib!“ schimpfte Oschab. „Als ich jung war, Gärel, da war das mit den Feldzügen wie mit den Jagdzügen: Man mußte tapfer, kühn und mutig sein, und wenn man es überstanden hatte, fühlte man sich als Mann.“

„Was schwätzt du da für Zeug! Nicht eine einzige Narbe hast du am Körper“, sagte Gärel. „Halt mal“, sie reichte ihm ein Leinenfleckchen, nahm das Horn mit dem Öl, nahm wieder das Leinenfleckchen und tauchte es in das Yakhorn. Danach legte sie das Läppchen auf eine der Wunden. „Ein Messerstich“, sagte sie. „Überhaupt, wie war das, als sie dich so zurichteten?“

„Ich weiß es nicht genau. Es war an einem Flüßchen vor Yenping, und wir waren in die Reihen der Chinesen hineingestoßen, und dann erhielt ich einen Stich in den Rücken und einen Schlag gegen den Hinterkopf. So war das, Gärel. Und als ich erwachte, lag ich am Fluß und hätte vor Schmerz brüllen wollen, und ich dachte, es läge etwas Schweres, vielleicht ein Fels, auf meinen Beinen!“

„Aha“, sagte Gärel. „Und du warst ganz allein?“

„Ja“, log er und wunderte sich, daß es ihm so leichtfiel zu lügen, Gärel anzulügen, ausgerechnet Gärel.

„Es muß schlimm sein, wenn man so wehrlos daliegt und allein ist“, sagte sie.

Er nickte nur.

„Und da hast du immer in den Himmel gestarrt und an uns gedacht“, sagte Oschab.

„Ja.“ Wenn ich ihr das von der Chinesenfrau gesagt hätte, sie hätte es nicht verstanden. Sie hätte mir nicht geglaubt, daß ich

bei denen war, die die Chinesenleute, die Frauen, die Kinder, die Greise, vor sich hertrieben in den sicheren Tod. Nein, das hätte Gärel mir nicht verziehen.

Sie betupfte noch immer die Wunden mit den Ölfleckchen. „Es sind aber nicht alles Messer- oder Schwertstiche. Messer- und Schwertstiche heilen schneller, Tenggeri. Das ist vom Pferd. Das sind Hufschlagwunden an den Oberschenkeln.“

„Sie werden über mich weggeritten sein“, sagte er und trank noch immer die heiße Hammelbrühe. „Und der Rücken?“

Sie drehten ihn auf den Bauch.

„Verheilt! Rote Narbe!“ sagte Gärel froh.

„Das war aber eine Pfeilspitze!“ meinte Oschab und fuhr die rote Narbe mit dem Finger ab. „Kein Messer, kein Huf, sondern Pfeileisen!“

Am Abend fiel Schnee. Die großen Flocken schwebten schräg durch den Dachkranz und zerschmolzen kurz über dem Feuer. In einen großen Pelz gehüllt saß Tenggeri an den Senkrechtstab gelehnt und erzählte vom Reich Chin. Diesmal hatte Gärel nicht gefragt, was er ihr mitgebracht habe. Daran waren seine Wunden schuld, denn während er von Chin berichtete, fragte sie manchmal zwischendurch, ob er Schmerzen habe, und sie fragte so, als habe sie nicht darauf gehört, was er erzählte. Fast schien es, als wüßte Gärel erst von diesem Tage an, daß man in einem Kriege nicht nur getötet, sondern auch schwer verwundet werden kann.

„Waren da nicht auch Blinde darunter?“ fragte sie plötzlich.

„Aber Gärel!“ schimpfte Oschab. „Tenggeri erzählt von diesem Kloster der Gelbmützen am ‘Rande der Welt’, und du...“

„...Laß sie doch! Natürlich, Blinde waren auch darunter!“

Sie schwieg wieder, und Tenggeri erzählte.

Inzwischen war der Schneefall stärker geworden, und Oschab hatte den Dachkranz zur Hälfte geschlossen. „Wenn es weiter so heftig schneit, muß ich die Luke schließen und das

Feuer löschen“, sagte Oschab. Aber es hörte dann plötzlich auf zu schneien, und in der Luke stand der schwarze Nachthimmel.

„Hol das Fleisch“, sagte Oschab zu seiner Frau, und sie ging hinaus, und während sie draußen war und aus dem Loch das gefrorene Hammelfleisch nahm, sagte Oschab drinnen zu Tenggeri leise: „Heihei, weißt du, mit den Frauen ist das seltsam“, Oschab schüttelte bedenklich den Kopf, „da hatten wir Söhne, und jeder von ihnen ist in einer anderen Schlacht getötet worden. Gärel hat damals viel geweint und lief tags manchmal hinüber zu den Büschen am Fluß, sogar in den Wald lief sie, hastete wie eine Wölfin durchs Dickicht, die ihre geraubten Jungen sucht. Das ist lange her, und wir haben wohl nie mehr darüber gesprochen. Aber heut, seitdem du wieder da bist und sie deine Wunden gesehen hat, heut denkt sie daran. Sie ist heut ganz anders als alle die Tage zuvor, und schon bei den Karren, als sie die Tausende Verletzte liegen sah, war sie anders. Hast du ihre Augen gesehen?“

„Ja, Oschab.“

„Ich glaube, sie hätte den begleitenden Wächter nicht nur zerkratzt, sondern in ihrer unbändigen Wildheit...“

„...Sie kommt!“ flüsterte Tenggeri und blickte zur Tür, durch die Gärel den erstarrten Hammel trug. Oschab stand auf und nahm ihn ihr ab, und später spaltete er den Hammel und warf die kalten Stücke in einen großen schwarzen Topf über dem Feuer, aus dem der Brodem des kochenden Wassers zur Luke hinaufstieg.

„Du wirst wieder laufen können“, sagte Gärel und warf ein paar getrocknete Kräuter in den Topf.

„Ihr seid gut zu mir“, sagte Tenggeri.

Gärel hob den Kopf und meinte: „Der Schamane sagt, die Götter seien zu den Toten gut, wenn die Toten zu den Göttern gut gewesen sind. Also will auch ich den Göttern gefallen.“

„Du sprichst von unseren Söhnen, Gärel?“

„Und von mir!“

Oschab sah zu Tenggeri, als wolle er sagen: Hörst du, sie denkt daran, genau, wie ich es vorhin gesagt habe.

„Hast du Schmerzen?“ fragte sie.

„Nein“, aber er hatte welche und lächelte trotzdem. „Ich habe euch etwas mitgebracht.“

„So?“ Sie sah ihn an, als wundere sie sich, daß einer, den man so zugerichtet hatte, noch etwas mitbringen konnte. Bei Tzu-Hu war das anders gewesen: Da war er zurückgekommen, wie er fortgegangen war, und sie hatte sich keine Gedanken gemacht. Gewiß, der Krieg brachte Tote und Sieger, und vor langer Zeit hatten ihre Söhne zu den toten Siegern gehört, aber heut, so schien ihr, hatte Tenggeri mit seinen schrecklichen Wunden den Krieg in ihre Jurte geschleppt, als solle sie den Krieg mit ihren Augen sehen, denn die Toten blieben, wo sie getötet worden waren, und man beweinte sie, wenn man sie gekannt hatte. Gekannt? Nein, die meisten hatte man nicht gekannt, Tausende und Tausende hatte man nicht gekannt, und sie waren für den einzelnen nicht mehr als Steine, die in der Steppe verstreut umherlagen und einander ähnelten.

„Was hast du uns mitgebracht, Tenggeri?“ fragte Gärel.

„Etwas, was euch nichts nutzt, nicht reicher, nicht ärmer macht.“

„Keine Beute?“ fragte Oschab und hob die Brauen.

„Keine Beute!“

„Wird es uns freuen, Tenggeri?“ fragte Gärel, hockte sich jetzt neben das Feuer und legte die Hände in ihren Schoß, als wolle sie ruhen und nur noch daran denken, was Tenggeri mitgebracht haben könnte.

„Ich denke, es wird euch freuen!“

„Dann nutzt es uns auch“, antwortete Oschab.

„Ja, er hat recht“, erwiderte Gärel, „dann nutzt es uns auch. Wenn wir uns freuen, streiten wir nicht. Was ist es, Tenggeri?“

„Ich habe es keinem genommen und keiner hat es mir gegeben!“ sagte er und sah in ihre erstaunten Gesichter. Danach

holte er die kleinen Holzfiguren hervor und stellte sie auf das rote Schränkchen unter der Schrägen des Jurtendaches. Das Schränkchen war niedrig, und er konnte mühelos die Pferde, Schafe, Ziegen, Kamele, Wölfe, Steppenhunde und Hirten daraufstellen.

„Eine Herde!“ sagte Oschab.

„Schafe aus Holz“, rief Garel, „und Ziegen! Das sind doch Ziegen, Tenggeri?“

„Ja, das sind Ziegen!“ Und er war froh, daß sie seine geschnitzten Ziegen als Ziegen erkannt hatte.

„Und Kamele!“ fuhr Garel fort.

„Und der Hirt bist du?“ fragte Oschab.

„Du kannst es auch sein, Oschab“, meinte Tenggeri lächelnd und setzte den Hirten ganz dicht vor Oschabs Nase.

„Hast du gehört, Oschab: Er hat's keinem genommen, und keiner hat es ihm gegeben.“

„Ja, ja, er wird noch Künstler am Hofe des Chans werden!“

„Wo hast du das gelernt, Tenggeri?“ fragte Garel.

„Bei den chinesischen Gelbmützen in dem Kloster am Meer“, antwortete Tenggeri und fügte hinzu: „Übrigens, Oschab, Künstler am Hofe Dschingis-Chans werde ich nie werden, auch dann nicht, wenn ich es wollte.“

„Oh, ich finde die Schafe und Kamele und alles andere, was du geschnitzt hast, sehr schön. Überhaupt, Tenggeri: Mich wundert es, daß es möglich ist, große Tiere so klein zu machen, daß sie trotzdem wieder wie große aussehen.“

Und weiter meinte Oschab, Tenggeri sei schon ein richtiger Künstler, denn er wisse keinen im Ordu, der so etwas Schönes fertigbringe. Also würde sich auch der Cha-Chan sehr freuen und ihn als Künstler an seinen Hof holen lassen. „Man muß ihm zeigen, was du geschnitzt hat, Tenggeri.“

„Oschab hat recht“, sagte Garel. „Und dann“, flüsterte die Frau, „brauchst du in keinen Krieg. Künstler schaffen nur Kunstwerke, Tenggeri, Krieger hingegen rauben sie und

können dabei getötet werden. Ist es so, Oschab?“

„Ja, ja, Frau, es ist so: Der Mann weiß es, die Frau weiß es besser!“ Er lachte laut und zog dabei eine dicke Hammelkeule aus dem Topf, reichte sie Tenggeri und sagte: „Geh zum Cha-Chan und zeige ihm...“

„....Aber Oschab, ich werde nicht gehen!“

„Doch, zeige ihm die hölzernen Tierchen, und du wirst sehen: Der Chan wird sie schön finden und dir danken!“ Oschab hatte sich inzwischen selbst eine Keule aus dem kochenden Wasser gezogen und trennte jetzt das dunkle Muskelfleisch bedächtig vom Knochen, warf die Streifen vom Messer in den Mund und schmatzte genüßvoll.

„Ja, geh!“ sagte auch Gärel. „Du wirst am Hofe des Chans als Schnitzer schaffen!“

„Ein Amt wäre das!“ frohlockte Oschab. „Ein großes Amt, und in unserer Jurte würde es heller!“

„Es gibt keine mongolischen Schnitzer!“ sagte Tenggeri.

„Ha, er sitzt vor uns!“ sagte Oschab. „Nicht wahr, Gärel, sitzt er nicht leibhaftig vor uns, der Künstler?“

„Habt ihr schon einmal davon gehört, daß es am Hofe des Cha-Chans einen mongolischen Künstler, einen mongolischen Gelehrten, einen mongolischen Schreiber, einen mongolischen Goldschmied oder einen mongolischen Sterndeuter gibt? O ja, ich weiß, es gibt dort Künstler, Gelehrte, Schreiber, Goldschmiede, Sterndeuter, doch es sind Uiguren, Chinesen, Araber. Aber Mongolen? Nein!“

„Was du sagst“, meinte Oschab, „mag wahr sein, aber warum ist es so, Tenggeri?“ Er warf den Knochen zur Tür hinaus.

„Ja, warum?“ fragte auch Gärel und schöpfte Brühe aus dem schwarzen Topf. Es begann wieder ein wenig zu schneien, und wieder trudelten die Flocken schräg durch den Dachkranz und zerschmolzen kurz über dem Feuer.

Tenggeri schwieg eine Zeitlang und kaute an dem Fleisch. Dann sagte er: „Im Reich Chin hörte ich manche Leute sagen,

wir hätten die berühmtesten Heerführer, sie die größten Gelehrten, also seien wir ein Kriegsvolk und lebten von Beute.“

„Sie leben nicht davon?“ fragte Oschab.

Tenggeri schüttelte den Kopf. „Mit einem Gerät, das von einem Büffel gezogen wird, pflügen sie die gelbe Erde und legen Körner hinein. Was daraus wächst, essen oder verkaufen sie. Sie fangen auch Fisch, und sie pflanzen Tee. Wenn es regnet, freuen sie sich, denn dann wächst alles schneller und besser.“

Oschab sagte nichts. Gärel sagte nichts.

Es schneite noch, und es war ganz still in der Jurte. Gärel und Oschab schauten nur zu Tenggeri, auf seinen Mund, und ihr Staunen sagte: Erzähl weiter, erzähl! Sie hatten ganz vergessen, sich ein neues Stück Fleisch aus dem Topf zu nehmen.

„Du weißt soviel wie die chinesischen Händler“, sagte Oschab halblaut. „Sie haben uns auch immer solche Geschichten erzählt, aber mit dem Fisch, wie ist das mit dem Fisch? Fangen wir nicht auch Fische im Fluß, wenn wir Lust dazu haben?“

„Ja, wenn wir Lust oder Hunger darauf haben, richtig, Oschab, aber nur dann.“

„Wann sonst? Sollen wir Fisch fangen, wenn wir keine Lust und keinen Hunger darauf haben?“ Jetzt nahm er sich wieder ein großes Stück Fleisch und zog es aus dem Brodem. „Willst du?“ fragte er Garel und hielt ihr den tropfenden Fleischklumpen hin. Sie nahm und aß davon, sah aber fortwährend Tenggeri an.

„Die Chinesen fangen Fisch, auch wenn sie keinen Hunger darauf haben“, meinte Tenggeri. „Es gibt Männer am ‘Rande der Welt’, die nichts anderes tun, als immer nur Fische zu fangen!“

„Ach“, wunderte sich Oschab.

„Ja, sie verkaufen oder vertauschen die Fische an jene, die

keine fangen.“

„So, und weshalb fangen sie sich keine?“

„Weil sie etwas anderes tun. Sagen wir, sie pflügen, also geben sie Körner für die Fische, wenn sie Tee pflanzen, geben sie Tee, wenn sie solch Geräte bauen zum Pflügen, geben sie solch Geräte, also gerade was jeder so macht, gibt er hin, um eben Fische zu bekommen. Ja, so ist das, Oschab.“

„Und sie fangen viel Fische?“

„Oh, sehr viel“, sagte Tenggeri und erzählte, daß die Fischer mit Booten aufs Meer hinausführen. Und diese Boote würden vom Wind fortbewegt, weil Tücher wie Drachenflügel von Stange zu Stange gespannt seien. „Dann haben die Fischer große Netze, die sie ins Meer hinablassen und später wieder heraufziehen. Ihr solltet sehen, wenn solche Boote zurückkommen. Sie sind voller Fisch.“

„Ach“, staunte Oschab und streckte sich auf der Filzmatte aus. Er gähnte, schwieg und sah zum Dachkranz hoch. Dann zog er sich nackt aus und rollte sich in seinen Pelz, sagte: „Ich will jetzt schlafen.“ Und eine Weile darauf: „Es ist schon ein Wunderland, dieses Reich Chin. Vielleicht träume ich von ihm heut nacht, Tenggeri.“ Und dann: „Was machen sie mit den Körnern?“

„Mit den Körnern? Sie kochen die Körner in Wasser oder in Milch, und dann essen sie den Brei.“

„Schmeckt das?“

„Ihnen schmeckt es, mir nicht. Sagte ich euch damals, als ich beim Chan war, nicht, daß der Chan-Wein wie das Wasser des Onon aussähe, aber lange nicht so gut schmecke? Ich habe inzwischen oft solchen Chan-Wein in Chin getrunken, und ich sage euch: Er schmeckt sehr gut. Es ist wohl so: Was man nicht kennt, schmeckt anfangs nicht. Die Chinesen wiederum schütteln sich vor Ekel, wenn sie uns rohes Fleisch essen sehen.“

Oschab und Gärel lachten, und die Frau nahm den Topf vom

Feuer, legte sich danach ebenfalls unter den Pelz.

Eine Weile darauf sagte Tenggeri: „Sie zermahlen die Körner auch, schütten ein wenig Wasser oder Milch hinein und drücken sie mit einem Holz zu einem Fladen, den sie über dem Feuer rösten.“

Aber nun fragte niemand mehr, wie das schmecke, denn sie waren eingeschlafen und träumten vielleicht schon vom Wunderland Chin, Oschab von den Bauern. Teepflückern und Fischern, Gärel von den Toten und Verletzten, von Tenggeris Wunden.

Oschab, dachte Tenggeri, mag mir morgen Pappelholz besorgen. Ich werde schnitzen, nicht für den Chan, sondern für mich oder für Gärel und Oschab und für alle, denen es gefällt. Ja, ich werde morgen schnitzen, Pappelholz muß mir Oschab besorgen. Tenggeri blickte in die Glut, sie war schon grau geworden; nur noch vereinzelt blickten die roten Feueraugen aus dem Dunkel, erblindeten aber dann auch, und die Schneeflocken zerschmolzen nun nicht mehr in der Luft, sondern auf der warmen Asche.

Mit dem Verlöschen des Feuers war auch die Nacht in die Jurte gekommen, und die Ruhe, das Schweigen und das Träumen.

Lange vermochte er nicht einzuschlafen. Er dachte an so vieles, was geschehen war, und an das, was noch geschehen konnte, und er war fast zufrieden, wenn er daran dachte, daß er morgen würde schnitzen können. Künstler schaffen Kunstwerke, Krieger hingegen rauben sie, hatte Gärel gesagt. Und zerstören sie, dachte er, und sah in seinen Gedanken das Kloster auf dem Fels am Meer, wie es vom Feuer umschlungen und erstickt wurde. Der alte Meistermaler sank vor ihm in den bleichen Schnee, die bunte Maske rutschte vom Gesicht, der starre Tod sah ihn an.

Auf dem Schränkchen stand die kleine Herde. Es sind keine Kunstwerke, dachte er, keine; aber bevor ich mit dem Heer des

Chans in die Kriege zog, wußte ich nicht einmal, was Kunstwerke sind und wie sie aussehen; heut dagegen versuche ich mich ihnen zu nähern und selbst welche zu schaffen. Warum? Weil es mir Freude macht!

Als das fahle Morgenlicht durch die Dachluke schimmerte, öffnete Tenggeri die Augen, und sein erster Blick galt der kleinen Herde auf dem Schränkchen. Die Schafe, Ziegen, Kamele, Pferde, Wölfe und Hunde standen im Schnee, bewacht von dem Hirten aus Pappelholz.

Tenggeri freute sich und wartete auf die Sonne.

Dschingis-Chan kehrte erst im Sommer mit dem großen Heer aus der Oase am Dolon-nur zurück. Sein bester Heerführer hingegen, Muchuli, war mit 25.000 Mongolen und 20.000 Liao-Anhängern im Reiche Chin geblieben, da der Kaiser von Yenping sein Wort gebrochen und den König von Liao überfallen hatte. Daraufhin hatte Muchuli den Chan bedrängt, abermals Yenping angreifen zu dürfen.

„Befreie erst den Liao-König! Er ist unser Freund und hat mein Versprechen“, hatte der Chan befohlen. „Wenn dir das gelingt, wird Yenping so geschwächt sein, daß du es erobern kannst!“

Während Dschingis die Oase am Dolon-nur nicht verließ und so tat, als interessiere ihn die Hauptstadt nicht mehr, stieß Muchuli den Chinesen unerwartet in den Rücken, schlug sie und stürmte Yenping. Zum Dank für diesen Sieg ernannte Dschingis-Chan seinen Heerführer zum Statthalter des gesamten großen Reiches Chin.

Aber jetzt kehrte der Cha-Chan endlich zurück. Das war im Sommer, und es war sehr heiß und schön am blauen Kerulon. Als die Vortrupps und Boten die Heimkehr des Siegers ankündigten, stieg ein unbändiger Jubel aus dem Ordu und flatterte mit den Lerchen über Wald, Fluß und Weide zum

Himmel. Frauen und Mädchen schmückten ihr Haar mit bunten Sommerblumen und stellten große Bottiche mit schäumendem Kumys längs der Lagerstraße, die zum Platz vor der Palastjurte führte.

Dann kam der Chan, der große Dschingis-Chan, der Herrscher aller in Filzjurten lebenden Völker. Er ritt an der Spitze auf einem Schimmelhengst, flankiert von seinen Söhnen, gefolgt von den Heerführern. Edelsteine blitzten auf den prächtigen Gewändern, und der Chan lächelte, winkte, nickte, lachte sogar, und dann pflückte er plötzlich die Edelsteine, die so in der Sonne geblitzt hatten, wie Sterne von seinem himmelblauen Gewand und warf sie der Menge zu. Unbeschreiblicher Jubel brach aus.

„Unser Chan!“

„Unser mächtiger Chan!“

„Unser starker Chan!“

„Unser gerechter Chan!“

„Unser Cha-Chan!“

„Unser Dschingis-Chan!“

„Unser Dschingis-Cha-Chan!“

Und immer, wenn diese höchste Steigerung erreicht war, schrie die Menge ihren langgezogenen Triumphschrei in den Sommertag. Danach begann alles wieder von vorn.

„Unser Chan!“

Rubine, groß wie Yakaugen, fielen wie Blutstropfen vom Pferd.

„Unser mächtiger Chan!“

Die Heerführer und die Söhne des Chans verschenkten Dolche mit vergoldeten Klingen. Sie stammten aus der Residenz des Himmelssohnes von Yenping.

„Unser starker Chan!“

So zog Dschingis in das Ordu ein, von der Sonne beschienen, lachend und winkend, freundlich und schenkend.

„Unser gerechter Chan!“

Auf fünfhundert weißen Kamelen folgten ihm seine fünfhundert Frauen, unter ihnen die Prinzessin des einstigen SOHNS DES HIMMELS von Yenping. Sie wurden begleitet von zweitausend Dienerinnen.

„Unser Cha-Chan!“

Hinter den Frauen und Dienerinnen ritten die Beamten des Hofes, die Schreiber, die Verwalter, die Diener, die Köche, die Jäger. Und dieser ganze Zug war an den Seiten eingefaßt und geschützt von zehntausend Leibwächtern.

„Unser Dschingis-Chan!“

Jetzt kamen die langen Karawanen mit der Beute, Karren voll Gold und Silber, Elfenbein und Seide, Gerätschaften aus der kaiserlichen Residenz und den Klöstern, Kisten voller Edelsteine und Perlen. Waren es tausend Karren, waren es zehntausend? Der Zug schien kein Ende zu nehmen.

„Unser Dschingis-Cha-Chan!“

Es dunkelte.

Noch immer schrie die Menge.

Endlich kam das Heer. Die Tausendschaftsführer ritten voran. Der Mond ging auf. Donnernd schob sich Woge für Woge über die Hügel und rollte hinunter in die Ebene des Kerulon-Beckens. Das dauerte bis zum anderen Morgen. Gefangene kamen nicht. Wegen einer schrecklichen Krankheit, die unter ihnen gewütet hatte, hatte der Chan über fünfunddreißigtausend Chinesen und dreitausendfünfhundert Mongolen in der Wüste Gobi töten lassen, damit nicht das gesamte Heer ausgerottet würde.

Als die Sonne wieder aus dem Wald stieg, waren alle da, die dem Befehl gemäß da zu sein hatten.

Noch am gleichen Morgen begab sich Dschingis-Chan auf den weiten Platz vor dem Palastzelt und sagte: „Wir sind ausgezogen, einen Feind zu zerschmettern. Wir haben den Feind zerschmettert und sind heimgekehrt. Wir sind stärker geworden, reicher und größer. Ich habe euch zum Sieg geführt,

weil ihr mir gehorcht habt. Ihr habt geblutet, aber ihr seid tapfer geblieben. Die nicht mehr unter uns sind, weil sie vor und hinter der Großen Mauer des Reiches Chin fielen, sind in den unendlich blauen Himmel geritten, zu den Göttern, die uns den Mut gaben, zu den Göttern, die uns die Kraft gaben, zu den Göttern, die uns den Rat gaben, zu den Göttern, denen wir nun danken!“ Der Chan verneigte sich, band den Gürtel ab und legte seine seidene Kappe in den Staub. Dann kniete er nieder, und alle knieten nieder, die auf dem Platz gestanden hatten.

„Oh, ihr Götter!“ betete der Oberschamane und streckte die Hände in den Himmel. „Wir danken euch!“

Und die Menge sagte: „Ja, wir danken euch!“

„Wir wollen Opfer bringen!“ betete der Oberschamane.

„Ja, wir wollen Opfer bringen!“ antwortete die Menge.

„Reinige unsere Kriegsbeute von den Flecken des Feindes!“ schrie der Oberschamane. Im gleichen Augenblick schoß ein riesiger Feuerschwanz aus einem Holzstoß, und die Menge schritt nun an den lodernden Flammen vorüber, um sich und alles, was auf dem Platze war, zu reinigen.

Als der Chan seinen Schimmel bestieg, zerteilte sich das Volk. Über dem Platz schwebte noch eine Zeitlang eine Wolke gelben Staubes. Die Beamten des Hofes erhielten jetzt den Befehl, die vom Feuer gereinigte Beute an die siegreichen Krieger, an die geschwächten Verletzten und an die Witwen der Getöteten zu verteilen. So viele Feldzüge der Chan bisher geführt hatte, keiner hatte so lange gedauert und war so groß gewesen wie der gegen Chin, aber keiner hatte auch so viel Beute eingebracht. Und der Chan hatte vorher Beute versprochen, und er hatte nicht zuviel versprochen, denn was nun an das Volk verteilt wurde, übertraf alle Träume und Wünsche.

Die Ärmsten wurden über Nacht reich, weil in Chin die Reichen über Nacht arm geworden waren. Viele mongolische Frauen und Mädchen trugen nun Korallenschnüre um Hals und Kopf, Perlen blitzten wie Tautropfen im Haar, in den Töpfen

rührte man nicht mehr mit Knochenstäbchen, sondern mit Stäbchen aus Elfenbein, und die Griffe der Dolche waren aus Elfenbein und die Gürtelschnallen und die Kästen für den Schmuck. Man trank seine Milch und seinen Kumys nicht mehr aus geschnitzten Birkenholzschalen, sondern aus Porzellanschälchen mit hauchdünnen Wänden und gemalten Drachen darauf. Vergoldete Masken lagen in vielen Jurten wie abgehackte Köpfe umher, lachten oder drohten mit ihren grotesken Antlitzen. Viele Mongolen liefen jetzt in Seide durchs Ordu, Männer, Frauen wie Kinder, sie liefen in Seide zum Fluß, um Wasser zu holen, sie gingen in Seide auf Jagd und bewachten in Seide die Herden, aber es gab wohl kaum einen im Lager, der imstande gewesen wäre zu erzählen, wie im Reich Chin die Seide hergestellt wurde.

In diesem plötzlich aufgegangenen Glanz, der wie unzählige Sonnen im Ordu leuchtete, fielen jene auf, die nicht am Feldzug gegen das Reich Chin hatten teilnehmen können. Manch Greis verdammte sein hohes Alter, das ihn daran gehindert hatte, in den Krieg zu ziehen, viele Frauen und Mädchen blickten neidvoll auf den Reichtum der anderen, und was noch schlimmer war: Sie mußten jetzt oft bei jenen in die Dienste treten, die am Tage zuvor nicht mehr besessen hatten als sie selbst. Da standen sie dann wie einst die Sklaven vorn an der Tür und warteten, bis sie benötigt wurden.

Dschingis-Chan aber hatte andere Sorgen. Er wollte wissen, wie alt er werden würde und wie man regieren müsse, um das große Reich der Mongolen für tausend oder zehntausend Jahre zu erhalten. Der Sieg war erfochten, aber was war für die Zukunft zu tun?

Er saß in seiner Jurte mit seinen Heerführern, Söhnen und Edlen, und sie feierten den Sieg. Unter ihnen saß auch ein großer Weiser aus dem Reiche Chin. Der Chan hatte ihn zu sich befohlen, und der Weise war gekommen, unwillig und schweigend. Sie hatten ihm Kumys angeboten, und er hatte

abgelehnt, ihn zu trinken. Sie hatten ihm rohes Fleisch in einer Schüssel gereicht, und er hatte es nicht gegessen, sondern gesagt: „Ich bin keiner, der die Gewohnheiten eines Tieres hat. Ich bin ein Mensch! Aber was wißt ihr schon, die ihr so weit davon entfernt seid, Mensch zu sein!“

Der Chan hatte nur gelächelt über diese Beleidigung, denn er glaubte, von dem alten Weisen doch noch etwas zu erfahren, was ihm nutzen konnte. Da der chinesische Gelehrte es auch ablehnte, gekochtes Fleisch zu essen, schickte der Chan ein paar Diener hinaus in die Steppe, damit sie die besten Kräuter sammelten und aus ihnen Salate für den sonderbaren Weisen zubereiteten.

„Du wirst verhungern!“ tadelte der Chan.

„Wird die Schande denn auf mich fallen, an deinem Hof verhungert zu sein?“ sagte der Alte bissig.

Auch das überhörte Dschingis-Chan und fragten „Hast du die Medizin für das ewige Leben, Weiser?“

„Es gibt wohl Mittel, um das Leben zu verlängern, aber es gibt keine Medizin für Unsterblichkeit!“ antwortete der Alte und sah den Herrscher furchtlos an.

Einer der Edlen sprang auf, wütend und erregt blickte er zum Cha-Chan.

„Setzt Euch, setzt Euch“, sagte Dschingis leise. „Könnt Ihr Euch nicht wenigstens einmal bezwingen, wenn Ihr einen vor Euch habt, der tausendmal klüger ist als Ihr?“ Der Edle ließ sich beschämt wieder auf seinen Kissensitz nieder.

„Ich achte dich“, sagte der Chan zu dem Gelehrten, „also werde ich es keinem gestatten, dich zu beleidigen oder dich gar zu bedrohen.“

Der Weise tat, als habe er diese Worte nicht gehört. Er saß einfach so da und schien zu überlegen, und dann sagte er kopfschüttelnd: „Der Lärm deiner Krieger stört die Ruhe meines Denkens!“

Dschingis-Chan gab den Wächtern sofort ein Zeichen,

worauf sie hinausrannten und den Vorplatz räumten.

Als Stille eingetreten war, verneigte sich der Chan und sagte: „Du kannst essen. Meine Leute haben dir ausgesuchte Kräuter zubereitet. Wenn sie dir nicht schmecken, sage es mir. Überhaupt: Kann ich dir einen Wunsch erfüllen?“

Der Weise sah kurz auf und lächelte, sagte aber nichts, sondern aß die frischen Kräuter aus den verschiedenen Schälchen, die man in einer Reihe auf ein goldenes Tischchen gestellt hatte.

„Willst du Wein?“ fragte der Chan. Der Gelehrte aß gemächlich und antwortete nicht.

Des Chans Gefolge hockte steif in der Runde. Seit der Herrscher den einen Edlen, der wütend aufgesprungen war, getadelt hatte, rührte sich keiner mehr.

Von den Frauen war lediglich die Hauptgemahlin des Herrschers, Borte, anwesend.

„Sag mir, Weiser“, begann erneut der Chan, „was muß ich tun, um mein Mongolenreich für immer zu erhalten und es so fest zu fügen, daß es keine Macht zwischen Himmel und Erde je vernichten kann?“

„Für immer, sagst du?“ Der große Gelehrte blickte zum hohen Dachkranz der Palastjurte auf. Die Sonne schien auf die mit Gold belegten Balken. „Für immer?“ wiederholte er. „Ein Wirbelsturm dauert keinen Morgen lang, ein Platzregen dauert keinen Tag – und wer bewirkt diese? – Himmel und Erde. Was nun selbst Himmel und Erde nicht dauernd vermögen, wieviel weniger kann das der Mensch. Ein großes Reich regieren ist wie kleine Fische braten: Man darf sie nicht abschuppen, nicht schütteln, nicht verbrennen und muß mit jedem zart und gleichmäßig umgehen. Nur wer allen gerecht wird, der ist ein rechter Herrscher.“

„Allen, sagst du?“

„Ja, allen! Denn was gut gepflanzt ist, wird nicht ausgerissen, was gut festgehalten wird, entgeht uns nicht. Man soll wirken,

wie das Tao<sup>7</sup> – der ewige, wahre Sinn – wirkt: durch das Nichttun.“

„Das versteh ich nicht!“ sagte der Chan. „Erkläre uns die Lehre des Tao!“

„Ich will es tun, Dschingis-Chan: Die Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sind mannigfaltig und verwirrend, aber im Keime sind sie einfach und kaum erkennbar; doch wer sie im Keime zu erfassen versteht, der hat das Tao, den rechten Sinn. Der Raum zwischen Himmel und Erde ist leer wie ein Blasebalg, bewegt man aber den Balg, so kommt immer mehr heraus. Es ist wie bei einer Flöte: Die Erde ist das Instrument, der Himmel der Hauch, und das Tao ist der Bläser, der in ununterbrochener Folge eine unendliche Mannigfaltigkeit der Melodien erzeugt. Wie diese Melodien aus dem Nichts entstehen, so kommt alles Sein aus dem Nichtsein und kehrt wieder ins Nichtsein zurück. Aber wenn es auch zurückgekehrt ist, so ist es doch nicht verschwunden. Wenn die Melodien auch verklungen sind, so kann man sie doch hören. Das ist das Wirken des Tao: *erzeugen* und *nicht besitzen*, *wirken* und *nicht behalten*, *fordern* und *nicht beherrschen*.“

Nach dieser langen Rede richtete sich der Chan auf und dankte dem Weisen, indem er vor allen sagte: „Was er spricht, hat ihm der Himmel eingegeben. Ich habe seine Worte tief in meinem Herzen verwahrt. Tut es auch, meine Söhne, meine Heerführer, meine Edlen – aber“, der Chan sprach jetzt leiser, „man soll diese Worte nicht weiterverbreiten.“

„Du hast mich vorhin gefragt“, sagte der Gelehrte, „ob ich einen Wunsch habe, und ich habe dir nicht geantwortet, Dschingis-Chan!“

„Du hast einen?“ Der Herrscher war überrascht und freute sich. Der Gelehrte schüttelte den Kopf.

„Vielleicht willst du eine Gnadenerweisung oder eine hohe Würde von mir? Vielleicht möchtest du gar als Ratgeber für

---

<sup>7</sup> Alte chinesische, religiös-mystische Weltanschauung, begründet von Lau-dsi

immer bei mir bleiben? Ist es so?“

„Nein und nein! Ich wollte das sagen: Gnadenerweisungen und hohe Würden sind nichts wert. Gnade wie Ungnade erzeugen nur Angst. Hat man sie erlangt, so ist man in Angst, sie zu verlieren. Hat man sie verloren, so ist man erst recht in Angst, weil man nicht weiß, was noch folgt.“

„Aber du willst doch wirken, Weiser! Ob durch Tun oder Nichttun – wenn du in Ungnade kommst, so kann sich doch deine Lehre nicht verbreiten?“

„Wenn der Edle seine Zeit findet“, antwortete der Alte, „so kommt er vorwärts. Findet er sie nicht, so geht er und lässt das Unkraut sich häufen!“

Dschingis-Chan blickte in die Runde der Heerführer, Edlen und Söhne und lächelte und freute sich. Seine Augen schienen sagen zu wollen: Hört ihr, er weiß alles zu beantworten, alles! „Noch eins, Weiser: Ich bin neulich vorn Pferde gestürzt. Das Entsetzen packte mich, und ich glaubte schon, die Götter hätten mich gerufen. Bin ich so schwach geworden?“

„Ihr seid fast sechzig Jahre alt, Dschingis-Chan“, sagte der Tao-Anhänger.

„Steigt für immer vom Pferd und vertauscht Eure Kriege mit dem Frieden!“

„Es ist schwer, auf etwas zu verzichten, was man das ganze Leben getan hat, Weiser!“

Der Alte blickte ihn zweifelnd an und schob, als müsse er sich beherrschen, eins der Schälchen aus der Reihe. Dann sagte er: „Dem Winter folgt der Frühling, dann kommt der Sommer, der Herbst und dann wieder der Winter. Doch im Leben des Menschen ist es anders: da enthält jeder Tag die Erlebnisse aller vorangegangenen Tage, und wenn die volle Entfaltung vorüber ist, kehrt man zum Ursprung zurück. Die Rückkehr zum Ursprung ist aber Ruhe, und ruhen heißt, seine Bestimmung erfüllt, also der ewigen Ordnung, dem Tao, entsprochen zu haben. Das zu wissen heißt erleuchtet sein, Dschingis-

Chan!“

Damit war das Gespräch beendet, und der Herrscher der Mongolen war zufrieden.

Als am nächsten Tag die Karawane auf dem Vorplatz zusammengestellt wurde, die den Weisen wieder nach Yenping bringen sollte, trat der Chan noch einmal aus der Palastjurte, ging auf den großen Gelehrten zu und sagte: „Du wirst reisen wie ein Kaiser und alles vorfinden an Bequemlichkeiten, die auf diesem Weg nötig sind, damit dir seine Länge kürzer erscheint!“

Es war das erstemal, daß sich der Weise vor dem Mongolen verneigte. Er ging dann zu dem Kamel, das für ihn gewählt worden war, und es war ein kostbares weißes Kamel, das in der Reihe der hundertfünfzig anderen Kamele kniete. Zwischen seinen fetten, derb und kräftig aufragenden Höckern lag ein bunter Teppich mit goldenen Fransen, darüber der Sattel mit silbernen Steigbügeln und auf dem Sattel ein Seidenkissen mit Schwanenflaumfederchen gefüllt.

„Eine letzte Frage an dich, Gelehrter“, sagte der Chan, „morgen beginnt die große Jagd jenseits des Flusses. Sie gehört zum Fest unseres Sieges. Rätst du mir, daran teilzunehmen?“

„Wie kann ich noch etwas sagen, wo ich schon alles gesagt habe?“

„Aber was würden die Leute tuscheln, wenn ich ihr fernbleibe, Gelehrter? Würden sie nicht flüstern: Unser Chan wird alt und gebrechlich? Er kann nicht mehr lange auf dem Pferde sitzen?“

Der Weise schüttelte bedenklich den Kopf: „Was redest du da, Dschingis-Chan? Wenn du nicht zur Jagd gehst und die Leute tuscheln, ‘er kann nicht mehr lange auf dem Pferde sitzen’, was ist damit schon bewiesen? Nichts! Gehst du aber zur Jagd und stürzt vor aller Augen vom Pferd, bedarf es denn dann noch eines Beweises?“

Der Gelehrte gab dem Führer der Karawane das Zeichen. Die

Kamele erhoben sich, und der Chan stand noch da, mit Tuli und Dschutschi, und etwas abseits stand der alte Dschebe. Dschingis sah jetzt hinauf zu den kräftig aufragenden Höckern des prächtigen weißen Kamels, zwischen denen der Weise aus Yenping saß. Der hielt die rechte Hand über seine langhaarigen Brauen und blickte gegen die grelle Sonne in die Steppe. Aber er sah nicht herab, auch nicht, als er die Hand von den Brauen nahm, und nicht, als das Kamel die ersten Schritte ging. Er ritt davon, langsam und schaukelnd, und er sah nicht zum Chan, obgleich Dschingis das noch immer zu erwarten schien. Und später drehte sich der Gelehrte auch nicht um.

„Er ist hochmütig, Vater!“ sagte Tuli.

Dschingis wandte sich erschreckt ab von seinem Sohn, ging zwei Schritte und sagte dann: „Ist es nicht besser, zu sagen, er ist stolz?“

„Nein, er mißachtet dich, Vater!“

Der Chan kam zurück und sagte leise: „O nein, Tuli, er ist klug! Wo er erscheint, wird es hell. Und verneigen wir uns denn nicht immer vor dem Licht? Ob die Sonne uns bescheint, ist der Sonne egal!“ Dschingis blickte in die Steppe. „Ach“, seufzte er, „gern hätte ich ihn bei mir behalten!“

Die Karawane kletterte nun eine Senke hinab, und als sie einige Zeit darauf wieder emporstieg, war sie so klein geworden, daß sie von fern wie ein einziges Kamel wirkte.

„Dschebe!“ rief Dschingis plötzlich erregt.

„Mein Chan?“

„Bereite die Jagd vor“, sagte er hastig und lief wieder ein paar Schritte davon. „In fünf Tagen muß der Kessel so eng zusammengedrängt sein, daß ich in die Gasse reiten kann!“

„Ja, mein Chan!“ Dschebe sprang auf das bereitstehende Pferd und jagte über den Platz davon.

„Du willst also doch zur Jagd, Vater?“

„Ja, Dschutschi, ich will!“

„Gegen den Rat und Willen dieses Weisen, den du so achtest,

Vater?“ bemerkte Tuli.

„Ja, gegen seinen Rat! So recht der Alte hat, aber meinen Willen kennt er nicht. Und war es nicht mein Wille, der oft Schlachten entschied? Weshalb sollte er also nicht auch meinen müden Körper besiegen?“ Dschingis-Chan blickte noch einmal dorthin, wo die Karawane mit dem Weisen verschwunden war. Dann wandte er sich um und ging mit seinen Söhnen zum Palastzelt.

Vier Tage später meldete Dschebe seinem Herrscher, daß der große Ring um das Jagdgebiet geschlossen sei und es keinem Tier mehr gelingen würde, zu entkommen. „Du kannst in der Frühe in die Gasse reiten!“ sagte der Heerführer. „Die Kette besteht, deinem Befehl gehorchend, aus fünf Reihen. Außerhalb dieses Kreises gibt es kein Tier mehr. Jede Höhle und Schlucht ist durchsucht. Kein Bärenlager blieb unentdeckt!“

Der Chan nickte und sagte: „Ja, morgen früh reite ich in die Gasse.“

„Und du wirst so verfahren, wie es das Zeremoniell vorschreibt?“ fragte Dschebe. „Ich frage, damit alles vorbereitet ist!“

„Ich weiß, weshalb du fragst“, antwortete Dschingis leise, „und ich antworte dir: Ich werde so verfahren, wie es das Zeremoniell vorschreibt, also: Ich werde einen Tiger, einen Bären und einen Keiler erlegen!“

„Ja“, sagte Dschebe und war mit einemmal ganz bleich im Gesicht. „Einen Bären, einen Tiger...“

„....Aber nein, Dschebe! Erst einen Tiger, dann einen Bären und zuletzt den Keiler. Ist dir nicht gut, mein Freund?“ Der Heerführer schwieg.

„Oder habt ihr keine Tiger im Nerkeh<sup>8</sup>„, fragte der Chan, obgleich er wußte, daß Dschebe nur deshalb so verwirrt war, weil er die Warnung des Weisen aus Yenping kannte.

„Tiger haben wir genug“, antwortete Dschebe. Es klang fast

---

<sup>8</sup> Jagdkessel

traurig.

„Na also! Hör zu, Dschebe: Es ist doch so: Wenn man zu mir sagt, Chan, du bist krank, werde ich ihnen zeigen, wie gesund ich bin, wenn man zu mir sagt, Chan, du bist schwach, werde ich ihnen zeigen, wie stark ich bin, wenn man zu mir sagt, Chan, du bist alt, werde ich ihnen zeigen, wie jung ich bin! Dschebe! Hätte ich in meinem Leben anders gehandelt, wäre ich heut, was ich bin?“

Dschebe wollte gehen, Dschingis hielt ihn zurück. „Antworte, Freund!“

„Ich vermag noch gut zu reiten, gut zu denken und eine Schlacht gut zu leiten, aber gegen einen Tiger kämpfen, das vermag ich nicht mehr. Das zu erkennen, ist auch weise, mein Chan!“

„Ich werde dir zeigen, wie unrecht du hast!“

Dschebe tat, als habe er diesen Satz nicht gehört, und meinte: „Du erwartest noch eine Gesandtschaft des Schahs?“

„Ja, am Abend!“

„Und wenn sie erst morgen hier eintrifft? Du weißt, mit jedem verlorenen Tag wird es schwerer, das eingekreiste Wild zu halten!“

„Wann sie eintrifft, ist ohne Bedeutung, Dschebe. Ich werde morgen früh in die Gasse reiten.“

„Gut!“ Dschebe ging.

Die Gesandtschaft des Schahs Muhammed, des Herrschers über das große Reich Choresm im Westen, traf tatsächlich am Abend im Lager ein. Sie wurde sehr zuvorkommend empfangen und reichlich bewirtet, zudem hatte sie Geschenke mitgebracht, die den Chan in Staunen versetzten: einen Kettenpanzer, durch den kein Pfeil zu dringen vermochte, einen vergoldeten Helm für Dschingis, einen Schild aus Stahl und mehrere feingeschmiedete Säbel für die Edlen sowie Schmuck für die Frauen und Gefäße aus schillerndem Glas, bunte Seiden und weiche Teppiche.

„Ich kenne bereits die Größe und die Macht des Reiches eures Schahs“, rief Dschingis-Chan aus. „Er ist der Beherrischer des Westens, wie ich der Herr des Ostens bin, und wir sollten in Freundschaft miteinander leben, denn es wäre gut, wenn die Kaufleute frei von einem Land ins andere reisen könnten.“

Der Chan erhob sich von seinem erhöhten Sitz und trank auf das Wohl des Schahs. Dann führte er sie hinaus ins Freie vor das Palastzelt. Hier standen hundert Schimmel, die kostbaren „Weißmäuligen“, wie der Chan sie nannte, und er sagte zu den Gesandten: „Besteigt sie und folgt mir. Ich will euch etwas zeigen!“

Der Himmel über ihnen war klar und voller Sterne, und der Mond kam erst später, als sie das Ordu bereits verlassen hatten und auf einem Hügel mit Birken hielten. Von diesem Hügel hatten sie eine gute Sicht über das weite Tal des Kerulon-Beckens und die bewaldeten Hänge hinauf, bis hinüber zum Burkan-Kaldun.

„Der Wald brennt!“ rief einer der Gesandten erschreckt.

Der Chan lachte. „Eben dieses Ereignisses wegen führte ich euch hierher. Es ist aber kein willkürliches Feuer, sondern der Kreis brennt, in dem das Wild eingefangen ist. Morgen früh werde ich in die Gasse reiten und die große Jagd eröffnen. Wollt ihr meine Gäste sein?“

Die Gesandten stimmten zu und schauten noch immer hinüber zu den Wäldern, wo der brennende Riesenring dem zusammengetriebenen Wild jeden Ausweg versperrte. Manchmal drang der Klageruf einer Hirschkuh oder das wütende Geheul eines Wolfsrudels zum Hügel. Darauf antwortete ein Tiger mit Gebrüll. Und sofort verstummten Hirschkuh und Wolf.

Verwundert saßen die Gesandten aus dem Choresm-Reich auf ihren Pferden. Sie hatten wohl viele Jagden gesehen, aber eine Jagd, bei der schon die Vorbereitungen derart maßlos waren, hatten sie noch nicht erlebt. „Es müssen über zehntau-

send Krieger sein“, wagte einer der Gesandten zu behaupten, „die Ihr aufgeboten habt, um das Wild zusammenzutreiben?“

„Oh, ihr täuscht Euch“, sagte der Chan. „Die Luft ist klar, und Ihr vermögt bei uns weiter zu sehen, als Ihr es für möglich haltet. Weil Ihr aber hier weiter zu sehen vermögt, ist auch der Feuerring und das Wild viel, viel größer, als Ihr glaubt, Gesandter. Wir werden zur Mitte dieser Nacht losreiten und am Morgen den äußersten Ring erreicht haben. So weit ist es! Nein, zehntausend sind es nicht! Es sind achtzigtausend Krieger, Gesandter!“

„Achtzigtausend?“

Diese Zahl sprang nun von Mund zu Mund. Danach war es eine ganze Weile still, so still, als wüßten sie erst jetzt alle die wirkliche Größe des vorgesehenen Jagdgebietes zu würdigen.

Der Ring brannte. Und wo der Ring brannte, war das Mondlicht verloschen. Dort waren die Flächen des Waldes rot und gelb, und manchmal drang eben der Klageruf einer Hirschkuh oder das wütende Geheul eines Wolfsrudels zum Hügel. Das Gebrüll des Tigers war auch noch da, und von fern hätte man glauben können, die Tiere schrien immer dann auf, wenn sie die Feuerwand des Ringes erreicht hatten und zurückweichen mußten, bedrängt von den Flammen und den spitzen Lanzen der Soldaten.

Auf dem Hügel mit den Birken aber schien der Mond. Sein fahles Licht machte die Reiter so weiß wie die Schimmel.

„Reiten wir zurück“, sagte der Chan, „damit wir bis Mitternacht noch ruhen können!“

Dschingis fühlte sich wohl an diesem Abend. Die Luft hatte ihm gutgetan, und als er sich niederlegte, hörte er jenseits des Flusses noch einmal das Brüllen des Tigers. Der Chan lächelte, und dann murmelte er etwas. Der bei ihm sitzende Wächter warf daraufhin noch einen Pelz über den Leib des Herrschers. Dschingis tadelte ihn nicht, obgleich er nichts dergleichen gesagt hatte.

## Ein Tiger, ein Bär, ein Keiler

In der zweiten Nachthälfte hatte es geregnet. Nicht zu heftig und nicht zu lange, aber immerhin so, daß die Pfade ein wenig aufgeweicht waren und die Pferde manchmal ausrutschten, wenn es hügeln ging. Zwei der Gesandten aus Choresm stürzten sogar von ihren Schimmeln und mußten mit gebrochenen Gliedern zurück ins Hauptlager gebracht werden.

Der Chan ließ seinen Gästen erklären, daß der Kerulon ein sehr schöner, doch ebenso launischer Fluß sei, denn während auf der einen Seite des Stromes die Sonne oder der Mond schiene, rase über die andere der Sturm und Regen. Ansonsten sprachen sie alle wenig, vielleicht, weil sie noch müde waren. Und der Wald war wie ausgestorben: kein Vogelruf, kein Wolfsgeheul, kein Tigergebrüll. Später drehte sich der Wind. Er blies jetzt von den Bergen her hinab in die bewaldete Ebene, und es duftete nun nach den vielen Feuern, nach den verbrannten Gräsern und Kräutern und dem Holz. Als das Morgenlicht auf den Pfad fiel, sahen sie endlich den Wald: Tannen, Fichten und Zedern. Es war ein ernster Wald, der sie schweigend umgab und mit seinen dunklen Ästen und Zweigen ansah. Keine Birke wuchs hier und keine Espe. Alles stand stumm und steif, und nur die Wipfel schwankten ein wenig im Winde.

Der Chan hatte recht gehabt: Zum Morgen erreichten sie den Feuerring. Eigentlich war es nur noch ein Ascheband, das sich durch das Dickicht schlängelte. Hier und da ein bißchen Glut und Rauch, denn als das Frühlicht heller als die Flammen gewesen war, hatten die Krieger den Ring verlassen und waren weiter in den Kessel hineingestoßen, um das Wild auf engstem Raum zusammenzudrängen.

Ein paar Wächter standen da und wiesen dem Chan den Weg.

Sie näherten sich nun immer mehr jener Stelle, wo die Krieger einen achtfach gesicherten Todesring um die Tiere gebildet hatten. Die Soldaten trieben mit Reisigschild und Knüppel das Wild vor sich her, und es war ihnen streng verboten, eins der Tiere zu verletzen oder gar zu töten. Die einzigen Lebewesen, die entkamen, waren Vögel, und sie flogen nun in großen Scharen über die Kolonne des Herrschers hinweg.

Auf einem Fels, der am Rande des Pfades aufragte und höher als die alten Bäume war, saß eine Rabenkrähe, und da gerade die Sonne aufging, traf ihr Licht bereits diesen schwarzschillernden Vogel dort oben in der Höhe. Der Wind schoß in sein Gefieder, und stolz sah er über Wald und Pfad hinweg; aber als der Chan einen Pfeil auflegte, stieß die Rabenkrähe einen kurzen Laut aus, und als Dschingis zielte, erhob sich der große Vogel und verschwand krächzend hinter Wipfeln und Felsen.

Einer der choresmischen Gäste meinte erstaunt: „Ein kluger Vogel!“

Doch der Chan nahm den Bogen nicht herab, sondern zielte weiter, obgleich nichts mehr auf der Felsspitze zu sehen war. Das erstaunte die Gäste; schweigend blickten sie nun hinauf, warteten und wunderten sich über den Chan, der noch immer zielte, als vermute er, daß die Rabenkrähe zurückkehren müsse. Aber die kehrte nicht zurück, und der Chan vermutete das auch gar nicht, denn er war ein guter Jäger und wußte, weshalb dieser Vogel geflohen war. Das wußten auch seine Begleiter, nur die Gäste aus Choresm wußten es nicht.

Ein Kuttengeier schwebte mit fauchendem Flügelschlag heran, blieb für einen Moment über der Felsspitze mißtrauisch in der Luft stehen, fiel dann sacht herab und setzte sich.

Dschingis-Chan schoß.

Der Pfeil traf.

Der Kuttengeier riß die Schwingen auseinander, wollte sich erheben, stapfte mit den Fängen auf der Felsspitze.

„Den meinte ich“, sagte der Chan zu seinen Gästen. „Gewiß,

eine Rabenkrähe ist wirklich klug, aber so klug, wie ihr meint, ist sie doch nicht!“

„Ein Prachtschuß!“ sagte der erste Gesandte. „Ein Übungsschuß!“ sagte der Chan.

Der Kuttengeier war inzwischen vornübergekippt, und bevor er auf den Waldboden schlug, war er in die starken Äste einer mächtigen Tanne gestürzt und von Ast zu Ast gefallen. Er war ein großes, schweres Tier, und die Zweige zitterten noch, als er schon tot auf dem nassen Moos lag.

„Ich hörte“, fragte der erste Gesandte, „Ihr wollt heut einen Tiger im Kampf besiegen?“

„Und einen Bären sowie einen Keiler! Das ist Brauch, mein Freund!“

„Und gefährlich!“

„Ihn nicht mehr erlegen zu können, ist gefährlicher, Gesandter. Mein Volk würde traurig darüber sein!“

Der Gesandte und seine Gefährten waren sehr erstaunt über diese Worte Dschingis-Chans, denn sie verstanden nicht, weshalb sich der Herrscher eines großen Reiches der Gefahr aussetzte, getötet zu werden.

„Ein sonderbarer Brauch“, murmelte der Gesandte und schien dabei an seinen Schah zu denken, der zwar auch zur Jagd ging, aber dabei keinesfalls mit Tieren kämpfte, die ihn zu töten vermochten. „Muß denn ein Herrscher Tiger und Bären besiegen, um Herrscher sein zu können?“ fragte der erste Gesandte.

„Ja, das muß er!“ erwiderte der Chan lächelnd. „Wir sagen: Der Herrscher über das Volk muß der Tapferste im Volk sein!“

„Bei uns ist es anders!“ meinte der Gesandte.

„Wie, euer Schah ist nicht der Tapferste?“ fragte Dschingis-Chan belustigt.

„Bei uns fragt niemand danach, ob Muhammed tapfer oder nicht tapfer ist, denn unser Schah ist weise und der Schatten Allahs!“

„Dann ist er der Klügste eures Landes?“

„Ja! – Tapfer sind seine Generale!“

„Und seine Gesandten?“

„Sie sind die Zweitklügsten in unserem Land, hoher Chan“, antwortete der erste Gesandte.

„Sonderbar“, sagte der Chan leise und schwieg. Einerseits wollte er seine Gäste nicht verletzen, andererseits ihnen aber zu verstehen geben, daß auch er nicht nur tapfer, sondern auch klug war. „Es ist üblich“, begann er zögernd und ebenso listig wie freundlich, „unseren Gästen das beste Wild zuzutreiben, damit sie Gelegenheit erhalten, uns ihre Unerschrockenheit“, er vermied absichtlich das Wort Tapferkeit, „und Geschicklichkeit vorführen zu können...“

„....Wie, wir sollen gegen Tiger kämpfen?“ rief der erste Gesandte entsetzt.

„....Gegen Bären?“ der zweite, und der dritte bemerkte erregt: „Wir sind nicht gekommen, um unser Leben einiger Wildschweine wegen aufs Spiel zu setzen!“

„Aber, aber“, rief der Chan und lachte, „sprach ich von Tigern, Bären, Wildschweinen? Diese Ehre ist nur einem Dschingis-Chan zugeschrieben, meine Gesandten! Ich sprach davon, daß unseren Gästen das beste Wild zugetrieben wird; ich hätte auch sagen können: Das edelste Wild, darunter verstehen wir Reh, Gemse und Gazelle.“

„Verzeiht, hoher Chan“, sagte der erste Gesandte, „daß wir so laut und erregt auf Eure Worte antworteten.“

„Ich habe euch nichts zu verzeihen“, erwiderte Dschingis-Chan, „vielmehr muß ich euch um Verzeihung bitten: Denn ich war es, der euch durch die ungeschickte Wahl meiner Worte erschreckte. Also habt ihr aus Angst und Furcht mich angeschrien, weil ihr glaubtet, ich verlangte von euch, gegen Tiger, Bär und Keiler zu kämpfen. Aber das verlangte ich nicht, nicht einmal daran gedacht habe ich, von euch das zu verlangen! Ist nun alles wieder gut?“

Unsicher blickten sie zu ihm hinüber. Einer nickte. Der zweite sagte: „Reden wir nicht mehr davon.“ Der dritte aber meinte: „Fast glaubte ich aus deinen Worten zu hören, wir seien ohne Mut, hoher Chan!“

Dschingis vermied es zu lachen und sagte ernst: „Meine Gäste seid ihr!“ Damit war alles und nichts gesagt. Aber sie wurden abgelenkt, weil sie jetzt den äußersten Ring des Platzes erreicht hatten, den Todesring mit der achtfach gestaffelten Kette.

Hier stand Dschebe und erwartete den Chan.

Sie ritten nun, von der Leibwache gesichert, zum Anfang einer breiten Schneise, der Gasse, wo der Thron des Herrschers sowie ein langes Podest für Gefolge und Gäste aufgebaut war.

Dschingis-Chan setzte sich auf seinen erhöhten Sitz. Der Sitz war mit blauer Seide geschmückt. An ihm war eine Stange mit der Stammfahne festgebunden.

Der Chan lächelte und forderte seine Söhne, die Heerführer, die Edlen und die Gäste aus Choresm auf, auf dem langen Podest Platz zu nehmen. Stehen blieben lediglich die Diener und niederen Beamten des Hofes.

Vor und hinter dem Podest mit dem Thron des Herrschers standen zehn Reihen Leibwächter mit gezogenem Schwert. Sie hatten darauf zu achten, daß kein Raubtier durchbrach.

Der Chan hob seinen rechten Arm.

Der helle Ton einer Trompete erklang.

Der Chan stand auf, schritt die Treppe hinab und durch die Reihen der Wächter bis zu seinem Pferd. Für diese Jagd hatte er den Schwarzen gewählt, ein Tier aus dem Gestüt des einstigen Chinesenkaisers.

Als das Trompetensignal verklungen war, ertönten in dem letzten Kessel die Pauken und Trommeln, Zimbeln und Fanfaren. Unter diesem Lärm trieben die Krieger das Wild immer dichter zusammen. Erschreckt sprangen die ersten Tiere in die Gasse, jene Schneise, an deren Anfang der Chan mit

seinem Pferde stand. Es waren ein paar Pfeifhasen, die über das tiefre Gras hüpfen, später sitzenblieben und die Ohren spitzten. Ihnen folgten Rehe, weißbrüstige Felsschafe, Gazellen und Antilopen, Wildesel und Wildschweine. Die meisten Tiere hetzten über die Schneise hinweg oder liefen sie hinauf und hinunter, wurden von anderen Tieren wieder verscheucht und versuchten erneut, einen Ausweg zu finden.

Abermals erklang die Trompete.

Der Chan sprang aufs Pferd.

Für einen Augenblick war es ganz still.

Irgendwo brach ein Ast.

Langsam ritt der Chan die Schneise hinunter, weg von dem Podest, weg von seinem Thron.

Der Lärm der Zimbeln und Pauken und Trommeln war verstummt. Rehe, Gazellen, Schafe und Antilopen standen wie erstarrt auf der Lichtung. Sie blickten alle zu der einen Seite der Gasse, zu der grünen Wand der Tannen und Zedern.

Ein Eichelhäher schrie und schwirrte im wilden Flug über die Schneise.

Als erste verließen die Pfeifhasen den Platz. Bald trippelten die Fasanen davon, ihnen folgten die Schafe.

Dann brüllte der Tiger auf. Im Nu war die Schneise leer, lediglich die schlanken Gazellen hatten sie bedächtig und eleganten Schrittes Verlassen.

Der Trompeter blies das letzte Signal. Gleich mußte der Tiger die Gasse erreicht haben.

Dschingis-Chan hielt sein Pferd an und schien zu horchen. Er hatte den Bogen bereits herabgenommen und einen Pfeil auf die Sehne gelegt.

Das Pferd tänzelte, wieherte.

Der Chan tätschelte dem Schwarzen den Hals.

Wieder schwirrte ein Häher über die Lichtung und krächzte.

Das Pferd lief ein paar Schritt, und der Chan hatte Mühe, es zurückzuhalten.

Plötzlich stand der Tiger auf der breiten Gasse, etwas weiter als einen Pfeilschuß vom Herrscher entfernt.

Von der Tribüne mit dem Gefolge und den Gästen drangen Warnrufe für den Chan. Alle schienen erschrocken zu sein, daß der Tiger dort aufgetaucht war, wo ihn keiner erwartet hatte.

Aber auch das Raubtier wunderte sich, denn es blieb an seinem Platz stehen und blickte zum Chan und seinem Pferd. Vielleicht wunderte sich der Tiger über die ungewöhnliche Ruhe, die ihn mit einemmal umgab. Und dann: Er war müde und satt; Tag wie Nacht war er im Jagdkessel umhergeirrt, getrieben von den Kriegern mit ihren Reisigschilden und Knüppeln. Er hatte auf diesem engen Raum genügend Gelegenheit gehabt, das Wild zu reißen, was erschöpft zusammengebrochen war. Nein, er war jetzt satt und müde, und da warf er sich unter dem Gelächter der Gäste ins tiefen Gras. Seinen mächtigen Schädel hatte er dabei auf die Vorderpfoten gelegt, denn den Chan ließ er trotzdem nicht aus den Augen. Mißtrauisch blickte er durch die langen Gräser der Schneise, mehr müde als wachsam.

Dschingis machte eine ärgerliche Kopfbewegung. Dem Schwarzen hieb er die mit Silbersternen beschlagene Peitsche quer über das Maul, und dann sagte der Chan etwas, und es war wohl ein Fluch gewesen, denn auf der Tribüne erstarb plötzlich jegliches Lachen. Nur sein Sohn Tuli wagte seinem Bruder Dschutschi zuzuflüstern: „Er ist wütend und fürchtet, sich vor seinen Gästen lächerlich zu machen.“

„Haben sie denn keinen anderen Tiger für ihn? Dieser ist ja schon tot, bevor er ihn getötet hat!“ sagte Dschutschi leise.

„Er muß ihn reizen! Ein Pfeil auf die Nasenwurzel, und er ist nicht mehr zu halten!“

Dschingis hieb dem Schwarzen noch immer die Peitsche über das Maul. Statt zu gehen, sprang das Pferd störrisch hoch und schrie vor Schmerz.

Inzwischen hatte sich der Tiger aus dem Grase erhoben und

schaute neugierig zu dem Mann, der sein Pferd schlug. Aber weder Pferd noch Tiger hatten Lust, auch nur einen Schritt zu gehen.

„Bringt mir den Schimmelhengst“, brüllte der Chan und wendete seinen Schwarzen. Und kaum daß das Pferd drei Schritt in Richtung Tribüne gegangen war, schrie Tuli: „Der Tiger, Vater! Der Tiger!“ Und alle schrien jetzt: „Der Tiger! Der Tiger! Er geht Euch an, der Tiger!“

Tatsächlich: Das Raubtier kam die Schneise herauf, gemächlich und lautlos schlich es geduckt durch die hohen Gräser. Manchmal sah man nur die langen Halme, wie sie sich zu einer Gasse öffneten und danach wieder schlossen.

Als der Chan den Schwarzen zum Stehen gebracht und gleichzeitig gewendet hatte, verhielt auch der Tiger und blickte lauernd durch das Gras. Der Abstand zwischen Dschingis und Raubtier war geringer als zuvor, und so legte der Herrscher den Bogen an und schoß.

Der Tiger sprang hoch, überschlug sich, wand sich brüllend im Gras und stand plötzlich wieder auf den Beinen.

„Siehst du, die Nasenwurzel“, sagte Tuli.

Das Tier lief jetzt schnell auf den Chan zu. Der Pfeil war abgebrochen oder abgeprallt. In den Augen stand Blut, und über das Maul lief auch Blut. Der zweite und dritte Pfeil fuhr in Hals und Rücken, aber das schien dem Tiger nichts auszumachen, denn er tatzte näher und näher, und der Schwarze wich plötzlich ängstlich zurück. Noch zwei Pfeile schoß der Chan ab, dann war die Bestie so nahe, daß er den Bogen fortwarf und das Schwert zog. Der Tiger brüllte. Ruckartig blieb er stehen. An seinem Leib wippten Pfeile, aber er wankte noch nicht, sondern warf sich plötzlich zu Boden, biß wütend um sich, rollte durchs Gras. Die Pfeile splitterten. Und dann stand er abermals auf den Beinen.

„Schwarzer! Geh! Hörst du, geh, geh, Schwarzer!“ schrie Dschingis und mühte sich, das Pferd so zu lenken, daß er den

Tiger auf der Schwertseite erwarten konnte. Aber der Schwarze ging nicht. Störrisch stand er im Gras und senkte den Kopf.

Da wich plötzlich der Tiger ein paar Schritte zurück. „Setz ihm nach!“ schrien einige von der Tribüne. „Er will ins Unterholz.“

„Schwarzer!“ Der Chan schlug dem Pferd abermals die Peitsche quer über die Nüstern. Das Blut spritzte, und der Chan hieb erbarmungslos zu, aber der Schwarze rührte sich nicht, und es sah jetzt aus, als fürchte der Tiger diese schreckliche Peitsche mehr als alles andere, was ihn bedrohte. Er tatztte abermals einige Schritte nach hinten, und es sah fast feige aus, wie sich die Bestie duckte und lautlos rückwärts schlich.

Da ging endlich der Schwarze nach vorn: Einen Schritt und noch einen und einen dritten. Dann blieb er stehen. Der Tiger stand auch, jedoch nur auf drei Beinen, denn die rechte Vorderpfote hatte er etwas angehoben, als warte er, was geschehen würde.

Nichts geschah.

Das Pferd stand.

Der Tiger stand.

Der Chan stieß erneut einen Fluch aus und trat mit den Füßen in den Leib des Pferdes. „Schwarzer, du wirst mir diese Schande mit dem Leben bezahlen“, schimpfte der Chan, „mit dem Leben!“

Die Bestie drückte sich jetzt fest ins Gras, öffnete fauchend ihren Rachen, und da es noch früher Morgen und kühl war, rauchte der Atem wie Nebel aus dem Maul des Tieres. Für einen Moment schauten sich Reiter und Raubtier in die Augen, und der Chan sah das dunkle Blut, das die Augen fast blind gemacht hatte. Schwer tropfte es aus den Lidern und rollte über das schweißnasse Fell.

Der Tiger sprang.

Der Schwarze stieg hoch, und nur Dschingis-Chan gelang, was den meisten in diesem Augenblick mißlungen wäre: Er

blieb im Sattel und stieß sein großes Schwert an der Mähne des ungehorsamen Pferdes vorbei in den Rachen des Tigers.

Von der Tribüne erschallten Hochrufe auf den Herrscher, Freudenschreie, Schreie des Lobes und der Bewunderung.

Der Tiger fiel herab, klatschte wie ein glitschiger Riesenfisch ins nasse Gras, zuckte, hob noch einmal seinen massigen Schädel, wälzte sich, krümmte sich. Dschingis glitt vom Pferd und tötete jetzt das Raubtier ohne Mühe. Danach hob er das Schwert gen Himmel und winkte zur Tribüne, wo sie ihm huldigten und ihn lobten. Auch die Gäste aus dem Choresm-Reich waren aufgestanden. Er sah es ganz deutlich, wie sie ihn mit ihren bunten Mützen grüßten.

Hinter ihm stand der Schwarze. Er stand nun lockerer da, scharrete sogar mit den Hufen und streckte den Hals, wieherte, als sei er froh, daß nun alles vorbei war. Und es war nun wirklich alles vorbei, denn der Chan rief einige Krieger und gab ihnen einen Befehl, worauf sie den Schwarzen blitzschnell bei den Beinen packten und umwarfen. Nachdem sie ihn getötet hatten, zogen sie ihn von der Schneise hinein in den Wald.

Dschingis-Chan war noch ganz außer Atem und betrachtete den toten Tiger im Gras. Er liebte Tiger. Ihre Gefährlichkeit stärkte seinen Willen im Kampf, und es hatte ihm immer Spaß gemacht, ihnen Aug in Auge gegenüberzustehen. Er betrachtete das prächtige Fell. Zu den gelbschwarzen Streifen um den Leib des Tieres waren jetzt noch die roten des Blutes gekommen, das aus den Pfeilwunden gelaufen war. Er sah, wie die Krieger die eisernen Pfeilspitzen aus dem Fleisch rissen, und er hörte, wie sie dabei lachten, wenn die Spitzen recht tief im Körper des Tigers steckten, denn dann waren sie zufrieden mit ihrem Schmied.

Inzwischen waren Tuli und Dschutschi die Schneise heruntergeritten und brachten ihrem Vater den Schimmelhengst. Eine Weile darauf kam auch Dschebe. Während Dschutschi

und Tuli ihren Vater umarmten und lobten, sagte Dschebe halblaut: „Daß du das noch fertiggebracht hast, mein Chan!“

Dschingis lächelte. „Sagtest du nicht gestern zu mir, daß du es nicht mehr fertigbringen würdest, mein Freund?“

„Ja.“

„Du siehst: Solange man eine Sache tut, tut man sie. Tut man sie nicht mehr, wird man sie dann je wieder tun können?“

Der Chan nahm den Schimmelhengst beim Zügel und führte ihn die Schneise hinauf. Es tat ihm gut, durch das nasse Gras zu stampfen und nicht zu reiten. Er hatte ein rotes Gesicht, und er war fröhlich. „Ich will bis zu meinem Tode so leben, wie ich immer gelebt habe“, sagte er lachend.

„Der alte Wolf geht langsamer als der junge“, meinte der Heerführer Dschebe und sah zum Chan hinüber.

„Dafür ist er schlauer! Oder frißt er vielleicht Gras und Blätter, wenn er älter ist? Nein, nein, seine Beute sind Fleisch und Blut, in der Jugend wie im Alter!“

Sie hatten nun den Platz mit dem Podest erreicht, und später trugen die Krieger auch den toten Tiger zur Tribüne und legten ihn wieder ins Gras, so daß ihn alle sehen und bestaunen konnten. Besonders die Gäste aus Choresm schüttelten verwundert die Köpfe, denn einen Herrscher, der Tiger besiegt, hatten sie noch nicht kennengelernt.

Dschingis-Chan trank kalten Kumys, danach speiste er fettes Hammelfleisch und machte fortwährend Späße, so daß seine Söhne, die Heerführer, Edlen und Gäste oft lachten, laut lachten, ja sich sogar vor Lust auf die Schenkel schlügen und die Tränen aus den Augewinkeln wischten. Einen so spaßigen Chan hatten sie seit langem nicht erlebt.

Und tatsächlich: Dschingis merkte man nicht an, daß er soeben gegen einen mächtigen Tiger gekämpft hatte, wenngleich die Freude nur deshalb aus ihm sprudelte, weil er gesiegt und damit seine eigenen und fremden Zweifel überwunden hatte. Aber erschöpft war er nicht. Er saß da und freute sich,

und sie feierten ihn, und als er einige Zeit darauf auch den zugetriebenen Bären erlegte, war er wieder ganz der alte Dschingis-Chan. Nur Dschebe unterbrach die Freude, als er sagte: „Du blutest!“

„Wo?“ fragte der Chan, und es klang ironisch. „Wo blute ich, mein Freund?“

„Am Arm!“

Alle blickten auf die Arme.

„Ich spüre nichts“, sagte der Chan, und dann wandte er sich an alle und meinte: „Ihr müßt nämlich wissen, Dschebe ist einer meiner treuesten und besten Heerführer, nur hat er einen Fehler: Er sieht mich dauernd gegen Tiger und Bären unterliegen, vom Pferde stürzen und – bluten!“

„Du blutest wirklich, hoher Chan“, sagte der erste Gesandte aus Choresm und starre auf den rechten Oberarm des Mongolenherrschers.

„Es stimmt, du blutest, Vater“, sagte jetzt auch Tuli.

Dschebe schwieg.

„Bären haben Krallen“, sagte der Chan und faßte nach dem Oberarm, wo das Blut durch die blaue Ärmelseide gedrunnen war. „Ja, hier hat er mich gekratzt. Er wollte mich packen, als ich mit meinem Schimmelhengst an ihm vorbeiflog.“

„Du verfehltest ihn mit dem Schwert“, sagte Dschutschi.

„Ja, jedoch nur beim erstenmal. Als ich zurückkam, traf ich ihn mit voller Wucht. Aber es stimmt: Das erstemal verfehlte ich ihn, und da wollte er mich packen. Deshalb der Kratzer. ‘Du blutest’, sagt Dschebe. Habt ihr gesehen, wie dem Tiger das Blut aus dem Rachen schoß?“

Tuli gab keine Ruhe und schob den Seidenärmel hoch. Widerwillig ließ es sich der Chan gefallen, aber als sie ihn aufforderten sich die Wunde anzusehen, da lehnte er ab und meinte, eigene Verletzungen betrachte man nicht, und ansonsten blieb er dabei, das sei nur ein Kratzer und sie sollten – ihm irgendein Tuch darauf binden, damit das Blut in den Adern

bleibe.

Sie taten, wie er ihnen befahl, und obgleich er wieder versuchte, spaßig zu sein, kam keine Freude mehr auf, denn der dunkelrote Blutfleck auf dem blauen Seidenärmel hielt sie zurück. Zudem sagte plötzlich der erste Gesandte: „Das ist die Strafe! Ich hatte es erwartet!“

„Strafe?“ wunderte sich Dschingis.

Ohne auf Dschingis-Chan zu achten, wandte sich der erste Gesandte an die anderen choresmischen Leute und fragte, ob sie nicht auch daran gedacht hätten, daß das Töten des Schwarzen böse Folgen haben könnte.

„Ja, ich dachte daran“, antwortete der zweite Gesandte, und der dritte sagte: „Ich fürchtete sogar Schlimmeres, nämlich in dem Augenblick, als der hohe Chan mit seinem Schimmelhengst am Bären vorbeiflog.“

„Da geschah es ja auch!“ Der erste Gesandte straffte seinen Körper und blickte einmal zum Chan und das andere Mal zu dem dritten Gesandten.

„Wovon sprechst ihr, meine Gäste? Und vielleicht wollt ihr mir sagen, wofür ich bestraft worden bin?“ Dschingis blickte mißtrauisch in die Runde.

Der erste Gesandte sagte: „Nach dem Kampf mit dem Tiger hast du dein Pferd töten lassen.“

„Es war ungehorsam.“

„Ein Pferd, das man geritten hat, tötet man nicht!“

„Aber es war ungehorsam, hört ihr nicht?“

„Ungehorsam? Nur weil es sich vor dem Tiger fürchtete? Ist denn ein Pferd dazu da, gegen Tiger zu kämpfen? Trug es Euch nicht?“

„Doch, vom Reiche Chin bis zum Kerulon!“

„Und da tötet Ihr es?“ Der Gesandte sah zu seinen Leuten und machte ein ernstes Gesicht.

„Hätte ich durch seinen Ungehorsam nicht zu Tode kommen können? Was dann?“ fragte der Chan.

„Habt Ihr es für den Kampf gewählt oder das Pferd Euch? Wollt Ihr Euern Irrtum, das falsche Pferd gewählt zu haben, an ihm rächen?“

„Ich verstehe euch nicht“, sagte der Chan gleichmütig. „Bisher ließ ich jedes Pferd, das mir nicht gehorchte, töten.“ Dschingis verlangte Kumys, und er tat so, als interessiere ihn dieses Gespräch nicht mehr.

Aber der erste Gesandte aus Choresm sagte: „Vielleicht kann ich dir unsere Bedenken mit einem Märchen besser erklären, als es meine Worte vermögen.“

„Mit einem Märchen? Ich höre gern Märchen! Erzählt!“ sagte der Chan.

„Es heißt: ‘Der Jäger und sein Pferd’.“

„Es gibt viele Märchen, die so heißen“, meinte der Chan. „Spielt es in deinem Land Choresm?“

„Ja, hoher Chan.“

„Dann werde ich es nicht kennen. Fangt an, lieber Gast, fangt an.“ Dschingis verschränkte die Arme, und nur Dschebe entging es nicht, wie der Chan die linke Hand auf den rechten Oberarm drückte, genau auf jene Stelle, wo das Blut durch die blaue Seide gedrungen war.

„Es war“, begann der Gesandte, „in grauer Vorzeit, als ein Vater mit seinem Sohn zur Jagd ritt. Der Jäger war mutig und kühn, und alle liebten ihn, aber alle wußten auch, daß der Jäger jähzornig sein konnte, und das tadelten sie an ihm. Eines Tages nun erreichten sie bei ihrem Ritt einen Platz, wo ein Tümpel mit Wasser aus dem Gras leuchtete. Und da es sehr heiß war, hatten Vater wie Sohn großen Durst. Als erster kniete sich der Vater auf die Erde und wollte aus dem kleinen Tümpel trinken. Plötzlich stieß ihn sein Pferd zur Seite, so daß der Jäger ins Gras fiel, zwar nicht verletzt, aber beleidigt war, daß sein Pferd so mit ihm verfuhr. Aber dann geschah noch etwas, was beide viel mehr erstaunte und entsetzte: Das Pferd soff den Tümpel leer. Und es sah gierig aus, denn es soff hastig. ‘Du ungehor-

sames Tier', schimpfte der Jäger und hieb ihm die Peitsche über das Maul.“

Dschingis-Chan unterbrach den Gesandten und fragte, ob das der einzige Tümpel mit Wasser in der Nähe gewesen wäre.

„Der einzige“, sagte der Gesandte.

„Dann tat der Jäger recht“, meinte der Chan. „Sollte er verdursten und sterben, damit das Pferd am Leben blieb?“

„Hört doch erst das Märchen zu Ende“, sagte der Gesandte ärgerlich. „Als er das Pferd geschlagen hatte, und sie beschlossen weiterzureiten, blickten sie noch einmal in den Tümpel, und siehe: Er war wieder voll Wasser gelaufen. ‘Dein Glück’, meinte der Jäger zu dem Pferd und befahl seinem Sohn, daß er als erster trinke, während der Vater das Pferd festhalten wollte, denn das Pferd drängte schon von neuem nach dem Wasserloch. Und was geschah? Der Sohn hatte sich noch nicht einmal gebückt, als das Pferd den Jäger mit seinem Sohn abermals energisch beiseite stieß und das Wasser schnell aussoff...“

„.... Seht Ihr es! Und da sollte man dieses ungehorsame Pferd nicht töten?“ Dschingis fuchtelte mit den Armen erregt umher, faßte sich aber, verschränkte die Arme erneut und wieder so, daß die linke Hand jene Stelle verdeckte, wo die Wunde war. „O ja, ich hätte es sofort getötet.“

„Er tötete es auch“, sagte der Gesandte, „er tötete es mit dem Schwert, und als das geschehen war, sahen sie, wie der Tümpel abermals voll Wasser gelaufen war. Der Vater sagte nun zu seinem Sohn: ‘So, nun trink, keiner wird dich stören!’“

„Und das andere Pferd? Ich meine, das Pferd des Sohnes? Was tat das?“ fragte der Chan.

„Das stand nur so da und tat nichts!“ antwortete der Gesandte gelassen.

„Ein gehorsames Pferd also“, bemerkte der Chan.

„Gehorsam? O nein, hoher Herrscher, es rächte seinen Gefährten und strafte den Vater, indem es den Sohn trinken ließ.“

„Strafe?“ sagte der Chan ungeduldig. „Schon wieder straft Ihr? Ich verstehe nichts!“

„Das Märchen geht noch weiter, hoher Chan.“

„Und wie? Macht schnell!“

„Der Sohn trank, fiel um und war tot.“

„Tot?“

„Ja, richtig tot. Er lag auf den Steinen und in der Sonne und war tot, der Sohn.“

„Erzählt schon weiter!“

„Als der Vater den toten Sohn aufrichtete, fand er das Geheimnis: Zwischen den heißen Steinen, die den Tümpel umgaben, lag eine große schwarzweiß gefleckte Schlange. Sie hatte fortwährend ihren Giftgeifer in das Wasser geträufelt. Der jähzornige Vater erkannte erst jetzt, daß sein Pferd ihn wie seinen Sohn vor dem Ende hatte schützen wollen.“

„Ach“, machte der Chan, „ein trauriges Märchen.“

„‘Also’, so heißt es am Schlusse, ‘man soll sein Pferd, das man ritt, nie töten, denn das nächste Pferd wird seinen Tod rächen.’ Und rächte das Pferd des Sohnes es nicht, das unbewegt zusah, wie sein Reiter aus dem Tümpel trank, indem es den Vater strafte und großes Leid über ihn brachte?“

Dschingis nickte und sah in den Himmel und danach die Schneise hinunter, aber er sagte nichts.

Die Sonne schien warm auf das Podest, auf dem das Gefolge und die Gäste saßen. Diener liefen umher und füllten frischen, kühlen Kumys in die Schalen.

„Sind in eurem Land alle Märchen so traurig, Gesandter?“ fragte der Chan.

„Aber nein! Übrigens“, fragte der Gast aus Choresm, „findest du in unserem Märchen einen Vergleich zu deinem Schwarzen, hoher Chan?“

„Der Schwarze ist tot!“

„Ja, tot, aber schoß dein Schimmelhengst vorhin beim Kampf nicht am Bären vorbei?“

„Ich sagte schon: Beim erstenmal! Als ich zurückkam, traf ich den Bären!“

„Es war eine Warnung, hoher Chan! Die Wunde am rechten Oberarm beweist es!“

„Laß den Keiler, Vater!“ sagte Tuli.

Dschingis-Chan stand auf und nahm die Arme von der Brust. „Wie, eines Märchens wegen – noch dazu eines, das nicht in unserem Lande handelt! – soll ich den Kampf meiden? Einen Tiger besiegte ich, einen Bären tötete ich – und jetzt, jetzt soll ich, wo mir der leichteste von den drei Kämpfen bevorsteht, aufgeben? – Dschebe!“

„Mein Chan?“

„Gib das Zeichen!“

„Aber, mein Chan, du liebst doch Märchen, also glaubst du auch an ihren Sinn, und...“, sagte der Heerführer.

„... Das Zeichen sollst du geben, das Signal, hörst du, das Signal! Sie sollen den Keiler in die Schneise treiben, den Keiler!“ Wütend verließ der Herrscher die Tribüne und schritt wieder hinab und durch die Reihen der Leibwächter. Er stieg in den Sattel des Schimmelhengstes, fuhr mit der Hand über den edlen Hals des Tieres, der dem eines Schwanes ähnelte, und dann ritt er langsam über die Lichtung, blickte in die Sonne, nahm plötzlich die Mütze ab und verneigte sich.

Das Trompetensignal erklang.

Der Chan drehte sich nicht um, sondern ritt jetzt auf der Schattenseite der Schneise unter den Tannen und Zedern dahin, vorbei an blühenden Büschen und mannshohen Blumen, die im Dunkel leuchteten.

In der Gasse erschien ein Rudel Hirsche, verschwand aber gleich wieder.

Das letzte Trompetensignal erklang.

Äste knackten. Aus dem Unterholz schob sich der Keiler; furchtlos und auf nichts achtend, lief er gemächlich in die Schneise, behangen mitdürren Zweigen und Blättern. Dann

blieb er stehen, schüttelte sich, und alles fiel herab, die Blätter, die Zweige, und er stand zur Hälfte im Schatten und zur Hälfte in der Sonne. Hell hoben sich die Hauer von den schwarzen Borsten ab. Es war ein alter Keiler, also ein böser, denn alte Keiler leben einsam.

Dschingis war nicht zu weit von ihm entfernt, und er schoß sofort die Pfeile ab. Freilich, wenn der Chan behauptet hatte, ihm stünde der leichteste Kampf bevor, so meinte er, daß es leichter war gegen einen Keiler als gegen einen Tiger oder Bären zu kämpfen. Drei Pfeile spießten schon im Körper des Tieres, und es hatte gerade erst seinen Kopf so gewendet, daß er in die Richtung zeigte, wo der Chan auf dem Schimmelhengst saß. Der Keiler ging ein paar Schritte. Seine mächtigen Hauer standen einen Moment schräg in der Luft. Und wieder schoß der Chan. Auch diese Pfeile trafen. Das Tier schüttelte sich, so, wie es sich vorhin geschüttelt hatte. Aber die Pfeile fielen nicht herab wie die Zweige und Blätter, und da lief der Keiler los, vielleicht vor Schmerz und Angst, aber er lief, kam näher und näher, schien vor Wut zu rasen und sprang jedesmal grunzend hoch, wenn ein neuer Pfeil in seinen Leib schlug.

Dschingis-Chan zog das Schwert, rutschte ein wenig auf die rechte Seite seines Pferdes und duckte sich tief hinab. Dann trabte der Schimmelhengst dem Keiler entgegen. „Brav, brav“, lobte der Chan das Pferd.

Und da fiel der Herrscher aus dem Sattel, stürzte ins tiefe Gras der Schneise und lag wie gelähmt am Boden. Aber auch der alte Keiler war ruckartig stehengeblieben. Zehn Schritte vom Chan entfernt ragte er starr und steif wie ein schwarzer Stein aus den Gräsern.

Das Pferd war an ihm vorbeigerannt und kam nun langsam wieder zurückgelaufen.

Es war ganz still in der Jagdgasse, und auch hinten auf der Tribüne war es still. Kein Angst- und kein Entsetzensschrei. Nichts. Nur in den Wipfeln der Zedern und Tannen rauschte

ein klein wenig der Wind. Fern piepsten ein paar Vögel. Und der Chan lag wie gelähmt am Boden, und der Keiler ragte wie ein schwarzer Stein aus den Gräsern.

Als der Schimmelhengst wieder bei seinem Reiter angelangt war, sprang der Chan mit einem schnellen Satz auf den Rücken des Tieres. Der Keiler senkte jetzt den Kopf, ging ein paar Schritt zur Seite und wankte herüber und hinüber, taumelte wie benommen zum Rand der Schneise, bohrte seinen Schädel mit den Hauern ins Gestrüpp. Es raschelte und knackte, aber man sah noch, wie der Keiler zusammenbrach. Die gefiederten Pfeile zitterten wie die langen Gräser aber die Pfeile waren länger als die Gräser.

Der Chan hob die Hand, worauf einige Krieger aus dem Dickicht traten und den Keiler töteten.

Hinten auf der Tribüne rührte sich nichts, aber der Chan wandte sich um und ritt die Schneise hinauf, langsam, versonnen, gemächlich. Er wußte noch immer nicht genau, was geschehen war. Die Wunde am Oberarm brannte. Und er war vom Pferd gestürzt, wußte aber nicht, weshalb, denn als er gestürzt war, hatte er nichts gesehen. Es war wie Nacht um ihn gewesen, finstere Nacht, und als er wieder zu sehen vermocht hatte, hatte der Keiler vor ihm gestanden, starr, steif, stumm.

Dschingis hatte das Podest erreicht und schritt durch die Reihen der Leibwächter. Dann stieg er die Treppe hinauf und lief durch das Schweigen seiner Gäste und Hofleute zu dem Thron mit der Stammfahne. Auf dem Weg von der Schneise bis zur Tribüne hatte er seine Gedanken längst geordnet, zumindest insoweit, wie das für Hof und Gäste notwendig war. Er litt nicht unter ihren vorwurfsvollen Blicken, sondern daran, daß er vom Pferde gestürzt war. Aber das wiederum zeigte er nicht. Der erste, den er anschrie, war Dschebe: „Nun denkst du also an den Gelehrten von Yenping! Habe ich recht?“

Dschebe schwieg. „Ob ich recht habe?“

„Ich denke gern an ihn“, wich Dschebe aus. „Er war klug,

und sagtest du nicht selbst, daß du ihn am liebsten bei dir behalten hättest?“

Ohne auf Dschebes Worte zu hören, wandte sich Dschingis-Chan an die Gesandten aus dem Choresm-Reich: „Und ihr denkt natürlich an euer trauriges Märchen und freut euch, daß sich sein Sinn vor aller Augen erhellt und bewiesen hat!“

Die Gesandten schwiegen aus Höflichkeit, aber sie waren aufgestanden und blickten zum Chan, als bedauerten sie ihn ein wenig. „Warum schreist du so, Vater, wenn sie recht haben“, sagte Tuli.

Dschingis lächelte zu seinem Sohn hinüber, und auch Dschebe sowie die Gesandten bekamen etwas von diesem Lächeln ab. „Sie haben wirklich recht, Tuli!“

Er schaute jetzt wieder zu Dschebe und den Gesandten. „Ich bin vom Pferde gestürzt. Eine unsichtbare Macht hat mich aus dem Sattel geworfen.“ Der Chan machte eine Pause und blickte in die Runde, sah in die betroffenen Gesichter. „Wer kennt schon die Ursache? Der Weise aus Yenping? Die Gesandten aus Choresm? Vielleicht haben beide Kräfte zusammengewirkt! Vielleicht!“

Über die Gesichter der Gäste huschte ein schmales, zufriedenes Lächeln. Nur Dschebe, Tuli und Dschutschi wagten nicht, des Chans Rede für beendet zu halten, denn sie kannten ihn zu genau und wußten, irgend etwas steckte hinter seinen Worten. Gleich mußte der Schlag kommen. Und je länger der Chan schwieg, desto unheimlicher wurde das Schweigen.

„Seid ihr nun zufrieden?“ fragte er. Dschebe antwortete nicht.

Die Gäste aus Choresm hingegen waren leichtsinniger. Der erste Gesandte bemerkte: „Wir---, ich meine, du, hoher Chan, könntest annehmen, daß wir...“

„...Weshalb stottert Ihr so, Gesandter? Haben meine Gäste vor mir Furcht?“

„Ich wollte sagen: Wir bedauern Euer Unglück, obgleich Ihr

annehmen mögt, wir freuten uns darüber!“ stieß der Gesandte hervor.

„Unglück?“ Der Chan lachte. „Es war Glück! Es war ein Sieg über die dunklen, unsichtbaren Mächte!“

Die Gäste traten verwundert einen Schritt zurück.

„Habt ihr denn alle den Keiler vergessen, diesen alten, einsamen Keiler, der böse und verwundet daherkam und wie gelähmt, hört ihr, wie gelähmt auf der Stelle blieb, als ich vom Pferde gestürzt war? Wer hat ihn angehalten, wer seinen Zorn gebändigt?“

„Die Götter“, sagte hinter dem Chan der Oberschamane.

„Die Götter!“ wiederholte der Chan. „Also haben die Götter über die dunklen Mächte gesiegt, über diesen Weisen aus Yenping, der einer falschen Lehre huldigt, über die Rache der Pferde, wie sie in eurem Märchen berichtet wird. Ist das Unglück?“ Dschingis schüttelte den Kopf. „Was kann mir noch widerfahren, wo die Götter mich wissen ließen, daß sie mit mir sind, mit meinem Volk?“

Die Gesandten aus Choresm blickten ratlos auf den Chan, von dessen Göttern sie nichts verstanden.

Dschebe, Dschutschi und Tuli bewunderten den Herrscher und winkten Diener herbei, damit sie frische Getränke reichten. Ihre Bewunderung galt den geschickten Worten des Chans. Später, als Dschingis die Jagd für alle freigab, meinte Tuli leise zu ihm: „War es nicht das Alter, Vater, das dich aus dem Sattel warf?“

„Aber nein, mein lieber Tuli“, flüsterte der Chan, „das Alter kann es nicht gewesen sein, sonst würden die Gesandten ihrem Muhammed berichten, der Herrscher über alle Mongol-Völker vermag nicht mehr auf dem Pferde zu sitzen. Und wäre das gut für mein Volk?“

Lachend gingen Sohn und Vater auseinander.

Später ließ Dschingis-Chan seinen Gästen großmütig die versprochenen Gazellen, Gemsen und Rehe zutreiben. Die

Gesandten erlegten die Tiere aus nächster Nähe und mit wenig Geschick. Am Abend brannten große Feuer auf der Lichtung, und der Wald stand stumm und schwarz. Das getötete Wild lag in langen Reihen im Gras. Die Vögel waren verstummt. Während die vielen Köche die gebratenen Leckereien auf Holzstäbchen gespießt herumreichten, glitt der helle Mond durch die Zweige der alten Zedern und Tannen.

Inmitten der Freude war einer traurig: der Chan! Aber keiner sah es ihm an, daß ihn dieser Tag hatte spüren lassen, wie alt er war. Um Mitternacht, als die tanzenden Mädchen im Mondlicht wie Pfauenfedern über die Lichtung schwebten, umarmte Dschingis seinen alten Heerführer Dschebe und sagte: „Von heut an verrinnen meine Jahre schneller, also muß ich auch schneller leben, damit mein Volk bei meinem Tode so groß, mächtig und reich ist, daß ich sagen darf: So, es ist genug, haltet, was ihr besitzt, bleibt, was ihr seid, denn wer weiß, wie der ist, der nach mir kommt?“

Dschebe antwortete: „Es ist sehr lange her, daß ich zu deinen Feinden gehörte und dich mit einem Pfeilschuß verletzte. Aber als ich auf dich geschossen hatte, kam ich zu dir und sagte: ‘Wenn ich jetzt dafür vom Herrscher getötet werden soll, dann werde ich eine Stelle Schmutz hinterlassen, gerade so groß wie ein Handteller. Wenn ich aber begnadigt werde, dann werde ich vor dem Herrscher gegen den Feind anstürmen, und ob ich das tiefste Wasser durchqueren und den festesten Stein zerstoßen müßte. Auf den Befehl »komm« oder den Befehl »reize den Feind« würde ich anstürmen, und ob ich einen blauen Stein in Trümmer stoßen oder einen schwarzen Stein in Stücke schlagen müßte.’ Habe ich das gesagt damals?“

„So war es, mein Freund.“

„Und ich weiß auch, wie deine Antwort war; du sagtest damals: ‘Ein Krieger, der als Feind gehandelt hat, scheut sich und verbirgt, wen er getötet oder wem er geschadet hat, und er schweigt in seiner Rede darüber. Dieser hier aber verschweigt

gerade nicht, wen er getötet oder wem er geschadet hat, sondern teilt es mit. Solch ein Mann ist zum Gefährten geeignet. Duträgst den Namen Dschorcho-adai. Weil du einen Pfeil auf mich geschossen hast, nenne ich dich Dschebe – Pfeil – und du sollst immer bei mir reiten!“ Hast du das gesagt, damals?“

„So war es, mein Freund!“

„Dann sage mir heut, ob ich dir immer das geblieben bin, was ich versprochen habe?“

„Immer, Dschebe!“

„Dann wird es künftig so sein: Von heut an verrinnen auch meine Jahre schneller, also muß auch ich schneller leben, damit dein Volk bei deinem Tode so groß, mächtig und reich ist, daß du sagen darfst: So, es ist genug, haltet, was ihr besitzt, bleibt, was ihr seid, denn wer weiß, wie der ist, der nach mir kommt!“

„Ach, Dschebe“, sagte der Chan beeindruckt und umarmte den Heerführer. „Wünsch dir was, Dschebe!“

Sie gingen ein paar Schritte unter den Bäumen dahin. Das Gras war feucht und nachtkalt, die Luft rein und klar. Durch die Zweige, die sich wie Riesenfächer über ihren Köpfen spreizten, strahlte Mondlicht. Fern auf der Lichtung tanzten noch immer die Mädchen. Die Feuer brannten. Ihr Rauch stieg pfeilgerade in den blanken Himmel.

„Hör manchmal auf mich, Chan“, sagte der Heerführer.

Dschingis blieb stehen. „Diesen Wunsch, Dschebe, kann ich dir nicht erfüllen. Hundert Frauen hättest du haben können oder tausend Pferde, aber meinen Willen, nein, Dschebe, nein, mein Freund, nein – nein!“

Über ihnen flog ein Nachtvogel aus dem Baum. Erschreckt schwirrte er hinauf zum Wipfel der Tanne, setzte sich, und es sah nun aus, als säße er auf dem Mond, denn die bleiche Scheibe zog an der Spitze des hohen Baumes vorüber.

## Zwischen den Kriegen

Drüben am Kerulon saß Tenggeri auf dem Stamm einer umgestürzten Rottanne in der Sonne und schnitzte. Unweit von ihm graste sein Pferd. Der Fluß rauschte, und dort, wo der Strom über die schwarzen Felsblöcke in die Tiefe donnerte, rauchte feiner Wasserstaub in den Himmel.

Manchmal kamen Kinder zum Fluß gelaufen. Mit Kannen und Krügen. Und manchmal kamen sie nur, um auf die Steine zu klettern oder durchs Schilf zu schleichen, sich zu jagen und zu hetzen. Mit kleinen Bögen schossen sie nach Enten und Fischreiichern, und sie benahmen sich dabei sehr geschickt und klug. Lautlos zogen sie ihre Beute aus den Fluten. Nur ihrem Eifer merkte man an, daß sie sich freuten, ein Lebewesen besiegt zu haben.

Entdeckten sie aber plötzlich Tenggeri, dann standen sie wie erstarrt und verlegen herum, schämten sich, daß sie nicht ihn, sondern er sie zuerst gesehen hatte. Einige rannten sofort ins Schilf zurück, andere näherten sich zögernd und hockten später verwundert mit offenen Mündern vor ihm, sahen zu, wie er mit einem Messer an einem Holz hantierte, das quer auf den Knien lag. Um die Kinder wieder loszuwerden, schenkte er ihnen kleine hölzerne Schafe, Ziegen, Hunde, Wölfe und Hirten. Diese Tiere waren gerade so groß, daß sie in der hohlen Hand Platz hatten. Kaum, daß er ihnen die Holztierchen geschenkt hatte, liefen die Kinder davon, jetzt schreiend vor Freude, denn sie besaßen etwas, was sie bisher bei keinem im Ordu gesehen hatten. Tenggeri stand dann für gewöhnlich auf, wechselte die Stelle und suchte sich eine noch verborgenere, damit ihn diese Kinder nicht mehr fanden.

Von den hölzernen Tierchen hatte er immer viele in der Tasche stecken; er schnitzte sie, wo er stand oder saß und Zeit

dafür hatte, er schnitzte sie jetzt ohne Mühe, mit ziemlicher Fertigkeit und nur für die Kinder, denn die Jahre, wo er sich mit den hölzernen Tierchen allein zufriedengegeben hatte, waren vorüber. Seit langem schuf er einzelne Figuren. Das war ein Wächter mit Helm und Schwert, ein kniender Krieger mit gespanntem Bogen, ein Hirt mit zwei Hunden, eine Frau, die müde auf einem Stein saß und von der Gärel behauptete, sie ähnele ihr. Diese Figuren waren so groß, daß sie Tenggeri bis zur Hüfte reichten. Sie standen in Oschabs Jurte hinter den buntbemalten Schränkchen, weil sie keiner sehen durfte.

Das wiederum verstanden Gärel und Oschab nicht; sie wollten, daß es die anderen sahen, und vor allem wollten sie, daß es der Cha-Chan sah. Gärel hatte schon damals, als er die kleine Herde aus dem Reiche Chin mitgebracht hatte, gesagt: „Geh zum Chan! Du wirst an seinem Hofe als Schnitzer schaffen.“ Und Oschab hatte gesagt: „Ein Amt wäre das, ein großes Amt, und in unserer Jurte würde es heller.“

Aber Tenggeri hatte es abgelehnt, zum Cha-Chan zu gehen, und zwar mit den Worten: „Habt ihr schon einmal davon gehört, daß es am Hofe des Cha-Chans einen mongolischen Künstler, einen mongolischen Gelehrten, einen mongolischen Schreiber, einen mongolischen Goldschmied oder einen mongolischen Sterndeuter gibt? O ja, ich weiß, es gibt dort Künstler, Gelehrte, Schreiber, Goldschmiede, Sterndeuter, doch es sind Uiguren, Chinesen, Araber, Türken! Mongolen? Nein!“ Oschab hatte darauf erwidert, er säße ja vor ihnen, der mongolische Künstler! Wie sollte es also je welche am Hofe des Chans geben, wenn der Herrscher nicht erfuhr, daß es in seinem Volk welche gäbe? Doch davon wollte Tenggeri nichts wissen.

Nein, Oschab und Gärel verstanden ihn nicht, und schon gar nicht begriffen sie, als er eine Figur, nämlich die des knienden Kriegers mit gespanntem Bogen, gegen die zuletzt geschnitzte bessere austauschte und die alte in ein Tuch gewickelt,

heimlich mit in den Wald nahm, wo er sie in einer Höhle versteckte.

Oschab und Gärel waren darüber so wütend geworden, daß der Mann vor Zorn geschrien hatte: „Du bist krank! Du hast einen kranken Kopf, Tenggeri! Man muß dich zum Schamanen bringen, damit er dir mit ein paar zerstoßenen Kräutern und ein paar lauten Gebeten den Schädel reinige.“

Und die Frau hatte gesagt: „Er hat recht! Da vermagst du etwas zu vollbringen, was keiner im Ordu zu vollbringen vermag, und was tust du? Du versteckst es. Nein, Tenggeri, es ist nicht gut von dir, wie du dich verhältst!“

Sie hatten ihn sogar ausgelacht und waren aus der Jurte gegangen.

Auch er war gegangen, und so saß er nun am Fluß auf dem Stamm der gestürzten Rottanne und dachte: Nein, niemand darf's erfahren. Der Chan will, daß seine Krieger nur Krieger sind. Er würde in Zorn geraten. Doch das ist nicht der einzige Grund, weshalb ich nicht will, daß man es ihm sagt. Irgend etwas ist in mir, das sich auch dagegen wehrt, vom Chan ein Lob oder eine Gunst zu erhalten. Vielleicht ist es die Erinnerung an meine Stiefeltern, besonders an meinen Vater, denn es ist schwer, sehr, sehr schwer, daran zu glauben, einen Vater und eine Mutter gehabt zu haben, die Verräter gewesen sind. Und während er das so dachte, den Fluß hinabblickte, hörte er in seinen Gedanken den betrunkenen Bat am „Rande der Welt“ schreien:

„Du erzählst dem Chan wie einst ein feines Märchen, und schon bist du wieder Zehnerführer! Nur, wenn du abermals gefragt werden solltest: Woher hast du denn das feine Märchen? dann sag nicht wieder den Namen. Das hat keiner gern. Denn der SCHWARZE WOLF war ein tückischer Schakal, ein Verräter.“

„Bat!“

„Was hast du? Er war es!“

„Und wenn er kein Verräter war?“

„Schrei nicht so! Der Chan hat solch gute Ohren, daß er es bis drüben am Dolon-nur hören kann! Trink!“

„Ich mag nicht!“

„Du magst nicht? Ach! Nun seht euch dieses Verrätersöhnchen an!“

„Bat!“ Tenggeri hatte zugeschlagen. Die Wache war gerufen worden und hatte ihn nackt an die Pappel auf dem Steilufer gebunden. Eine ganze Nacht hatte er auf dem Fels am Meer unterm Mond und im kalten Wind gestanden. Aber hier am Kerulon schien jetzt die Sonne. Sie schien warm auf die Hand mit dem Schnitzmesser. Schmetterlinge flatterten wie bunte Blütenblätter von Staude zu Staude. Vor Hitze schwiegen die vielen Vögel in den Büschen. Tenggeris Pferd war mit zusammengebundenen Vorderbeinen durchs Schilf bis zum Ufer des Flusses gehüpft und soff das kalte, klare Wasser.

Er stellte die Figur auf, betrachtete sie, hob sie an und trug sie ein paar Schritt durchs hohe Gras. Dann entfernte er sich wieder und schaute von weitem zu ihr hin. Das Pappelholz leuchtete fast weiß in der Sonne. Am besten gefiel ihm das Gesicht des Mädchens. Durch den etwas vornübergeneigten Kopf und die zur Hälfte geschlossenen Augenlider wirkte es einfach und schön. Der Rock warf im Sonnenlicht strenge Falten.

Er setzte sich wieder auf den Stamm der Rottanne, und während er bedächtig die im Gras stehende Figur betrachtete, sog er den würzigen Duft des Baumharzes tief in die Nase, denn die gestürzte Tanne blutete, und da es so heiß war, perlte das Harz wie Schweiß aus der Rinde. Was würde das Mädchen sagen, wenn es die Figur sähe, dachte er, und ihm war, als sähe er nun das Mädchen selbst, wie es mit den Ledereimern an Oschabs Jurte vorbeihuschte, hinaus zu den Stuten lief und später über die Stangen der Schutzhütte sprang; wie eine Gazelle, dachte er, langbeinig, federnd, schön. Tenggeri stand

plötzlich auf und ging zu der Holzfigur im Gras. Er spürte noch, wie das dürre Gestrüpp seine nackten Füße zerkratzte, aber dann spürte er das nicht mehr, und er spürte dann überhaupt nichts mehr, sondern sah nur noch den Kopf des Mädchens, strich über Stirn und Wange und fuhr mit den Fingerspitzen den leicht gebeugten Hals hinab. Der Hals war warm, warm vom Sonnenlicht. Das Mädchen hatte die Lider zur Hälfte geschlossen und den Kopf ein wenig gesenkt.

Von irgendwoher drang das Klappern von Pferdehufen. Tenggeri blickte auf. Da war über ihm der Himmel, blau, weit, unter ihm die Erde mit Gras, Gestüpp, Gestein. Er lächelte, nahm die Hand vom warmen Hals des Mädchens, schämte sich, ging traurig zurück zu der Tanne, sah verlegen um sich und sagte leise: „Ihre Haut muß weich sein, weich und weiß wie das Mondlicht!“

Aber die hölzerne Figur gefiel ihm nun gar nicht mehr. Einzig und allein der Kopf entsprach seiner Vorstellung, und der Schritt, leichtfüßig wie der einer Gazelle.

„Ist das Holz?“ sagte eine erstaunte Stimme hinter ihm.

Erschrocken wandte sich Tenggeri um. Ein paar Knaben standen im Unterholz. Sie trugen eine lange Weidenstange, von der fünf Murmeltiere schlaff herabhingen. Auf den struppigen Fellen glänzte hier und da hellrotes Blut.

„Ja, das ist Holz!“ antwortete Tenggeri.

„Er macht Menschen aus Holz!“ sagte einer der Knaben erstaunt und starre zu der Figur, die steif im Gras stand und jetzt einen schwarzen Schatten warf.

„Und das machst du mit der Axt?“

„Mit dem Messer!“ Er zeigte ihnen die Messer, und sie faßten das eine und das andere an.

„Beim Chan stehen vor dem Hauptzelt zwei Holztiere, zwei Löwen“, sagte der Knabe, „aber Holzmenschen, Menschen aus Holz?“ Sie schüttelten nun reihum die Köpfe, und da sie die Stange mit den toten Murmeltieren noch immer auf ihren

Schultern trugen, baumelten die Tierchen bei jeder Bewegung mit.

Tenggeri griff in die Tasche, schenkte ihnen die kleinen hölzernen Schafe, Ziegen, Hunde, Wölfe, und dem einen, der gefragt hatte, gab er sogar ein Kamel. Sie rannten dann übermütig fort, und jener, dem er das Kamel geschenkt hatte, schrie im Rennen: „Holzmenschen macht der! Holzmenschen macht der! Holzmenschen! Menschen aus Holz, Holz, Holzmenschen!“

Er sah, wie sie das Ordu erreichten, wie sie mit anderen Kindern sprachen und zum Fluß hin die Arme streckten. Tenggeri warf der Figur das blaue Seidentuch um und trug sie weg von der Rottanne, denn die Kinder würden sicher mit den anderen Kindern zurückkommen, und wenn sie sich erst einmal sein Gesicht gemerkt hatten, würden sie auch in die Jurte kommen. Also würden es viele erfahren, und unter den vielen würden welche sein, die es nicht erfahren durften. Was wäre, wenn es das Mädchen erfähre? Müßte es nicht beleidigt sein, wenn es sähe, daß mir nur der Kopf gut gelungen ist?

Er drang durch das Gesträuch am Fluß und kroch, die Mädchenfigur unterm Arm, in einem Felsspalt hoch. Hier waren die Steine kalt und die Luft feucht, aber als er in der Höhe zwischen jungen Birken herauskam, die aus den Ritzen des Gesteins wuchsen, stand er oben in der Sonne, hoch über dem Kerulon, der schäumte und donnerte. Es war ein schöner Platz. Tenggeri ließ sich auf dem weichen Moos nieder, das wie ein Teppich auf den Felsen lag. Er sah nun auch die Kinder, fünf zu Pferd, drei zu Fuß, wie sie ins Schilf schlichen, bei der Rottanne herauskamen und enttäuscht herumstanden. Sie zeigten in die verschiedensten Richtungen und suchten ihn, aber hier oben würden sie ihn nicht vermuten. Was sie sprachen, hörte er nicht, doch vermochte er sich vorzustellen, wie die einen den anderen nicht glaubten, daß sie einen Mann getroffen hatten, der Menschen aus Holz machte.

Die Figur hatte er ins Gegenlicht gestellt, so daß sie nun fast schwarz mit scharfem Umriß vor ihm stand. Er fand es dumm, daß er vorhin Kopf und Hals gestreichelt hatte, Kopf und Hals einer hölzernen Figur!

Tenggeri schaute hinüber zum großen Ordu, das sich lang und breit im Kerulon-Becken streckte und dehnte und sogar manchen Hügel hinaufgewachsen war. Auf dem höchsten Punkt wölbtet sich das mächtige Hauptzelt des Chans mit der goldenen Spitze. Über den weiten Vorplatz jagten Reiter durch Staub und Hitze, und ganz fern stieg die Ebene etwas an, öffnete sich zur unendlichen Steppe. Dort übten einige Tausendschaften das schnelle Vorpreschen, das geschlossene Schwenken, das Durchlassen des Gegners, das Umzingeln.

Tag für Tag fanden diese Kriegsspiele statt, und in den drei Sommern, die seit dem Feldzug gegen das Reich Chin vergangen waren, hatte der Chan alle Erfahrungen und Kenntnisse aus diesem Feldzug auf sein Heer übertragen. Jeder Krieger trug jetzt ein Hemd aus chinesischer Rohseide, das so fest war, daß ein Pfeilschuß die Fäden nicht durchschlug, sondern sie mit in die Wunde hineindrückte. Also brauchte man nur an den Fäden zu ziehen, um die Spitze aus der Wunde zu entfernen. Jeder Krieger hatte Nadel und Faden bei sich und eine Feile zum Schärfen der Pfeilspitzen. Jeder Krieger besaß vier Ersatzpferde (im Feldzug gegen Chin nur eins), einen Bogen, zwei Köcher mit verschiedenen Pfeilen, eine Stoßlanze mit Haken (um den Feind aus dem Sattel zu zerren), ein Schwert oder eine Streitaxt und natürlich das gefürchtete Fangseil.

Zum Heer gehörten jetzt auch Leute aus Chin, die es verstanden, Brücken zu bauen, große Überschwemmungen anzulegen, die den Handwerkern zeigten, wie Schleuder- und Wurfmaschinen sowie das fliegende Feuer hergestellt wurden.

Und Tag für Tag fanden diese Kriegsspiele statt. Wer es versäumte, an ihnen teilzunehmen, den schleppte man, ohne nach dem Grund zu fragen, zum HÜGEL DER

UNGEHORSAMEN. Dort schlug man ihm den Kopf ab und spießte ihn auf eine Bambusstange, die der Ausrufer durchs Ordu trug. Der Ausrufer schrie dann alle neun Schritt: „Ihn traf der Zorn des Chans, weil er ungehorsam war! Alle trifft der Zorn des Chans, wenn sie ungehorsam sind! Denn wer dem Chan nicht gehorcht, gehorcht auch den Göttern nicht. Und Dschingis-Chan ist der Gott auf dieser Erde.“

Seit Tenggeri wieder reiten und gehen konnte, hatte er an den Kriegsspielen teilgenommen. Aber an den Tagen, wo er nicht an ihnen teilzunehmen brauchte, war er glücklicher, denn manchmal schreckten ihn seine hölzernen Figuren auch nachts aus dem Schlaf, und dann dachte er: Ja, so mußt du es machen, und er freute sich über den Einfall, den er plötzlich gehabt hatte, und war traurig, wenn er daran dachte, daß er ihn am anderen Morgen nicht verwirklichen konnte, weil er mit der Tausendschaft in die Steppe mußte. Also haßte Tenggeri das Kriegsspiel, weil es ihn hinderte, das zu tun, was er liebte.

Er blickte nun auch nicht mehr hinüber zur Steppe, wo die Krieger noch immer über die sommerheiße Ebene jagten, nicht mehr zum HÜGEL DER UNGEHORSAMEN, über dem Geier schwieben, die gierig auf frische Beute aus waren, sondern er betrachtete abermals die Mädchenfigur, besonders den Kopf, der ihm so gefiel, und dabei dachte er: In den Fels müßte ich ihn hauen, so, wie es die chinesischen Mönche mit ihren Buddhas gemacht haben. Die Götterbildnisse sollen ewig erhalten bleiben, haben die Priester gesagt, weshalb sollte nicht auch die Schönheit überdauern, dachte er.

Er nahm eins der starken Messer und kratzte damit die verwitterte grüne Schicht vom Fels. Es war Sandstein. Tenggeri fuhr mit der flachen Hand über die rauhe Platte. Körnchen rieselten herab. Die Wand war hoch und weithin sichtbar. Tenggeri kroch wieder den Felsspalt hinunter, löste den Zügel des Pferdes von einem Zedernstumpf und lief durch Gebüsch und Gestrüpp, sprang über Steine und Wurzeln, und als er das

Schilf erreicht hatte, stieg er in den Sattel und ritt hin zum Ordu, zum Schmied, der ihm verschiedene Meißel und Hämmer geben sollte.

Zu dieser Zeit kam gewöhnlich auch das Mädchen mit den zwei Ledereimern, um die Stuten zu melken. Wie er so dasaß und über das Schmiedefeuer hinwegsah, die mit Tuch umwickelte Figur unterm Arm, entdeckte er plötzlich Gärel. Sie stand vor der Jurtentür, lachte, ruderte mit den Armen, und auf einmal kam Oschab heraus und zeigte einem Mann die Holzfigur der müden Frau, die auf einem Stein saß und Gärel ähnelte.

Oschab hielt die Figur jetzt genau neben Gärel, und man sah, wie der fremde Mann die Figur mit Oschabs Frau verglich und wie er den Kopf bewundernd hin und her wiegte, als halte er solch eine Ähnlichkeit nicht für möglich. Dann sagte der Mann etwas, und Tenggeri sprang auf, wütend, weil Gärel und Oschab die Holzfigur aus der Jurte getragen und dem Mann gezeigt hatten. In dem Augenblick huschte das Mädchen mit den zwei Ledereimern an Oschabs Jurte vorüber und hielt den Kopf wie immer ein wenig gesenkt, die Lider fast geschlossen. Tenggeri vergaß seinen Zorn, setzte sich wieder neben das Schmiedefeuer und sah dem Mädchen nach, wie es hinaus zu den Stuten lief und über die Stangen der Hürde sprang.

„Wozu brauchst du die Sachen?“ fragte der Schmied.

„Zum Steinespalten!“ antwortete Tenggeri.

„Und was willst du mit den gespaltenen Steinen tun?“

„Ein Chinesenhaus bauen“, log Tenggeri.

„Und wenn wir das Ordu räumen“, sagte er ganz langsam, „nimmst du wohl dein Chinesenhaus auf den Rücken, schleppst es mit zum Onon?“

„Ja, so mach ich's“, sagte Tenggeri lachend.

Der Schmied lachte auch, wenngleich er nicht wußte, weshalb. Aber er erinnerte sich, daß Tenggeri vor Jahren einmal ein kostbares Pferd von Dschingis-Chan geschenkt bekommen

und der Herrscher sich bei dieser Gelegenheit über ihn erkundigt hatte. So hatte ihm Tenggeri wenigstens berichtet, und Tenggeri hatte dem Chan, das wußte der Schmied noch genau, gesagt, daß er ein sehr fleißiger Schmied sei.

„Hier hast du das Zeug“, sagte der starke Mann, „vielleicht kannst du beim Herrscher...“

„...Ich weiß, ich weiß, ein paar gute Worte und so!“

„Ja, das wäre fein, mein Sohn!“ sagte der Schmied freundlich und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Das Mädchen trat aus der Hürde und trug nun die zwei Eimer voll Stutenmilch ins Ordu. Der Schaum reichte bis zu den Tragebügeln und sah wie Schnee aus. Sie ging an ihm vorbei ohne aufzusehen.

„Das ist Saran<sup>9</sup>“, meinte der Schmied. „Geht sie nicht wie eine Gazelle?“ Und da Tenggeri noch immer schwieg, sagte der Schmied: „Oh, sie weiß, wie schön sie ist! Saran!“ Er hatte den Namen feierlich und fast andächtig wiederholt. „Ihre Haut soll weiß wie der Mond sein.“

Tenggeri hob die Meißel und Hämmer auf, blickte dabei weiter dem Mädchen nach und drückte die Holzfigur noch fester unter seinen Arm, als fürchte er, der Wind könne das Tuch auseinandertreiben und zeigen, was er da bei sich trug. Ich würde vor Scham ins Feuer oder vom höchsten Fels in den Fluß springen, dachte er. Sie ist viel schöner, als ich es nachzubilden vermochte.

„Was habt Ihr denn da bei Euch?“ fragte der Schmied, und er kam sogar ein paar Schritte auf Tenggeri zu.

„Nichts!“

„Nichts? Warum wickelt Ihr dann ein Tuch darum?“

„Ihr fragt zuviel, Schmied! Frage ich denn Euch, weshalb Ihr heut zehn Pfeilspitzen weniger geschlagen habt, als Euch der Chan aufgab?“ Das war nur eine Vermutung.

„Ihr erschreckt mich!“ Der starke Mann mit dem glutroten

---

<sup>9</sup> Mond

Gesicht wich die paar Schritte, die er vorgegangen war, zurück.

„Mit Recht, Schmied! Muß nicht jeder erschrecken, der nicht das tat, was ihm der Herrscher befahl zu tun?“

„Wenn die MeißeI stumpf geworden sind, will ich sie Euch sehr gern nachfeilen“, stammelte der Schmied.

„Das wird bald notwendig sein“, sagte Tenggeri. Da das Mädchen Saran inzwischen hinter den Zelten verschwunden war, ging er hinüber zur Jurte von Gärel und Oschab. Er war auch nicht mehr so wütend wie vorhin, als sie mit der Figur und dem fremden Mann vor der Tür gestanden hatten. Ich werde Saran fragen, ob sie mit mir hinauf zur Felswand geht, dachte er. Und nur daran dachte er jetzt. Dieser Gedanke war so groß in ihm, daß er den dunklen Fels mit dem hellen Bildnis von Saran darin sah. Und vor diesem dunklen Fels mit dem hellen Bildnis von Saran erschien alles so klein und nichtig, auch daß Oschab und Gärel die Figur aus der Jurte getragen und einem fremden Mann gezeigt hatten.

Gebückt ging Tenggeri durch die niedrige Tür.

Oschab kauerte am Feuer und stocherte mit einem Eisenstab in der Glut. Gärel schnitt frisches Schafffleisch in Streifen und fädelte es auf Lederriemchen. Das frische rote Fleisch hängte sie oben an die Querstäbe des Dachkranzes zum Trocknen.

„Wir haben dir was zu sagen“, meinte Oschab und guckte kurz zu Tenggeri hinüber.

„Ihr habt Ärger gehabt?“ fragte Tenggeri.

„Ärger? Wieso Ärger!“

Gärel schlich aus der Jurte.

„Dein Gesicht und Gärels Schweigen!“

„Ach“, Oschab lachte, „das hat gar nichts zu bedeuten, nein gar nichts, Tenggeri.“

„Aha.“ Er blickte sich in der Jurte um. Links und rechts hingen noch die goldenen Masken und die Perlenschnüre. Auf den Schränkchen standen noch die feinen Porzellanschälchen mit den drei goldenen Kugeln darin. Nein, es fehlte nichts vom

Beuteanteil, den sie vom Hofe des Herrschers erhalten hatten.

„Und die Seide? Habt ihr noch eure Seide?“

„Wieso sollten wir sie nicht mehr haben?“

„Ich dachte nur!“ Tenggeri lief zu dem bunten Schränkchen und stellte die Mädchenfigur darauf. Das Tuch nahm er nicht ab, aber als er die Figur hingestellt hatte, glitt es vom Kopf, blieb an den Schultern hängen, und nun sah es aus, als trüge das Mädchen ein langes blaues Gewand. Zudem verdeckte das Tuch die Mängel an der hölzernen Figur, so daß ihm der Kopf, mit dem er schon bisher zufrieden gewesen war, jetzt noch besser gefiel.

„Sie ist schön“, sagte Oschab.

Tenggeri schwieg. Als Oschab bemerkte, er glaube das Mädchen zu kennen, griff Tenggeri nach dem Tuch und zog es wieder über den Kopf des Mädchens.

„Ist es nicht die, die jeden Tag an unserer Jurte mit den zwei Eimern vorübergeht und hinaus zu den Stuten läuft?“ fragte Oschab und legte jetzt den Eisenstab neben das Feuer.

„Du wolltest mir etwas sagen!“ meinte Tenggeri und blickte zum Dachkranz hoch, wo das rote Fleisch lang herabhing. Vom Feuer des Schmiedes drangen die metallenen Schläge. Es hörte sich an wie das helle Pinken der Finken im Frühling. Sicher holt er die zehn oder mehr Pfeilspitzen nach, dachte Tenggeri. Die Angst vor dem Chan macht den großen starken Mann klein und lächerlich.

„Als du“, begann Oschab zögernd, aber er hörte dann wieder auf, als müsse er seine Worte noch einmal überdenken, und so sagte er schließlich: „Wir haben uns gestritten, bevor du zum Fluß gingst, Tenggeri...“

„...Gestritten? Ihr habt mich beschimpft! Ich habe geschwiegen!“

„Ja, so war es!“

„Und das ist vorbei, Oschab. Ich schnitze nicht mehr!“

„Du schnitzt nicht mehr?“ Der Mann stand auf und rief nach

der Frau.

„Vielleicht schnitze ich später wieder einmal, aber jetzt schnitze ich nicht mehr!“

Gärel war hereingekommen.

„Er schnitzt nicht mehr, Frau“, sagte Oschab, und es klang richtig traurig, wie es Oschab gesagt hatte.

„Wir haben nämlich...“, begann Oschab, und er sah dabei zu seiner Frau.

„...Ja, hast du es ihm noch nicht gesagt?“

„Nein, aber ich sag's ihm ja schon! Wir haben nämlich, das heißt, ich habe zu Gärel gesagt, sie solle eine deiner Figuren zum Chan bringen.“

„Und das hat sie getan?“

„Ja, Tenggeri, das habe ich getan!“

„So!“

Tenggeri trat wieder zu dem Schränkchen und blickte dahinter, um zu sehen, welche der Figuren fehle. „Der Wächter also!“

„Ja, der Wächter!“ antworteten beide.

„Zum Chan!“

Sie nickten.

„So ging es nicht mehr weiter“, sagte Oschab. „Du bist ein großer Künstler, und keiner weiß davon.“

„Und der Chan hat dich empfangen, Gärel?“

„Der Chan nicht! Aber irgendein Diener.“

„Und was hat er gesagt, dein Diener?“

„Nichts, nur, er wird einen Boten schicken, wenn der Chan gesprochen hat.“

„Er schimpft nicht“, sagte Oschab. „Sieh ihn dir an, er schimpft nicht, Gärel. Und wir dachten, du würdest vor Zorn den Senkrechtstab der Jurte zerbrechen, damit uns das Dach auf den Kopf falle.“

Es war ihm jetzt gleich, was der Chan zu seiner Figur sagte, denn er sah nur noch die dunkle Felswand und das helle

Bildnis des Mädchens darauf. Er dachte, was wird aber, wenn mich der Chan wirklich an seinen Hof holt und ich schnitzen muß, was er wünscht?

„Wir werden reich werden!“ sagte Gärel.

„Still bist du!“ schimpfte Oschab.

„Wer war der Mann, mit dem ihr vor der Jurte gestanden habt?“ fragte Tenggeri.

„Oh, ich vergaß ganz zu erzählen“, sagte Gärel erregt, „es war auch einer von Dschingis-Chans Hof. Du siehst, man interessiert sich schon für dich. Dieser Mann war gekommen, um zu erfahren, wieviel solcher Figuren du schon geschnitzt hast!“

„Es stimmt, was sie sagt“, bemerkte Oschab. „Übrigens, er war sehr freundlich zu uns, also steht deine Sache gut, lieber Tenggeri!“

„Die Henker auf dem Hügel“, antwortete Tenggeri bissig, „sollen zu den Ungehorsamen auch immer sehr freundlich sein, lächelnd das Schwert erheben und sagen: ‘Ihr habt’s gut, ihr kommt früher zu den Göttern als wir!’ Und wenn danach die blutigen Köpfe im Grase liegen, sollen sie sagen: ‘Ob sie nun schon oben sind, bei den Göttern?’“

„Was redest du da“, schimpfte Gärel.

Später, als sie auf den Fellen lagen, sagte Tenggeri: „Hat man auch nach meinem Namen gefragt?“

„Natürlich!“ antwortete Gärel.

„Er wird sich erinnern!“

„Ach, so meinst du das“, wunderte sich Oschab.

„Daran haben wir nicht gedacht“, sagte Gärel.

„Nein, daran nicht“, sagte auch Oschab. Und eine Weile darauf: „Mach dir keine Gedanken darüber, Tenggeri. Damals machte er dich, obgleich er wußte, wer du bist, zum Zehnerführer, und das war sehr sonderbar. Ich denke fast, er wird dich gerade deshalb, weil er wußte, wer du bist, zum Zehnerführer gemacht haben...“

„....der ich ja nicht mehr bin.“

„Das ist aber nicht seine Schuld, Tenggeri! Also denke ich: Diesmal macht er dich zum Künstler an seinem Hof oder“, Oschab lachte, „gar zum Hundertschaftsführer. Ist es vielleicht etwas Unrechtes, wenn du schnitzt und Künstler geworden bist? Wovor fürchtest du dich, Tenggeri?“ Er antwortete nicht.

Als der Mond aufgegangen war, fiel sein bleiches Licht auf das Schränkchen mit der verhüllten Figur. Tenggeri erhob sich leise und ging zu ihr hin, wobei er vorsichtig über Gärels Körper zu steigen hatte. Dann nahm er das Tuch vom Kopf des Mädchens, ließ es wie vorhin bis zur Schulter herabgleiten, aber so, daß auch die runden Schultern unbedeckt blieben und im Mondschein wie Elfenbein wirkten. Das blaue Tuch leuchtete jetzt violett.

Tenggeri hatte sich wieder hingelegt und die Hände unter den Kopf gesteckt. Lange sah er zu der Figur. Manchmal schloß er schnell die Augen, um zu prüfen, ob er sich den schönen Kopf des Mädchens fest eingeprägt hatte. Als das Nachtlicht verlosch und das Mädchen im Dunkel fast unsichtbar zurücktrat, zog er wieder das Tuch über Schulter und Kopf. Dabei streifte er ihren so sanft gebeugten Hals. Er war jetzt kalt, mond kalt.

Am Morgen lief Tenggeri zu Sarans Jurte. Das Mädchen war gerade dabei, ihr Pferd zu satteln. Die beiden Ledereimer standen vor der Tür, ohne Stutenmilch, aber bis über den Rand mit Trinkschalen und kleinen Kannen gefüllt. Sie will also zum Fluß, dachte er, und da weder Saran noch ihre Mutter, die ein Kissen voll Schafwolle stopfte, Tenggeri beachtet hatten, lief er zurück, band den Zügel seines Pferdes von der Stange und ritt gemächlich über die breite Ordu-Straße hinunter zum Kerulon.

Manchmal hielt er das Pferd an, indem er den Zügel seines Braunen jäh zurückriß, worauf das Tier widerwillig den Kopf

gen Himmel steckte und vor Schmerz schrie. Er sah sich dann um, suchte Saran. Aber sie kam erst später, erst, als er schon unten am Fluß angekommen war. Er wendete sofort den Braunen, galoppierte die Böschung hinauf, Saran entgegen.

„Du reitest zum Wasser?“ fragte er, und kaum, daß er es gesagt hatte, fand er seine Worte dumm.

„Ja, zum Wasser“, sagte sie. Auch jetzt blickte Saran nicht auf, aber es entging Tenggeri nicht, daß sie errötete.

„Ich war schon am Fluß!“ sagte er und fand sofort, daß diese Worte noch dümmer als die vorigen waren.

„So.“ Sie schwieg eine Weile. In den Eimern klickten die Kannen und Trinkschalen. „Und du reitest nun noch einmal zum Fluß?“ Das klang, als habe es ihr viel Spaß gemacht, das zu sagen.

„Ja.“

„Hast du nicht gewußt, daß ich jetzt zum Fluß reiten muß?“ Er erschrak. „Gewußt?“

Sie sah kurz herüber. Vielleicht empfand sie auch seine Verlegenheit, denn sie sagte ganz schnell, so, als fürchte sie, er würde jetzt schwindeln: „Du warst heut früh bei meiner Jurte, nicht wahr?“

„Stimmt! Ich habe es gewußt!“

„Und gestern hast du beim Schmied gesessen, neben dem Feuer, und du hast mich gesehen?“

„Ja, ich habe dich gesehen.“

„Und die Tage zuvor auch? Immer, wenn ich mit den Leder-eimern kam und...“

„....zu den Stuten hinausliefst.“ Tenggeri war verwirrt. Er blickte irgendwohin, und da sah er plötzlich den hohen Fels und die Wand darauf. Davor standen die jungen Birken und beugten sich ein wenig im Wind.

Er machte sich Gedanken, wie er es Saran sagen könne, daß er sie in den Stein schlagen möchte. Sie weiß nicht, was das ist, und vielleicht läuft sie erschreckt weg und schreit vor Angst im

Ordu, dachte er. „Hast du“, begann er vorsichtig, „schon einmal solche Bilder gesehen, wie sie die chinesischen Kaufleute bei sich haben?“

Sie sah ihn so verwundert an, daß er meinte, in ihrem Gesicht zu lesen: Weshalb redest du plötzlich von chinesischen Bildern? „Nein“, sagte Saran leise.

Aber immerhin, es war das erstemal, daß sie ihn überhaupt ansah und so lange ansah. Jetzt war er es, der errötete, und er war noch ganz verlegen, als sie schon längst den Kopf wieder gesenkt hatte. Auf den leicht gebeugten Nacken schien die Sonne. Er dachte: Da hat sie mich also immer gesehen, und ich dachte, sie sieht mich nie.

Inzwischen hatten sie das Schilf erreicht. Tenggeri stieg vom Pferd. Saran blieb im Sattel. „Ich reite immer durchs Schilf, immer und immer“, sagte sie lachend. „Es macht mir Spaß, durchs Schilf zu reiten. Ich halte mich manchmal an solch einem Bündel brauner Kuppen fest, und der Kleine zerrt und zieht und stampft und wiehert, und ich lache! Ich lache, weil das Schilfrohr und ich stärker sind als der Kleine. Wenn ich dann los lasse, trampst er sofort weiter, und vor Freude geht er schneller, so schnell, als wollte er verhindern, daß ich mich wieder an solch einem Bündel brauner Kuppen festhalten kann. Allerdings“, fügte Saran leise hinzu, „wenn ich mich zu lange festhielt, hat er mich schon manchmal abgeworfen.“

„Wo hast du den Kleinen her? Er ist wirklich kleiner als die andern.“

„Mein Bruder hat ihn aus Hsi-Hsia mitgebracht! Aber er ist nicht nur klein, sondern auch lieb! Wie heißt du, Schwarzer?“

„Schwarzer, sagst du?“

„Ja, Schwarzer! Du hast schwarze Pünktchen in deinen Augen. Und wenn du sprichst, glühen sie auf, die schwarzen Pünktchen.“

„Schwarzer“, wiederholte er erstaunt, „Pferde nennt man so, manchmal eben. Ich heiße Tenggeri.“

„Aber ich rufe dich Schwarzer!“

„Dann sag ich zu dir Gazelle!“

„Sag's, aber auch ich will wissen, weshalb du das sagst!“ Sie sprang vom Pferd, drückte ihren Kopf gegen den Hals des Kleinen.

Tenggeri war es, als schwanke der Boden im Schilf. Mit zitternder Stimme sagte er: „Gazellen sind zart und schlank und noch schöner als Rehe.“ Er holte tief Luft, und er war froh, daß sie ihn nicht mehr ansah, sondern den Kopf senkte und die Lider fast geschlossen hatte. Sie stand jetzt da wie die Figur auf dem Schränkchen.

„Und weiter?“ flüsterte sie.

„Gazellen blicken aus großen, feurigen Augen, ihr Gang ist anmutig. Die Gazelle ist die Königin unter den Tieren.“

Sie sah ihn jetzt lange an. Überm Fluß klagten Möwen. Ein paar Enten schwirrten aus dem Schilf. Und Saran sah ihn an, als erwarte sie, daß er noch etwas sage. Doch er sagte nichts, und da sagte sie leise: „Schwarzer!“

Und er: „Gazelle!“

Sie nahm dann die Eimer und trug sie ans Ufer. Als sie alle Gefäße voll Wasser gefüllt hatte, zog sie schweigend ihr rotbraunes Gewand aus, und sie tat nun so, als sei er nicht mehr da; sie blickte auch nicht zu ihm hin, sondern lief flink über die blanken Kiesel zu einer Weide, deren Zweige wie grüne Fäden herabhingen, hier und da ins Wasser tauchten. Im Schatten dieses Baumes stieg sie in den Fluß, und unter diesem Dach aus Blättern watete sie über den sandigen Grund des Kerulons zur Mitte. Dort stand sie dann in der Sonne und bis zur Hüfte im Wasser. Jetzt winkte sie zum Ufer, und sie schrie wohl auch etwas. Tenggeri jedoch verstand es nicht, warf nun aber ebenfalls seine Kleider ins Gras und sprang in den Strom.

Bei einem Stein, der wie der Rücken einer Riesenschildkröte aus der Flußmitte ragte, hatte er sie eingeholt.

„Ich bade jeden Morgen im Kerulon“, sagte sie, „und jeden

Morgen an einer anderen Stelle! Du hast mich noch nicht gesehen?“

„Nein!“

„Komm, wir kriechen auf den Stein!“ Sie meinte den, der wie der Rücken einer Riesenschildkröte aussah.

Als sie dann oben saßen, sagte Saran: „Der Stein ist glitschig wie ein Fisch.“ Und sie umfaßte Tenggeris Knie, legte den Kopf darauf, flüsterte: „Damit ich nicht runterfalle, Schwarzer!“

Tenggeri betrachtete ihr Haar, das lang und naß auf seinen angezogenen Beinen klebte. Saran hatte ihren Kopf so auf seine Knie gelegt, daß sie seitwärts zum Ufer schauen konnte und er ihre großen, dunklen Augen sah.

„Gazelle!“

„Ist was, Schwarzer?“

„Nichts ist!“

„Ein paar Reiter kommen aus dem Ordu!“ sagte sie später.  
„Wollen die etwas von dir?“

„Vielleicht von dir!“

„Du hast recht! Immer gibt es irgendwelche Leute, die von einem was wollen; mal von dir, mal von mir, immer ist das so, Schwarzer, immer.“

Sie hat wirklich eine mondweiße Haut, dachte er, und sah zu, wie die vielen glitzernden Wassertropfen auf ihrem Körper zusammenliefen und in kleinen Bächen herabbrannen.

„Die Reiter schwenken flußabwärts ein“, sagte er, „also wollen sie nichts von uns.“

„Dann wollen sie eben von jemand anderm etwas“, sagte sie trotzig.

Tenggeri blickte zu dem hohen Fels auf mit der Wand aus Stein und den jungen Birken, die aus den Spalten wuchsen. „Würdest du mit mir dort hinaufklettern, Gazelle?“ fragte er leise.

„Wo hinauf?“

Er zeigte mit dem Arm in die Höhe. Über der steinernen Wand leuchtete der Himmel tiefblau, und rechts von ihr stand eine weiße Wolke. „Dorthin!“ sagte er.

„Was ist dabei, Schwarzer?“ sagte sie übermütig und lachte. Und halblaut fügte sie hinzu: „Ich ginge nicht nur dorthin mit dir, sondern...“

„... Sondern, Gazelle?“

„Ach, was! Ich rede und rede, Schwarzer! Ich habe noch nie soviel auf einmal geredet wie heute morgen.“

Sie hatten sich jetzt so gesetzt, daß ihre Füße im Wasser baumelten, denn der Stein war nun nicht mehr glitschig, und auch ihre Körper hatte die Sonne inzwischen getrocknet. Sie sahen zu dem tiefblauen Himmel über der dunklen Wand und der weißen Wolke daneben. Die Wolke schien stillzustehen wie der Fels. Nur die jungen Birken beugte der Wind.

Ich werde Saran einfach mit hinaufnehmen und sagen: „So, Gazelle, hier bleibst du stehen und rührst dich nicht. Sieh hinunter zum Ordu, Gazelle. Wenn du so stehenbleibst und dich nicht rührst, gelingt es mir vielleicht.“

„Was gelingt dir dann vielleicht, Schwarzer?“ und: „Weshalb klopfst du an dem Stein herum?“

Aber er wurde in seinen Gedanken unterbrochen; Saran sagte nämlich: „Weshalb warst du heut früh an meiner Jurte, und warum hast du mich an den vorangegangenen Tagen immerzu beobachtet, wie ich mit den Eimern zu den Stuten hinauslief, Schwarzer?“

Er war erschrocken und antwortete: „Ich sag's nicht!“

„Aber ich weiß es!“

„Ich sag's trotzdem nicht, Gazelle!“ Soll ich ihr sagen, daß ich sie schnitzte und daß sie in der Jurte auf dem Schränkchen steht? Soll ich ihr sagen, daß ich sie liebe und daß ich sie immer mehr liebe?

„Küß mich, Schwarzer“, sagte sie leise, „damit ich weiß, ob du...“

„....Gazelle!“

„....ob du das weißt, was ich weiß!“ Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen an. „Du zitterst ja, Schwarzer – und küßt mich nicht?“

„Ja doch, aber...“

„....jetzt glühen deine Pünktchen, mein Schwarzer!“

„Gazelle!“ Er streckte seine Arme nach ihr aus. Saran wich ein wenig zurück, dabei hob sie den Kopf wie ein erschrecktes Tier. Ihre Augen waren nun ganz groß und rund, als wunderten sie sich, wie maßlos das Glück sein konnte.

„Mein Schwarzer!“ sagte sie, senkte den Kopf und hatte die Lider fast geschlossen. „Komm, Schwarzer!“ Irgendwo am Ufer schrie ein Vogel.

Seine Hände lagen nun auf ihrem warmen Nacken, und sie hob wie müde ihre Arme und umschlang auch ihn. Er küßte ihren Mund und die nacktheiße Haut ihres Halses, und dann weinte er plötzlich, und sie fragte, warum er weine.

„Ich weiß es nicht!“

„Dann ist es gut, mein Schwarzer!“ sagte sie. „Du weinst vor Glück und wagst es nicht zu sagen, weil du Angst hast, es könne fliehen oder aufhören, aber es flieht nicht und es hört nicht auf, Schwarzer, solange wir zusammen sind.“

„Gazelle!“

„Hm?“

„Du bist heiß wie die Sonne und weiß wie der Mond!“

„Ja, mein lieber, starker Schwarzer!“

Die weiße Wolke rechts neben der steinernen Wand war nun doch weitergezogen, schweigend wie alles, was schön ist. Der Himmel schaute tiefblau in den Fluß und sah sich darin wieder. Und der Fluß schäumte zwischen den Steinen dahin. Die Bäume und Sträucher am Ufer standen wie verwelkt in der Hitze. Aber auf dem großen Stein, der wie der Rücken einer Riesenschildkröte aussah, lagen Saran und Tenggeri. Sie sagten nun nichts mehr.

Als nah ein dürrer Ast brach und krachend herabfiel, fuhr Tenggeri hoch, doch Saran zog seinen Kopf wieder sanft zu sich herab.

Später sprang noch ein großer Fisch aus dem Fluß und klatschte laut zurück ins Wasser.

Auf dem Rücken der steinernen Schildkröte blieb es ganz ruhig. Sie schienen es nicht gehört zu haben.

# Die Liebe, der Mond und Tschim

Um Mittag hatte Saran die Ledereimer mit den sauberen Schälchen und Kannen ins Ordu gebracht und war gleich wiedergekommen. Tenggeri erwartete das Mädchen am Fuß des Felsens. Dann stiegen sie in dem Spalt hoch, eingehüllt in den Schatten und die Kühle. Aber als sie später oben herauskamen und auf dem Plateau vor der Wand aus Stein und hinter den jungen Birken standen, umgab sie wieder das grelle Sonnenlicht.

„Es ist schön hier“, sagte Saran und trat bis vorn an den Rand. Unten zog der Strom dahin, so blau wie der Himmel, über dem Wasser schwebten Möwen auf und nieder, so weiß wie die Schaumkronen. „Siehst du ihn? Er ist jetzt so klein wie eine Trinkschale.“

„Ja, Gazelle!“ Und sie blickten nun beide auf den Stein inmitten des Flusses, der wie der Rücken einer Schildkröte aussah.

Tenggeris Gedanken weilten ganz bei der Wand. Er legte jetzt die Meißel und Hämmer hin, eins neben das andere, und ohne etwas zu sagen.

„Was willst du damit, Schwarzer?“

„Ja, was will ich damit“, murmelte er und dachte: So, Tenggeri, nun sag es ihr, es ist soweit.

Die Meißel und Hämmer lagen ordentlich in einer Reihe, und trotzdem: Tenggeri rückte eins um das andere vor oder zurück.

Saran fragte: „Was ist mit dir? Was willst du tun, Schwarzer?“

Er sah kurz auf. „Ein Gesicht machst du, Gazelle, als fürchtest du, ich könnte dich mit den Sachen erschlagen.“

„Aber...“

„...Doch.“

„Was du so denkst, Schwarzer!“

„Dann setz dich da hin und sieh hinunter zum Ordu, Gazelle.“

„Und was machst du?“

„Ja, was mache ich“, er atmete schwer und betrachtete sie von der Seite. „Ich schlag was in den Fels“, sagte er plötzlich.

„So! Den Mond? Die Sonne? Das Feuer? Ist es so, Schwarzer? Ich habe Steine im Wald gesehen, wo der Mond, die Sonne, das Feuer drauf sind.“

„Solche Steine gibt es“, antwortete er und hatte begonnen, den Meißel an die Wand zu setzen. Sie sah gar nicht, wie seine Hände zitterten. „Aber ich schlage keinen Mond und keine Sonne und auch nicht das Feuer in den Fels, Gazelle, sondern...“

„....vielleicht mich, Schwarzer?“ Sie lachte.

„Vielleicht“, sagte er unsicher.

„Ich mache nur Spaß, Schwarzer.“

„Ich nicht!“

„Schwarzer!“

„Sei still und red nicht davon“, er nahm einen anderen Meißel und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß aus den Brauen.

Saran war nun wirklich eine Weile still, aber nur eine Weile, denn sie fragte leise, warum er ihr nicht früher gesagt habe, was er tun wollte. „Unten auf dem Stein hättest du es mir sagen können.“

„Was? Daß ich dich...“

„....Wie, du willst mich wirklich in den Fels...“

„....Ja doch, Gazelle!“ Sie war aufgesprungen; voll Freude umschlang sie seinen Hals.

„Rede nicht mehr davon“, sagte er. „Und bleib sitzen, ich bitte dich, bleib sitzen und rede nicht mehr davon.“

Sie setzte sich und sagte hastig: „Nur noch eins, nur eins noch muß ich wissen, Schwarzer: Weshalb hast du mir nicht

gleich gesagt, daß du mich...“

„....Warum wohl“, unterbrach Tenggeri. Und leise fügte er hinzu: „Wenn es mir mißlingt, Gazelle? Was wird dann?“

„Dann?“ wiederholte das Mädchen und blickte wieder gehorsam hinüber zum großen Ordu. „Dann wird gar nichts, Schwarzer. Wenn meine Nase zu lang und der Mund zu groß gerät, wird gar nichts sein, mein Schwarzer. Gibt es nicht noch mehr Felsen, wo du versuchen kannst, mich...“

„....Gazelle!“

„Nun bin ich still, ganz still!“

Er war jetzt sehr glücklich, und seine Hände zitterten nicht mehr. Als eine geraume Zeit verstrichen war, sagte er ruhig: „Es war schön, was du da vorhin zu mir gesagt hast, Gazelle, ich meine das mit den vielen Felsen und so. Wirklich, es war schön. Ich liebe dich sehr, Gazelle.“

Saran blieb stumm, saß so auf dem Stein, wie er es von ihr verlangt hatte. In ihrem Gesicht sah er die Freude über seine Worte. Manchmal trieb der Höhenwind Sarans Haar, das bis zur Hüfte hinabging, seitlich in einen Birkenzweig, wo es sich um die Ästchen schlängelte. Er ging dann immer hin und löste das Haar. Dabei küßte er sie und flüsterte: „Meine Gazelle!“

Am Abend fiel das letzte Sonnenlicht an die Wand auf dem hohen Fels. Der Sandstein war nun rot, und dort, wo ihn Tenggeri herausgeschlagen hatte, hellrot. Von Sarans Kopf war im Stein noch nicht viel zu erkennen, aber Tenggeri sagte: „Morgen um diese Stunde sieht es anders aus, Gazelle!“

„Was wird jetzt, Schwarzer?“

„Wir bleiben hier“, sagte er fest entschlossen.

„Schwarzer!“ rief sie erstaunt und hob abermals den Kopf wie ein erschrecktes Tier.

„Wenn der Mond aus dem Wald steigt“, flüsterte er, „will ich dir etwas sagen.“

Sie blickte ihn mit ihren großen Augen an, als wisse sie bereits, was er ihr sagen wollte.

Sie lehnten mit den Rücken an der Sandsteinwand und schauten zum Ordu. Boten und Hirten ritten über die Steppe. Die Hügel herab fluteten unzählige Krieger, Tausendschaften, die vom Kriegsspiel heimkehrten. Ganze Scharen von Raben flatterten vor ihnen auf, flogen träge vor ihnen her. Der Fluß dunkelte, strömte schnell dahin.

„Sieh mal in die Sonne, Gazelle!“

„Hm.“

„Hüpft sie?“

„Hüpfen? Die Sonne soll hüpfen, sagst du?“

„Ja! Wenn du eine Weile hinsiehst, hüpfst sie. Es sieht natürlich nur so aus, als hüpfe sie, verstehst du, Gazelle!“

Die große rote Scheibe hing jetzt schon in den Gräsern der Steppe.

„Sie hüpfst, wirklich sie hüpfst, Schwarzer!“ jubelte Saran.

„Siehst du, sie hüpfst.“ Und darauf sagte Tenggeri noch: „Einmal, das ist lange her, Gazelle, saß ich auch so da, und das war an einem Bach mit drei Zedern. Als ich die Augen öffnete, weil plötzlich Geschrei um uns war...“

„...Uns?“

„Stiefvater und Stiefmutter waren doch dabei, Saran. Und da standen auf einmal zehn Reiter vor uns mit Lanzen, Schwertern, Äxten. Diese zehn Reiter waren aus der Sonne gekommen, die damals so aussah wie heut. Und wenn die Sonne so aussieht wie damals, muß ich immer daran denken.“

„Was war dann?“

„Die drei Zedern am Bach waren so rot wie jetzt diese Sandsteinwand im Rücken“, Tenggeri zeigte auf den Fels. „Mein Vater liebte die Zedern und sagte von ihnen: ‘Zedern sterben nicht, sie wachsen aus Vergangenem ins Künftige, sie leben wie stumme Riesen unter uns, sind Zeugen der Zeiten. Und wenn sie der Wind zerzaust, beginnen sie zu erzählen wie die weißbärtigen alten Männer. Wer ihnen lauscht, wird weise.’“

„Und was wollten die zehn Männer, Schwarzer?“

„Sie töteten Vater und Mutter an diesem Abend, wo die Sonne so unterging wie heut, Gazelle.“

„Weshalb, Schwarzer?“ fragte sie leise.

„Sie hatten dem Chan nicht gehorcht, sagt man.“

Das Mädchen sah ihn von der Seite her lange an, als bewundere sie ihn, daß er Eltern gehabt hatte, die dem Chan gegenüber ungehorsam gewesen waren. „Es gibt wenige, Schwarzer, die dem Chan nicht gehorcht haben.“

„Ja, wenige.“

Sie blickten zum HÜGEL DER UNGEHORSAMEN, der nun im Schatten lag. Saran fragte nicht, was der Grund für den Ungehorsam gewesen war, sondern sagte: „Die Sonne ist untergegangen, Schwarzer. Aber sie hüpfte, du hast recht gehabt.“

Sie saßen eine lange Zeit schweigend mit dem Rücken an der warmen Sandsteinwand, und es war nun so dunkel, daß der Ordu mit den dicht beieinanderstehenden hellen Filzjurten wie ein breites Leinentuch im Tal lag. Vereinzelt wehten Laute herüber: das Blöken der zusammengetriebenen Schafe, das Wiehern der Pferde, wenn sie zum Fluß galoppierten; hier und dort bellten Hunde, Kinder schrien.

Tenggeri hatte in dem Felsen einen geeigneten Platz gesucht, auf dem sie, umgeben von den jungen Birken und mageren Gräsern, die Nacht verbringen konnten. Er führte Saran zu der Stelle und sagte: „Setz dich!“

Sie saßen dann wieder so da wie unten auf dem steinernen Schildkrötenrücken: Saran umschlang seine Knie, hatte den Kopf daraufgelegt und blickte sehnüchsig hinüber zum finsternen Wald, aus dem der Mond kommen mußte. Eine Weile vertrieben sie sich die Zeit damit, daß sie zu erraten versuchten, bei welchem Baumwipfel der Mond aufsteigen würde. Sie sagte rechts und wies auf eine Tannenspitze, die schwarz gegen den Himmel stand. Er deutete nach links. Aber der Mond ging weder rechts noch links auf, sondern genau in der Mitte; man

erkannte es an dem tiefgelben Lichtfleck, der hervorkam und immer größer und größer werdend in das Himmelsdunkel hineinfloß.

Groß und gelb kletterte er aus dem Wald, der Mond. „Sag's schon, Schwarzer!“

„Von morgen an wollen wir in einer Jurte wohnen, Gazelle!“  
„Schwarzer!“

Durch die jungen Birken fuhr ein Windstoß.

Sie lag jetzt mit dem Hinterkopf auf seinen Knien und sagte leise: „Es ist selten, daß man sich am Morgen etwas wünscht, was schon am Abend in Erfüllung geht. Nicht wahr, Schwarzer?“

„Ja, Gazelle!“ Dann sagte er: „Noch schöner ist es, wenn sich zwei das gleiche wünschen, ohne es voneinander zu wissen.“

Sie küßte ihn.

An diesem Abend war zunehmender Mond, und es fehlte noch ein gutes Drittel an der Scheibe, so daß sie wie eine gelbe Lamamütze aussah. Die Bäume des Waldes standen aufrecht und stumm im Licht. In der Schlucht schnaubten die Pferde, der Kleine und der Braune. „In einer Jurte werden wir wohnen“, wiederholte Saran leise.

„Ja, Gazelle.“

„Wir werden nur glücklich sein?“

„Nur?“ Er sann eine Weile nach und sagte zögernd: „Ich weiß nicht, ob es das gibt. Vielleicht würden wir nur glücklich sein, wenn wir allein lebten, irgendwo im Wald oder auf diesem Fels oder wie heute früh in der Mitte des Flusses. Aber kann man denn allein leben? Ist nicht immer jemand über uns, der uns holt, fortschickt, demütigt, erhöht, verflucht, liebt? Ist es nicht so, Gazelle? Es gibt Götter im Himmel und es gibt Götter auf Erden; die einen sieht man, die anderen nicht, aber gehorchen muß man den einen wie den anderen, sonst strafen sie.“

„Hast du Zedern auch gern?“ flüsterte sie hastig.

„Woran denkst du?“ fragte er, obgleich er wußte, woran sie dachte.

Sie antwortete nicht.

Und da sagte er: „Ja, ich liebe Zedern!“

„Ich auch, Schwarzer!“

Der Mond war nun nicht mehr gelb wie eine Lamamütze, sondern weiß wie Milch. Weiß war jetzt auch die Wand aus Stein mit dem angefangenen Kopf, weiß und bleich leuchteten die jungen Birken, die bei jedem Windhauch sanft erzitterten, und fahl waren die Gesichter von Saran und Tenggeri. Das Mädchen legte sich ins Moos und meinte: „Gibt es denn überall auf der Erde Götter?“

Tenggeri wunderte sich über ihre Fragen. Es fiel ihm schwer, sie zu beantworten. Unsicher sagte er: „Ja, es muß überall Götter auf der Erde geben, denn man erzählt ja auch, daß es überall Berge, Flüsse, Bäume, Blumen, Menschen und Tiere gibt.“

„Und wo ist es schöner, Schwarzer, im Reiche Chin oder im Reich der Mongol?“

„Was du so fragst, Gazelle!“ Er dachte wieder nach und antwortete, daß die Flüsse, Berge, Wälder, Weiden in ihrem Lande schöner seien. „Aber“, fuhr er fort, „im Reiche Chin gibt es Dinge, von denen bei uns niemand eine Ahnung hat und die mir sehr gefallen haben.“

„Was für Dinge, Schwarzer?“

Er erzählte Saran von den Menschen, die Seide webten, Fische fingen, Äcker bebauten, Schüsseln und Krüge formten, Tee pflückten, Edelsteine in Gold faßten, Figuren schnitzten, Bilder malten, Bücher druckten. „Denk dir, Gazelle, sie bauen Häuser, die immer an ein und derselben Stelle bleiben!“

„Nein!“

„Doch, man kann sie nicht forttragen! Und die Bewohner des Landes laufen nicht durch die Flüsse wie wir, sondern gehen über eine Brücke, die von einem zum anderen Ufer führt. Dort

lernte ich das Malen und Schnitzen. Ich habe auch zugesehen, wie sie Steine zuhauten und Figuren daraus schlügen. So ein Land ist das.“

„Und warum ist es bei uns nicht so?“

„Warum! Weiß ich's? Die Chinesen sagten, wir führten nur Feldzüge und lebten von Beute. Unser Glück wäre ihr Unglück. So sagten sie, Gazelle.“

„Aber es war doch immer so, nicht wahr, Schwarzer? Und lebt nicht auch der Wolf so? Und stammen wir nicht vom Wolf ab?“

Er dachte wieder lange nach und sagte dann: „Ob das, was immer so war, auch immer so bleiben muß, Gazelle?“

Der helle Mond stand nun so hoch, daß sein Licht das Flußwasser ausleuchtete. Wie weißglühendes Silber schoß der Strom dahin, schlängelte sich durch Wiesen und Büsche und floß in einem großen breiten Bogen mitten in den Wald hinein.

„In einer Jurte werden wir wohnen, Schwarzer“, sagte das Mädchen noch einmal. „Und wir werden uns nie streiten, nie?“

„Vielleicht doch“, antwortete er. „Du sagst es so, ich sage es so! Wer hat recht, Gazelle? Hat denn immer der unrecht, der nachgibt und schweigt, oder muß man nicht so lange reden, bis einer dem anderen glaubt?“

„Also werden wir uns doch streiten“, sagte sie traurig und schob die Hände unter den Kopf.

„Wenn es nützt?“

Plötzlich sprang sie auf: „Weißt du, was die Alten sagen? Sie sagen: 'Wenn du ein Mädchen hast, das dich liebt, wirst du sterben, wenn es dich verläßt!' Und das ist so, Schwarzer!“

Auch er war aufgesprungen. „Ich werde dir immer gut sein, immer, auch wenn wir uns streiten, auch wenn wir unglücklich sind, immer, tags, nachts, bei Regen, bei Sonne, bei Sturm, bei Kälte, bei Hitze, immer, Gazelle.“

„Ich liebe dich“, sagte sie leise und drohend.

Tenggeri faßte nach ihren Schultern und dachte an den

Abend, als die geschnitzte Figur auf dem Schränkchen gestanden hatte, eingehüllt in ein blaues Tuch. Er hatte das Tuch bis zur Schulter herabgleiten lassen, so, daß auch die runden Schultern unbedeckt blieben und im Mondschein wie Elfenbein wirkten. Jetzt schloß er für einen Moment die Augen, um zu prüfen, ob er sich den schönen Kopf von Saran fest eingeprägt hatte.

„Was ist dir, Schwarzer?“

Seine Hände glitten zu der Wölbung ihres Halses. Er dachte: Kalt, mondkalb, so wie damals.

„Gazelle“, flüsterte er.

Sie knieten im weichen Moos und küßten sich. Durch die jungen Birken blies der warme Nachtwind. Als sich aber auch der leise Nachtwind gelegt hatte, war es so still, als sei die Welt gestorben. Die Bäume standen weiß erstarrt im Wald die mageren Halme ausgedorrt und steif. Der helle Himmel sah herab, als sei er größer und mächtiger als die Erde. Von der Steppe her wehte der Duft des Wermuts.

Es war eine lange Nacht, aber es war eine Sommernacht. Also kam die Sonne so früh, zu früh, wie sie meinten; und die Welt, die sie umgab und die sie in der Nacht nicht gespürt hatten, war plötzlich wieder da: das Ordu, die Reiter, die Herden, der Palast mit der goldenen Spitze, der HÜGEL DER UNGEHORSAMEN.

Saran und Tenggeri sagten nichts.

Sie lagen nur so da in der Morgensonne, immer noch schweigend, immer noch froh. Er schaute die hohe steinerne Wand hinauf und lächelte. Über dem Fels war der Himmel zartrot. Aus den Büschen und Baumkronen schlüpften Vögel, bunt, flink, singend, flatterten von Zweig zu Zweig, und die Zweige wippten auf und nieder. Tenggeri fragte Saran, ob sie friere.

Sie schüttelte den Kopf.

„Gazelle!“

„Weißt du jetzt, daß ich dich liebe?“

Er nickte.

„Und du weißt jetzt auch, daß du sterben mußt, wenn ich dich verlasse?“

„Die Alten sagen es, Gazelle!“

„Dann ist alles gut, Schwarzer!“

„Ja, Gazelle.“

Sie drehte sich auf die Seite und sah ihn an, aber er sah sie nicht an, sondern blickte noch immer die steinerne Wand hoch.  
„Heut abend, wenn die Sonne untergeht, sieht das dort ganz anders aus, Gazelle!“

„Ja“, antwortete sie, sah aber trotzdem nicht zu der Wand mit dem angefangenen Kopf.

Nun drehte auch er sich zur Seite. Und wie sie sich so ansahen und unendlich glücklich waren, schrie unten am Fluß eine Stimme: „Tenggeri! So hör doch endlich, Tenggeri!“

Der Ruf hallte über dem Wasser und schallte flüßauf- und -abwärts, prallte gegen die Felsen und verstummte.

„Man ruft mich, Gazelle!“

Erschreckt richteten sie sich auf, blickten hinab zum Ufer des Kerulon. „Oschab, ja, das ist Oschab“, sagte Tenggeri. Er rief aber nichts hinunter, denn er wollte nicht hier oben gesehen werden, und schon gar nicht wollte er, daß jemand von der steinernen Wand mit dem Bildnis erfuhr. „Siehst du, Gazelle, es ist, wie du unten auf dem Stein im Fluß gesagt hast: ‘Immer gibt es irgendwelche Leute, die von einem was wollen, mal von dir, mal von mir, immer ist das so.’“

„Und was will er von dir?“

Tenggeri erzählte Saran von den geschnitzten Holzfiguren und daß Gärel eine davon zum Hof des Cha-Chan gebracht habe, damit man dort erfuhr, daß Tenggeri ein Künstler sei. Das Wort Künstler sagte er spöttisch. „Also wird Oschab mir die Nachricht bringen wollen, daß Dschingis-Chan die Figur gefallen oder nicht gefallen hat und ob er mich als Künstler an

seinen Hof holt oder nicht holt.“

Oschab ritt jetzt ein Stück den Fluß hinauf, später ein Stück den Fluß hinab und rief fortwährend nach Tenggeri.

„Möchtest du an den Hof?“

„Nein, Gazelle.“

„Werden wir trotzdem heut unsere Jurte aufstellen, Schwarzer?“

„Ja.“

Sie liefen zu der Schlucht, in der die Pferde standen. „Vielleicht wäre es gar nicht schlecht, wenn du an den Hof kämst, um zu schnitzen.“

„Als einziger Mongole?“

Oschab hatte das Schilf inzwischen wieder verlassen und trabte auf seinem Pferd zum Hauptlager.

„Wo werden wir unsere Jurte aufstellen, Schwarzer?“

„Dort, Gazelle, wo es am schönsten ist, also am Fluß bei den Blütenbüschchen.“

„Und wir werden Schafe haben?“

„Und fünf Pferde! Ich werde die Masken aus Chin, meinen Beuteanteil, tauschen. Dafür erhalte ich fünf Pferde und mindestens acht Schafe.“

„Schwarzer“, rief sie freudig und sprang auf den Rücken des Kleinen. „Fünf Pferde und acht Schafe werden wir haben.“

„Und Seide, Gazelle, blaue Seide, rote Seide, gelbe Seide, für dich, Gazelle. Und Perlenschnüre, auch für dich, Gazelle!“

Sie jagten jetzt dicht beieinander durchs Schilf, peitschten die Pferde, lachten vor Glück, schrien vor Freude. Saran lag auf dem sattellosen Kleinen, drückte ihren Kopf an seinen Hals. Ihr langes Haar flatterte gleich der Mähne des Tieres im Reitwind. Enten schwirrten hoch, Reiher erhoben sich steif und langbeinig. Als sie die Wiese erreicht hatten, überquerte Oschab gerade die Lagerstraße. Er drehte sich nicht mehr um.

„Wenn wir fünf Pferde und acht Schafe haben“, schrie Saran, „und eine Jurte...“

„....und Seide sowie Perlen für dich!“

„.... dann brauchst du nicht zum Chan als Schnitzer, Schwarzer. Ärgre dich also nicht, wenn er dir sagen läßt, daß er dich nicht nimmt!“

„Ich will es ja gar nicht, Gazelle. Wieso sollte ich mich da ärgern?“

„Vielleicht denkst du, wenn er dich nicht mag, dein Können reiche nicht aus.“

„Um zu wissen, was ich kann, brauche ich nicht den Chan, sondern nur mich, Gazelle!“

„Ja, Schwarzer! Und mich? Brauchst du mich nicht?“

„Auch dich, natürlich, auch dich!“

Eine geraume Zeit darauf, sie hatten bald die Lagerstraße erreicht, sagte Saran: „Und wenn er dich nimmt? Wirst du gehen, wo du doch nicht willst, Schwarzer?“

„Ich werde gehen müssen!“ antwortete er halblaut.

Sie ritten nun gemächlicher. Schon von weitem sahen sie den Ausrufer mit der Stange und dem aufgespießten Kopf darauf. Wächter mit gezogenem Schwert begleiteten ihn. Der Ausrufer schrie: „Ihn traf der Zorn des Chans, weil er ungehorsam war! Alle trifft der Zorn des Chans, wenn sie ungehorsam sind! Denn wer dem Chan nicht gehorcht, gehorcht auch den Göttern nicht. Und Dschingis-Chan ist der Gott auf dieser Erde!“

Die Kinder rannten hinter die Jurten und versteckten sich. Nur die Hunde blieben am Straßenrand liegen, und die Schafe und Ziegen standen in der Hitze traurig herum.

„Ihn traf der Zorn des Chans...“, begann der Ausrufer von neuem. Über der Stange kreisten zwei Geier. An der Stange lief etwas Blut herab, das aber die Sonne schnell trocknete.

„Du wirst gehen müssen“, sagte Saran.

Gärel stand vor der Jurte und schrie: „Da ist er ja. Und du findest ihn nicht.“ Sie schob den Vorhang an der Tür beiseite und rief noch einmal: „Er ist da!“

Oschab trat heraus, schüttelte den Kopf und sagte, daß er ihn

gesucht habe.

„Wir werden von heute an in einer Jurte wohnen“, sagte Tenggeri, zeigte dabei auf Saran. Es hatte sich angehört, als interessiere es ihn nicht, weshalb Oschab ihn gesucht hatte.

„In einer Jurte“, wiederholte Garel. Zu Oschab sagte die Frau: „Da hättest du ihn noch lange suchen können. Die sich abgesprochen haben, in einer Jurte zu wohnen, findet man vorher nie.“ Sie lächelte freundlich. In ihren Augen funkelte etwas von dem Glück früherer Stunden. „Dann wird es euch erst recht freuen, wenn ihr erfahrt, weshalb ich Oschab nach dir geschickt habe, Tenggeri.“

„Sie haben alle deine Figuren geholt“, sagte Oschab mit Stolz.

„Die vom Hof des Chans?“

„Ja, zwei waren da.“

„So.“

„Er freut sich nicht“, sagte Garel erstaunt. „Sieh ihn dir an, er freut sich nicht einmal. Es wäre dir wohl lieber gewesen, sie hätten dir die eine zurückgebracht und gesagt, sie tauge nichts und du sollst wieder Pferde hüten oder so etwas.“

„Ich kann nicht sagen, daß ich mich freue, ich kann auch nicht sagen, daß ich mich nicht freue.“

Tenggeri blickte unsicher zu Saran.

„Er hat jetzt anderes im Kopf! So ist das, Frau“, meinte Oschab und machte eine Handbewegung in die Richtung, wo Saran mit dem Kleinen stand.

„Und haben sie etwas zu meinen Figuren gesagt?“

„Oh, sie waren wieder sehr freundlich. Schon aus ihren Gesichtern vermochten wir zu sehen“, sagte Garel, „wie man sich am Hof über deine Figuren gefreut hat. Heut nach Mittag sollst du zu dem Mann kommen, der ein hohes Amt hat und gleich rechts vom Haupttor in einem größeren Zelt sitzt. Er wird dir die Entscheidung des Herrschers mitteilen. Sein Name ist Tschim.“

„Tschim“, murmelte Tenggeri.

„Du wirst Schnitzer am Hofe Dschingis-Chans“, rief Oschab fröhlich.

„Und vergessen wirst du uns, wenn du es geworden bist“, meinte Gärel.

„Aber Gärel“, sagte er, „vergessen!“

Oschab hob die Brauen bedenklich und sagte, ob nicht alle, die am Hofe des Chans zu tun hätten, wie stolze Reiher umherstelzten. „Der einfachste Diener, der nicht mehr mit dem Chan zu tun hat, als daß er vor einer Jurte steht, die mit Sätteln des Hofes vollgestopft ist, spreizt sich schon wie ein Pfau und sieht einen an, als wäre man ein bedauernswerter Sperling, dessen höchstes Glück darin besteht, im Staub zu baden.“

„Ich werde euch nicht vergessen“, sagte Tenggeri. „Zudem steht es noch nicht einmal fest, ob er mich nimmt.“

„Das steht noch nicht fest?“ Gärel lachte.

„Das steht so fest wie der höchste Fels am Fluß!“ Oschab blickte hinüber und hinauf zu dem Fels mit den jungen Birken. Saran lächelte, und Tenggeri dachte, nein, es ist noch nichts zu sehen von dem, was ich begonnen habe.

Sie ritten dann fort, und zu Mittag hatten sie ihre Jurte aufgestellt, nahe am Fluß, dicht bei den Blütenbüschchen auf einem sanften Hügel mit noch drei anderen Zelten. Die Tür öffnete sich zum Süden. Den Vorhang für Nacht und Kälte hatten sie hochgeschlagen, so daß der Sonnenschein die Jurte golden schmückte. Senkrechtstab und Dachkranz mit Nabens leuchteten rot, und wo Saran und Tenggeri ihr Lager hergerichtet hatten, glänzte blaue Seide, blau wie der mongolische Himmel. Das Gras war abgedeckt mit Fellen von Wölfen und Füchsen.

Die Pferde hatten sie noch nicht, und die acht Schafe waren auch noch nicht da.

„Und nun mußt du zu Tschim“, sagte Saran.

„Ich will nicht zu diesem Tschim! Ich möchte lieber mit dir hinauf zum Fels, um das Bildnis...“

„Aber du mußt zu diesem Tschim, Schwarzer!“ sagte sie hartnäckig.

„Ja.“

„Siehst du!“

Tenggeri und Saran saßen dicht am Senkrechtstab. Der Sonnenschein lag warm auf ihren Leibern. „Ich glaube“, sagte das Mädchen, „es ist egal, ob er dich nimmt oder ob er dich nicht nimmt, Schwarzer. Für uns ändert sich nichts, so nicht und so auch nicht. Wir werden acht Schafe und fünf Pferde und eine Jurte haben. Du wirst immer bei mir sein, und wenn du in einen Krieg ziehen mußt, ziehe ich mit, wie viele Frauen mitziehen, Schwarzer.“

Er sagte kein Wort darauf, sondern legte sich zurück, blickte zum Dachkranz und dachte, ich müßte ihr jetzt sagen, daß ich glücklich bin, so glücklich, wie ich es noch nie war. Und er dachte weiter: Glück macht stark! Wer könnte mich besiegen?

Sie sagte auch nichts, sondern legte sich ebenfalls zurück und sah zum Dachkranz hoch. Vielleicht dachte auch sie: Eigentlich müßte ich ihm jetzt sagen, daß ich glücklich bin, so glücklich, wie ich es noch nie war. Und weiter schien sie zu denken: Glück macht stark! Wer könnte uns besiegen?

Aber die Sonne rollte weiter und rechts am Türpfosten vorbei. Plötzlich sagte Saran: „Ich liege schon zur Hälfte im Schatten, Schwarzer! Du mußt zu diesem Tschim!“

Tenggeri stand auf, und dann ritten sie hinüber zur Ordu-Straße. „Wo willst du hin?“

„Mutter sagen, daß wir von heute an Mann und Frau sind und in einer Jurte wohnen!“

„Tu das, Gazelle!“ Aber er bog noch immer nicht nach links ab, sondern ritt hinter ihr her und sagte: „Ich will mich noch bei Gärel und Oschab bedanken, daß sie so viel für mich getan haben. Heute morgen war ich unfreundlich.“

Sie nickte.

Er stieg vom Pferd. Saran verschwand mit dem Kleinen

zwischen den Jurten.

„Da ist er“, rief Gärel freudig aus. „Siehst du, Oschab, er hat sich besonnen!“

„So kannten wir dich nämlich gar nicht“, bemerkte Oschab.

„Verzeiht, daß ich heut morgen...“

„....Aber Tenggeri! Hör schon auf!“ sagte Oschab.

Gärel erhob sich und kam gebückt auf ihn zu: „Wir waren die ganzen Jahre gut zu dir, Tenggeri, und da wir keine Söhne mehr hatten und...“

„.... Sei still, Frau“, schimpfte Oschab.

„.... Vergiß uns nicht, Tenggeri, wenn du am Hofe bist“, sagte die Frau. „Und jetzt geh zu diesem Tschim!“

Sie begleiteten ihn zur Tür. Als er die Straße hochgaloppierte, drehte er sich noch einmal winkend um. „Du siehst, er ist wie früher“, flüsterte Oschab.

„Und ich dachte, das Mädchen...“

„....Wink! Er dreht sich schon wieder um!“

Sie winkten und winkten, und die Frau, die immer so müde und welk aussah, sagte leise: „Du siehst, er dankt uns! Es war wohl das Beste, was wir in unserem Leben getan haben, Oschab: ihn wie einen Sohn zu behandeln und dafür zu sorgen, daß er an den Hof kommt, wo er so gut schnitzen kann wie die Chinesen und Uiguren und Perser und wie sie alle heißen, die beim Chan sind.“

„Du hast recht, Gärel!“ Sie gingen wieder in die Jurte. Sie waren froh, daß alles so gekommen war. Einige Zeit später fiel beiden auf, daß sie nett und zärtlich zueinander waren. Oschab war es, der sagte: „Du bist seit heute mittag ganz anders. Gärel!“

„Du auch, Oschab!“ Er brummelte etwas, lächelte, sagte nichts.

„Vielleicht kommt es daher, Oschab, daß wir beide so froh sind wie lange nicht!“

„Das wird es sein“, antwortete er und lachte.

Tenggeri hingegen hatte inzwischen das große Haupttor erreicht. Rechts von ihm stand das Zelt mit dem Mann namens Tschim. An der Tür leuchtete ein rotes Vorzelt als Windschutz. Zwei Wächter standen da mit Schwert, Bogen und Lanze. Abseits von ihnen war eine Stange mit Pferden. Wo die Pferde festgemacht waren, wuchs kein Gras mehr. Die Steine hatten sie herausgescharrt, und so klirrten immerfort die Steine, wenn die Pferde einen kleinen Schritt gingen oder wenn sie erneut scharrten. An diese Stange band auch Tenggeri seinen Brauen.

„Ich will zu Tschim“, sagte Tenggeri zu den Wächtern, „er wartet auf mich!“ Der rechts gestanden hatte, schlüpfte lautlos durch den roten Windschutz, kam aber gleich wieder und bedeutete Tenggeri mit einer Kopfbewegung hineinzugehen.

Tschim saß genau unterm Dachkranz im Sonnenschein und auf untergeschlagenen Beinen. Das hohe Seidenkissen glänzte schwarz, sein Gewand gelb, die Samtkappe blau. Auf ihrer Spitze zitterte eine prächtige Pfauenfeder, obgleich Tschim ganz still saß und nur lächelte.

Zähne hat er so große wie ein Grunzochse, dachte Tenggeri, Augen wie eine Zieselmaus, Ohren wie ein räudiger Fuchs; bei allen Göttern auf und über der Erde: So habe ich mir Tschim nicht vorgestellt.

„Tritt drei Schritt näher“, sagte Tschim.

Die Stimme! Wie ein Steppenhund, der sich heiser gebellt hat! Erst jetzt sah Tenggeri, daß außerhalb des Sonnenkreises im Zeltdunkel Diener und Wächter umherliefen.

„Du bist also Tenggeri?“

„Ja.“ Jetzt wird er gleich fragen, wer mein Vater und meine Mutter waren.

„Und du schnitzt?“

„Ja.“ Dann wird er jetzt fragen, wer Vater und Mutter waren. Sage ich „Chara-Tschono“, oder sage ich es nicht?

„Du schnitzt gern, nicht wahr?“

„Sehr gern!“ Ich sage „Chara-Tschono“, jawohl, ich reize ihn. Ihn muß man reizen.

„Man sieht es deinen Figuren an, daß du sehr gern schnitzt!“

Sieh mal, er sieht es meinen Figuren an! Vielleicht ist er besser, als er aussieht? Und er fragt nicht nach Vater und Mutter?

„Ich habe jetzt auch angefangen, einen Kopf in den Fels zu schlagen.“

„Ach!“

Nach diesem „Ach“ bereute es Tenggeri, daß er das gesagt hatte.

„Wer hat dich diese schöne Kunst gelehrt?“ fragte Tschim.

Tenggeri erzählte es ihm. Als Tschim erwiderte, Tenggeri beherrschte sie vorzüglich, diese Kunst, war er ein wenig stolz und dachte: Was kann er schon für seine Zähne und Ohren? Er ist gerecht und ehrlich zu mir.

Freundlich sagte Tschim: „Wer befahl dir, Figuren zu schnitzen, Tenggeri?“

Tenggeri schwieg erschrocken.

„Nun, ich meine es so: Jeder hat in unserem Volk den Platz, den ihm ein Vertrauter des Herrschers zuwies. Ist es so?“

„Ja, aber...“

„.... Nein, sei still, ich erkläre es dir: Hirten sind jene, die man dazu bestimmt hat, Wächter sind jene, die man damit beauftragte, Krieger sind alle, die man für tapfer befunden hat! Ist es nicht so? Oder ist der Schmied Schmied, ohne daß es ihm befohlen worden wäre? Nähen die Frauen Gewänder, ohne daß es ihnen einer gesagt hat, steht einer irgendwo Wache, ohne daß ihn einer hingestellt hat? Also: Tun nicht alle, was ihnen von den Vertrauten des Chans befohlen ist?“

„Auch ich tue, was mir befohlen ist, Herr“, sagte Tenggeri, „ich bin in der Zehnergruppe, nehme an den Feldzügen und Kriegsspielen teil. Ich habe für den Chan geblutet.“

„Gut, gut“, der Mann namens Tschim lächelte wieder, „das

ist es nicht, was man dir vorwirft, Tenggeri. Du nimmst an den Feldzügen und Kriegsspielen teil, und keiner wird es dir verbieten, wenn du in der Zeit, wo keine Kriege und keine Kriegsspiele sind, deine Schafe pflegst, deine Stuten melkst oder zum Fluß reitest und Fische fängst. Macht das nicht der Schmied, der Krieger, der Hirt, der Wächter? Aber du, Tenggeri, betreibst eine Kunst! Kann man aber Krieger und Künstler sein? Der Chan sagt, einer, der Bilder malt und Soldat ist, ist ein halber Soldat, ein General, der dichtet, ist ein halber General. Halbe Soldaten und halbe Generale aber sind schlechte Soldaten und schlechte Generale! Braucht unser Chan schlechte Krieger?“

Der Mann sah in Tenggeris verwundertes Gesicht und fuhr fort: „Ich selbst habe gehört, wie Dschingis-Chan seinen Obersten Schreiber, Tatatungo, vor allen fragte, ob er von ihm auch verlange, ein guter Krieger zu sein, und Tatatungo schüttelte vergnügt den Kopf und sagte ‘Nein’. Denn auch Schreiben und Lesen ist eine große Kunst.“

„Ich dachte, Herr, der Chan würde mich als Künstler an den Hof holen!“

Tschim lachte laut.

Oh, er hat wirklich Zähne so groß wie ein Grunzochse, dachte Tenggeri.

„Künstler am Hof des Chans“, rief Tschim aus, „da ist kein Mongole darunter! Das ist etwas für die Stadtleute aus Chin, Hsi-Hsia, Choresm. Die hat sich der Chan geholt. Der Mongole ist Krieger, Hirt, Wächter. Er liebt den Kampf, die Beute, den freien Himmel, die Steppe. Und alles, was ihn an einen Platz bindet, verdirbt ihn. Ein Mongole, der schnitzt, malt, dichtet, Häuser baut, Steine bearbeitet und Stoffe webt, ist kein Mongole! Geh jetzt, geh, der Zom steigt in mir hoch!“ Die Pfauenfeder wippte wie wütend hin und her. „Geh“, sagte er noch einmal, „bevor ich bereue, so lange zu dir geredet zu haben. Das lag wohl daran, daß ich deine Figuren so schön

fand.“

Er stand auf und kam auf Tenggeri zu. Leise sagte er: „Besonders die eine hat mir gefallen, das Mädchen meine ich. Der Kopf! Der Hals! Der Blick!“

Er stinkt nach Lauch! Tenggeri trat zurück. Die gelben Zähne! Ob er nie Baumharz kaut, um sie zu reinigen? „Die Figuren gebt Ihr mir doch zurück?“

„Er hat meine lange Rede nicht verstanden“, sagte Tschim ärgerlich zu den anderen, die im Zeltdunkel warteten. „Sie sind verbrannt worden, die Figuren!“

„Verbrannt?“

„Schrei nicht so! Was dem Chan nicht nützt – und das wollte ich mit meiner Rede sagen, Jüngling! –, wird vernichtet! Also sind die Figuren verbrannt worden.“

„Nein!“

„Und wenn du dich zu laut und zu lange wunderst“, sagte Tschim böse, „wird es dir wie den Figuren ergehen! Halbe Krieger sind schlechte Krieger, schlechte Krieger nutzen dem Chan nichts, was dem Chan nichts nutzt, schadet ihm, was dem Chan schadet...“

„...Nein, ich... meine Figuren, besonders die Figur des...“

„Sagt's ihm deutlicher, er ist etwas verwirrt!“ meinte Tschim und gab den Wächtern einen Wink. Sie fielen über ihn her, und als sie ihn ausgepeitscht hatten, warfen sie ihn hinaus vor die Tür, auf die Steine, in den Staub, wo die Pferde standen. Da er ohne Bewußtsein war und wie ein Toter vor dem Zelt lag, hoben ihn die Wächter, die am roten Windschutz standen, lachend auf sein Pferd, banden ihn fest und hieben nun auch dem Braunen die Peitsche übers Maul.

Der Braune lief durchs Tor.

Die Wächter lachten laut hinterher.

Auch Tschim lachte und sagte: „Der Künstler!“ Als Tschim wieder hineinging, sagte er noch: „Aber schnitzen konnte er!“

Tenggeris Pferd lief nicht hinüber zum Fluß und zu den

Blütenbüschchen am Hang, wo Saran wartete, sondern die Lagerstraße hinunter zu Oschabs und Gärels Jurte. Dort war der Braune immer an der Stange gewesen; also kannte er sich aus und trabte nun hin, als kehre er heim. Den neuen Platz am Kerulon hingegen, wo Saran und Tenggeri seit dem Morgen wohnten, hatte er erst einmal betreten.

Oschab hockte draußen und schnitt frisch gegerbtes Yakleder in lange, schmale Streifen. Die Riemen krümmten sich wie braune Schlangen im Gras, ringelten sich so lange, bis sie Oschab aufhob und über einem schweren Holz kräftig langzog. Danach griff er in einen Topf mit Hammelfett und schmierte Riemen für Riemen ein, legte sie nebeneinander ins Gras, wo sie dann steif wie tote Aale glänzten.

Als das Pferd heran war, knurrte Oschab: „Ah, der Braune!“ Aber er schreckte gleichzeitig zusammen, fuhr schnell herum und rief: „Der Braune?“ Und dann sah er Tenggeri daraufgebunden. „Was ist das? Was haben sie mit dir gemacht? Gärel! Gärel!“ Oschab faßte das Pferd am schlaff herabhängenden Zügel.

„Warum schreist du?“ Die Frau war herausgetreten.

„Bind mich schon los“, sagte Tenggeri.

„Er lebt!“

„Sag schon! Warst du bei Tschim?“ fragte Gärel.

„Ja, bei Tschim!“

„Bei Tschim? Wer hat dich geschlagen?“ Bleich vor Zorn stand die Frau neben dem Pferd.

„Seine Leute. Er hat's befohlen, daß sie mich schlagen. Und sie schlugen mich, bis ich nichts mehr sah, nichts mehr hörte. Nur einmal war mir, als hörte ich sie höhnisch lachen.“ Tenggeri stieg aus dem Sattel und wischte sich Blut aus dem Gesicht.

„Das ist nicht wahr“, sagte Gärel, aber es hörte sich an, als sage sie das nur so und wisse genau: Es ist wahr.

„Und meine Figuren hat er verbrannt!“

„Nein!“ schrie die Frau.

„Doch, Gärel, verbrannt, alle!“

„Nein, Tenggeri, nein und nein!“

Oschab packte seine Frau am Gewand und zischte: „Jetzt bist du still und kommst in die Jurte!“

„In die Jurte, ich? Ich komme nicht, Oschab!“ Und zu Tenggeri sagte sie leise: „Junge, was haben sie mit dir gemacht. Die Figuren, und ich, ich glaubte – verbrannt haben sie die Figuren? –, ich glaubte, nein, nein, Tenggeri, das nicht, das wollte ich nicht, ich wollte...“

„....Bei allen Göttern und unserm Leben: Kommt in die Jurte“, flehte Oschab.

Der Schmied sah herüber, und die Leute, die in seiner Nähe standen, blickten zu Tenggeri, Gärel und Oschab.

„Ich komm nicht“, sagte noch einmal die Frau. Tenggeri stand da und blutete noch immer.

„Nein, das wollte ich nicht“, sagte Gärel erneut. Sie sah jetzt wieder müde und welk und traurig aus, aber dann blitzte es in ihren Augen, und sie schrie noch einmal: „Nein, das nicht!“ und sprang in den Sattel.

„Gärel!“ rief Oschab.

„Gärel!“ rief auch Tenggeri.

Staub und Steine spritzten weg. Der Schmied und seine Leute rissen entsetzt die Arme hoch, wollten die Frau zurückhalten.

„Sie ist verrückt!“ sagte Oschab, und alle sahen ihr jetzt mit Blicken voller Furcht nach, der Schmied, seine Leute, die andern, die durch das Geschrei aufmerksam gemacht worden waren. Man sah, wie Gärel durch die Reihen der Jurten jagte, wie sie ihr Pferd peitschte, so wild peitschte, als wolle sie mit ihm in den blauen Himmel fliegen, um den Göttern zu sagen, welch Unrecht hier auf Erden geschehen war. Aber Gärel flog nicht in den Himmel, sondern bog vorn an der hohen Pappel auf die Lagerstraße ein und raste auf dem Rücken des Schim-

mels den Hang empor zum Haupttor.

„Sie ist doch verrückt“, sagte Oschab und schaute zu den Pappeln, wo nur noch der Staub zu sehen war, den Gärels Pferd aufgewirbelt hatte.

„Aber mutig ist sie!“ sagte Tenggeri.

„Mutig? Wild ist sie!“

„Ich möchte ihr nachreiten, Oschab!“

„Nachreiten! Sie werden eure Köpfe auf der Stange durchs Lager tragen, und es wird Leute geben, die werden sagen: ‘Seht, die zwei waren tapfer!’ Ist man aber tapfer, um tapfer zu sein? Greift der Wolf an, um anzugreifen?“ Oschab las die vielen Lederriemen auf, hing sie über den linken Unterarm. „Nein, nein, Tenggeri, was ist das schon für eine Tapferkeit, mit der du nicht mehr erreichen wirst, als daß dein Kopf auf der Stange des Ausrufers steckt?“

Tenggeri kletterte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den Braunen und sagte leise: „Vielleicht hat du recht, Oschab. Man muß sich das alles überlegen.“

„Kannst du das, wenn der Kopf auf eine Stange gespießt ist?“ Ein Lederriemen glitt vom Unterarm ins Gras. Während Oschab ihn aufhob, murmelte er: „Was für ein Unglück, Tenggeri! Habe ich Gärel nicht schon damals, als du aus dem Reiche Chin verletzt zurückkehrtest, daran gehindert, daß sie dem lautmäuligen Wächter das Gesicht zerkratzte? Nein, und jetzt das. Diese Wildheit, dieser Zorn!“

Drüben hämmerte wieder der Schmied auf dem glühenden Eisen, überhaupt war alles wieder so, wie es vordem gewesen war, bis auf das: Gärel war fort und: Die Figuren waren verbrannt worden und: Tenggeri hatten sie geschlagen.

„Sie tut mir leid, Oschab!“

Der Mann sah kurz auf. „Noch mehr wird es wohl ihr leid getan haben, Tenggeri. Weißt du, unsere Kinder sind tot oder verschleppt, und es waren sieben. Kannst du verstehen, daß Gärel das, was sie für sieben empfunden hatte, in den Jahren

danach nur für den einen, für dich, empfand? Es stimmt: Sie war manchmal wie der Wind, der am Tage vom Süden und in der Nacht vom Norden weht. Sie haßte den Chan, sie liebte den Chan, sie beurteilte ihn, wie es ihr erging. Aber eins war bei ihr beständig, Tenggeri: Sie wollte dich glücklich sehen!“

„Du redest wie von einer Toten, Oschab.“

„Ich glaube, Gärel war schon tot, als du ihr erzählt hattest, was dir bei diesem Tschim widerfahren war. Was jetzt in dieser Stunde geschieht, tut ihr schon längst nicht mehr weh, Tenggeri!“

„Oschab!“

Der Mann wandte sich um und trug seine Lederriemen wortlos in die Jurte.

Tenggeri ritt auf seinem Braunen langsam hinunter zum Kerulon. Er wählte einen Pfad, den Saran nicht einsehen konnte, einen Platz am Fluß, wo das Wasser still stand. Dort kniete er nieder, blickte in den reinen Spiegel, sah sein blutiges Gesicht, und für einen Moment dachte er: Das kann nicht sein! Aber er beruhigte sich dann sofort und versuchte auch die Schmerzen zu unterdrücken, denn sie waren gering, gemessen an den Leiden, die vielleicht Gärel zu dieser Stunde auf sich nehmen mußte.

Tenggeri wusch sich in dem kalten Wasser des Flusses das Gesicht ab, reckte es eine Weile in die warme Sonne. Um ihn stand Schilf, das raschelnd hin und her schwankte. Er sah zum Fels hoch, erkannte den angefangenen Kopf.

Tenggeri dachte: Ich hatte am Hof nichts für mich erwartet, wenn etwas, dann: daß sie mich auslachen, fortschicken, sagen, der Chan nimmt keinen Mongolen als Künstler. Aber nun haben sie meine Figuren verbrannt, mich geschlagen, bis ich die Besinnung verlor. Wenn der Vertraute des Chans, dieser Tschim mit den Yakzähnen, gewußt hätte, daß ich der Stiefsohn Chara-Tschonos bin, er hätte mich auf der Stelle erwürgen lassen.

Arme Gärel! Tenggeri stand auf. Er führte den Braunen durchs Schilf. Als er die offene Wiese erreicht hatte, sah er die Jurte auf dem Hang vor den Blütenbüschchen. Ein einzelnes Schaf war angepflockt. Er überlegte, wer es Saran gebracht haben könnte. Ich werde dann noch die Pferde holen und die übrigen Schafe, dachte er. An der Stange scharre Sarans Kleiner. Von fern wirkte er wie ein Fohlen. Tenggeri ging, das Pferd weiter am Zügel haltend, über die Wiese und später den Hang hinauf. Einmal war ihm auf diesem Weg gewesen, als würde er beobachtet. So sorgfältig er sich auch umsah, er entdeckte niemanden.

Als er den Braunen neben den Kleinen an die Stange band, rief Saran: „Schwarzer!“

„Gazelle!“

Sie lief auf ihn zu, umarmte und küßte ihn und sah ihn eine ganze Zeit lang aus ihren großen Augen still an. „Ich weiß alles!“ sagte sie.

Er nickte.

„Ich war bei Oschab, und du warst am Fluß.“

„Gärel?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts!“

„Fliehn wir, Schwarzer?“ flüsterte sie.

„Gazelle!“

„Wir müssen fliehen! Hier lassen sie dich nicht schnitzen und auch nicht Steine behauen!“

Sie setzten sich ins Gras.

„Wohin? An jedem Fluß sind Ordu des Chans.“ Tenggeri sah den Hang hinab, wo ein Mann und eine Frau einem Kamel die Wasserfässer aufschnallten. „Die Steppe durchstreifen Boten, Wächter, Kundschafter. Wir kämen nicht bis zum Onon, Gazelle!“

Tenggeri sah zu dem angepflockten Schaf. „Wer hat es gebracht, Gazelle?“

„Das Geschenk meiner Mutter, weil wir jetzt Mann und Frau

sind!“ Sie betrachtete ihn nachdenklich und sagte noch einmal ganz leise: „Und ich dachte, wir würden heut nacht fliehen!“

Tenggeri sah zur untergehenden Sonne und meinte: „Gestern um diese Zeit und bei solch einem Sonnenuntergang erzählte ich dir, wie ich einst mit Stiefvater und Stiefmutter an einem Bach mit drei Zedern saß und wie die zehn Reiter...“

„...Ich weiß, Schwarzer.“

„Sie waren auch geflohen!“ Und dann sagte Tenggeri noch: „Sie werden Verräter genannt. Kann ich sie aber Verräter nennen, wo ich den Grund ihrer Flucht nicht kenne, Gazelle? Haben wir nicht auch einen Grund und würden trotzdem nachher als Verräter bezeichnet werden?“

„So ist es, also fliehen wir, Schwarzer.“

Tenggeri sah dem Kamel mit den Wasserfässern nach. Die Frau ging links, der Mann rechts, und als sie am Schilfstreifen angelangt waren, sagte Tenggeri zu Saran: „Man muß sich alles genau überlegen. Was hat eine Flucht für einen Sinn, wenn ich weiß, daß sie uns einfangen? Oschab sagt das auch so ähnlich und meint Gärels unmäßigen Zorn, der ihr die Augen und Ohren verschloß.“

„Gärel, arme Gärel“, sagte Saran.

An diesem Abend holte er nicht die Pferde und die Schafe. Sie kamen überein, daß es nicht mehr nötig war, wo sie ja doch fliehen wollten. Für eine Flucht gab es aber nur zwei Möglichkeiten. Die erste war: sich einer Karawane als Treiber anzuschließen und in dem fremden Land zu bleiben, die zweite: einen neuen Feldzug abzuwarten und in dem anderen Land aus dem Heer zu fliehen.

„Vielleicht gibt es keinen Krieg mehr“, sagte Saran. „Seit der Chan vor drei Jahren bei der Jagd vom Pferd gestürzt ist, hat ihn keiner mehr gesehen, und es hat auch keinen Feldzug mehr gegeben.“

„Bleiben die Karawanen“, antwortete Tenggeri.

Als der Mann und die Frau mit dem Kamel vom Fluß zu-

rückkamen, gingen Saran und Tenggeri in ihre Jurte. Sie redeten nun nicht mehr von Flucht, Krieg, Karawanen und Chan; die Filzwände waren dünn, und man vermochte nicht zu sehen, wer draußen vorbeiging und lauschte. Saran und Tenggeri wagten auch nicht von ihrem Glück zu reden, denn wo der Tag grausam ist, schmerzt auch die Nacht. So lagen sie auf den Fellen, Kopf an Kopf. Durch den Dachkranz blickten sie in den Himmel, der Mond stieg auf.

„Als gestern der Mond kam, sagtest du, Schwarzer: ‘Von morgen an wollen wir in einer Jurte wohnen.’“

„Ja, Gazelle.“

„Und das ist heut!“

„Hm.“

„Und alles ist anders geworden, Schwarzer.“

„Alles? Alles nicht, Gazelle.“

„Natürlich nicht alles.“ Sie strich ihm übers Haar, fuhr mit ihren schlanken Fingern über sein Gesicht und am Halse hinab, immer um die Wunden herum. „Aber trauriger ist alles geworden; stimmt das, Schwarzer?“

„Wenn wir zusammen sind, ist nichts mehr traurig, Gazelle.“

„Vielleicht wäre das, wovon wir draußen redeten“, flüsterte Saran, „ohne mich leichter?“

Tenggeri richtete sich erschreckt auf. „Gazelle! Wie kannst du so etwas sagen!“

„Komm, leg dich wieder. Es war nur ein Spaß.“

„Spaß? Wo ich ohne dich nicht leben könnte!“ Sie lachte, kicherte und wiederholte: „Ohne dich nicht leben könnte!“

„Du lachst mich aus?“

„Aber nein, verzeih, Schwarzer, natürlich lache ich dich nicht aus, aber mir fiel eine Legende ein, die mein Bruder immer erzählte, und am Schluß der Legende heißt es auch so ähnlich und... du bist böse, Schwarzer?“

„Ach wo, aber...“

Sie unterbrach ihn und meinte, er sollte sich die Legende

anhören, und am Ende würde er sicher selbst laut lachen. „Also“, begann Saran leise, „am Anfang der Zeiten schuf Twaschtri...“

„.... Wer ist das, Twaschtri?“

„Irgend so ein Gott im Süden. Mein Bruder hat die Legende aus Hsi-Hsia mitgebracht. Also Twaschtri schuf die Welt. Als er das Weib schaffen wollte, sah er, daß er bei der Erschaffung des Mannes alle verfügbaren Stoffe aufgebraucht hatte. Bestürzt und verwirrt verfiel Twaschtri in tiefes Sinnen. Als er genug nachgedacht hatte, tat er das: Er nahm

die Rundung des Mondes,  
die Wellenlinie der Schlange,  
die Verschlingung der Kletterpflanze,  
das Zittern des Grases,  
die Schlankheit des Rohrs,  
die ausgelassene Heiterkeit des Sonnenstrahls,  
die Tränen der Wolken,  
die Unbeständigkeit des Windes,  
die Furchtsamkeit des Hasen,  
die Eitelkeit des Pfauvogels,  
die Weichheit des Flaums der Vögel,  
die Härte der Diamanten,  
die Süße des Honigs,  
die Grausamkeit des Tigers,  
die Hitze des Feuers,  
die Kälte des Schnees,  
das Geschwätz des Hähers und  
das Gurren der Turteltaube.

Er mischte alle diese Dinge und schuf das Weib. Dann schenkte er es dem Manne. Acht Tage später kam der Mann zu Twaschtri und sprach: ‘Herr, das Geschöpf, das du mir geschenkt hast, vergiftet mein Leben. Es schwätzt unaufhör-

lich, es raubt mir meine Zeit, es jammert um ein Nichts, es ist immer krank. Ich bin zu dir gekommen, damit du es zurücknehmen mögest, denn ich kann mit ihm nicht leben!' Und Twaschtri nahm das Weib zurück. Aber acht Tage später kam der Mann wieder zu dem Gotte und sagte: 'Herr, mein Leben ist einsam, seitdem ich dir dieses Geschöpf zurückgegeben habe. Ich muß immer daran denken, wie es vor mir tanzte und sang. Ich erinnere mich auch, daß es mich so eigentümlich ansah, daß es mit mir spielte und daß es sich anschmiegte.' Und Twaschtri gab dem Manne das Weib zurück. Drei Tage waren nur verflossen, als Twaschtri den Mann wiederkehren sah. 'Herr', sprach er, 'ich weiß nicht wie es kommt, aber ich bin jetzt überzeugt davon, daß das Weib mir mehr Verdruß bereitet als Vergnügen. Herr, ich bitte dich, nimm es wieder!' Aber Twaschtri schrie: 'Hinweg, Mann, und richte dich ein, wie du kannst!' Und der Mann sprach: 'Ich kann mit dem Weib nicht leben!' Twaschtri erwiderte: 'Du wirst auch ohne das Weib nicht leben können!' Und der Mann entfernte sich und seufzte: 'Oh, ich Unglücklicher! Ich kann mit dem Weibe nicht leben, und ich kann ohne das Weib nicht leben!'“

Und wirklich: Tenggeri lachte. Da war ihnen, als sei plötzlich die Traurigkeit aus der Jurte geflohen.

So verbrachten sie die erste Nacht gemeinsam unter dem Dach aus Filz und unter dem Mond, und obgleich sie nicht mehr traurig sein wollten, fühlte ein jeder die Gedanken des andern. Sie sahen die Steppe, die Flüsse, die Wälder und ein fernes Land, von dem sie nicht mehr wußten, als daß über ihm ein Himmel war. Es hatte keinen Namen in ihren Gedanken. Lag es im Norden, im Süden, im Westen oder Osten? Krieg oder Karawane! Wer von ihnen vermochte in dieser Nacht schon zu sagen, wo er ausbricht oder wo sie hinzieht?

Anderntags hörten sie, daß Gärel nicht zurückgekehrt sei. Die Leute erzählten, sie habe diesem Tschim die Augen ausgekratzt und sei von den Wächtern auf der Stelle getötet

worden. Aber sonst erfuhr man nichts von ihr. Auch später nicht. Und man sah sie nie mehr. Übrigens – diesen Tschim auch nicht!

## Die Karawane und der Schatten Allahs

In den nächsten Tagen geschah nichts: Keine Karawane zog in ein fernes Land, kein neuer Feldzug begann. Und doch: Der Krieg war ganz nahe. Aber das wußte noch niemand; nicht einmal Dschingis-Chan, und der hatte es immer gewußt, wenn der Freund ein heimlicher Feind gewesen war.

Der Herrscher saß in seinem Palastzelt, und es war niemand bei ihm als sein chinesischer Mediziner. Doch allen, die der Chan hinausgeschickt hatte, war bekannt, was er jetzt tat, wenngleich er sie nur deshalb hinausgeschickt hatte, damit sie es nicht erführen. Er steckte nämlich seit dem Sturz vom Pferd täglich seine Beine in einen hölzernen Bottich mit heißem Wasser und heilsamen Kräutern. Das hatte ihm der gelehrte Chinese geraten. Am Abend, wenn die Dunkelheit angebrochen war, ritt er dann mit seinen Begleitern hinaus in die Steppe und jeden Abend ein Stück weiter und länger. Vom Pferde war er nicht mehr gestürzt. Dschingis-Chan lobte den Chinesen und seine Kunst sehr, erfüllte ihm all seine Wünsche und nannte ihn Freund.

„Was würden meine Feinde sagen“, meinte Dschingis-Chan lachend, „wenn sie wüßten, daß ich, der ich so groß wie die Welt bin, meine müden Beine in einen Bottich heißen Wassers halten muß?“

Der schlaue Chinese erwiderete, die Feinde würden immer gegen ihn reden, ob er nun die Beine in einen Bottich stecken müßte oder nicht. „Wichtiger ist“, meinte der Mediziner, „zu erfahren, was Eure Freunde, die Ihr hinausschickt, dazu sagen?“

„Die wissen es nicht!“

„Dann seid Ihr der einzige, der nicht weiß, daß sie es wissen, mein Chan.“

„So.“ Dschingis zog die Füße aus dem Bottich. „Mögen sie es wissen“, sagte er gleichgültig. „Nur eins könnte ich nicht ertragen: ihre Blicke und ihr Mitleid. Ob sie mir noch gehorchen würden, wenn sie mich so sitzen sähen? Kannst du dir, Freund, einen Gott vorstellen, der seine nackten Beine in einen Bottich mit heißem Wasser steckt? Könntest du zu solch einem Gott beten? Kann denn überhaupt ein Gott krank sein? Und bin ich nicht ein Gott?“

Der Chinese wickelte die nassen Beine des Herrschers in ein großes weißes Tuch und rieb sie trocken.

Draußen vor dem Eingang rief ein Wächter, daß ein Bote eingetroffen sei, der sofort dem Chan vorgeführt werden wolle.

„Er soll warten!“ sagte der Herrscher zu dem gelehrt Chinesen. Der wiederum schrie es dem Wächter hinter dem Vorhang zu.

Danach war es draußen still. Der Chan fuhr fort: „Nein, nein, mein Freund, sähen sie mich so dasitzen mit hochgeschlagenem Rock und nackten Beinen im heißen Wasser, ich wäre von diesem Augenblick kein Gott mehr in ihren Augen.“

„Aber sie wissen es doch, mein Chan“, erwiderte der Chinese hartnäckig. „Wissen ist nicht Sehen! Viele glauben erst, wenn sie gesehen haben, was sie bisher nur wußten, mein Freund.“

Der Mediziner aus dem Reiche Chin nickte lächelnd. Ihm schien es gleich zu sein, ob man diesen Nomadenhäuptling für einen Gott hielt oder nicht, und es belustigte ihn, daß Dschingis-Chan sich selbst als Gott bezeichnete. „Ihr solltet jetzt ruhen“, sagte er streng, worauf sich der Herrscher gehorsam hinlegte und zudecken ließ.

Draußen meldete sich erneut der Wächter und sagte, es wäre sehr eilig, was der Bote zu berichten habe.

„Frag“, befahl der Chan dem gelehrt Chinesen, „ob irgendein Feind anrückt.“

Der Mediziner ging hin zu dem schweren, blauen Vorhang und sprach mit dem Wächter. Dann kam er zurück zu Dschin-

gis und sagte, der Feind rücke nicht an, aber, so behauptete der Bote, seine Nachricht würde ihn sehr erschrecken.

„Er soll kommen!“ Dschingis-Chan erhob sich, ordnete seine Kleider und schickte den chinesischen Mediziner fort. Wächter und Diener traten ein. Aus ihrer Mitte schob sich ein erhitzter kleiner Mann mit abgerissenen Kleidern und zerschundenem Gesicht. „Ich bin ein Sklave!“ sagte der Mann.

„Und? Vielleicht bist du es nicht mehr, wenn du das Palastzelt nachher verläßt!“ sagte der Chan.

„Nicht deshalb komme ich, Herrscher: Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß ich der vierhundertfünfzigste Mann jener Handelskarawane bin, die du zu Beginn dieses Sommers in das Reich Choresm sandtest, damit sie wie seit Jahren mit den Kaufleuten Muhammeds weiße Kamelhaarfelle, rotes Leder, Zobel- und Hermelinpelze gegen die Waren tausche, die du zu haben wünschtest.“

„So befaßt ich, Sklave!“

Inzwischen waren Dschutschi und Dschebe in das Palastzelt gekommen und begaben sich zu Dschingis-Chan.

„Berichte weiter, Sklave!“

Der kleine Mann in den abgerissenen Kleidern zitterte, weil alle im Zelt auf ihn schauten. Zudem hatte er noch nie vor dem Chan gestanden, und dann: Er war erschöpft von den Strapazen des weiten Weges und von den Ereignissen, die sich zugetragen hatten. „Ich bin der vierhundertfünfzigste Mann...“, begann er wieder schleppend, wurde aber von Dschingis-Chan unterbrochen: „....Das hast du schon gesagt, Sklave!“ Der Herrscher hatte das freundlich gesprochen und sogar dabei ein wenig gelächelt.

„Ja“, stammelte der Sklave, „die andern vierhundertneunundvierzig Mann sind tot.“

„Tot?“

„Ja, tot, und ich bin der vierhundertfünfzigste Mann“, wiederholte der Bote. „Mich hat man am Leben gelassen, damit

ich, der vierhundertfünfzigste, Euch melden soll, daß die andern vierhundertneunundvierzig tot sind. Ja, das hat man so gesagt.“ Der Bote schwankte und taumelte, und dann fiel er auf die Teppiche.

Auf ein Zeichen des Chans bemühten sich mehrere Diener um den Sklaven. Sie rieben sein Gesicht mit einer stark duftenden Flüssigkeit ab, danach gaben sie ihm ein Getränk, das von dem chinesischen Mediziner geholt worden war. Als der Bote die Augen wieder aufschlug, stand der Chan vor ihm und sagte: „Ich will dich erfreuen: Von heute an bist du kein Sklave mehr.“

Der kleine Mann lächelte, worauf ihn Dschingis-Chan fragte, ob seine Augen wieder sähen und seine Ohren wieder hörten. Der Bote nickte müde.

„Gebt ihm seidene Kissen, damit sein erschlaffter Körper gut zu ruhen vermag!“

Die Diener blickten ganz verwirrt, gehorchten natürlich, und so geschah es, daß der kleine Mann, soeben noch Sklave, in seinen abgerissenen Kleidern auf seidenen Kissen saß und später erzählte, daß sie in der choresmischen Grenzfestung Otrar vom Statthalter als mongolische Spione beschimpft worden seien. „Er raubte uns alle Waren und Tiere der Karawane. Danach mußten wir vor allen Leuten auf dem Marktplatz niederknien und unser Antlitz nach Mekka wenden. Soldaten zogen auf und schlugen vierhundertneunundvierzig von uns die Köpfe ab. Mich, den niedrigsten unter allen, ließen sie am Leben, damit ich Euch melde, was geschehen ist.“

„Du kennst auch den Namen des Statthalters von Otrar?“

„Gair, mein Chan.“

„Gair“, wiederholte Dschingis und blickte zu Dschebe und Dschutschi. „Gair ist nicht Muhammed! Also wird Muhammed über seinen Statthalter von Otrar so erzürnt sein, daß er ihn mir ausliefert. Oder glaubst du, daß dieser Gair auf Befehl Muhammeds mordete?“

„Das ist mir nicht bekannt.“

„Es kann auch nicht so sein“, sagte der Chan ruhig. Er war nicht einmal erregt. „Wie sollte der Herrscher des Westens, der sich Muhammed nennt und der Schatten Allahs sein will, vor seinen Gott treten, wenn er ein Mörder wäre?“

„Es wird die Habgier dieses Statthalters gewesen sein“, bemerkte Dschebe.

„Ist es so?“ fragte Dschingis-Chan.

„Auch das ist mir nicht bekannt“, erwiderte der kleine Mann auf den Seidenkissen. Es war, als habe er, seit er so gemütlich am Boden saß, jegliche Furcht und Unsicherheit vor dem Herrscher verloren.

„Du kannst jetzt gehen“, sagte Dschingis. „Sobald ich diesen Gair hier in unserem Ordu habe, werde ich dich wieder rufen lassen. Auf meinen Befehl hin wirst du dich im Namen der vierhundertneunundvierzig Toten an ihm rächen. Ich werde dabeisein und zusehen, und alle werden wir dabeisein und zusehen, wie du flüssiges Silber in den Mund gießt, der den Befehl zur Hinrichtung meiner Karawane gab.“

Der kleine Mann hatte jetzt ein Gesicht wie ein Kind und sagte: „O ja, mein Chan, flüssiges Silber!“ Und dann sprang er auf, blickte noch einmal voll Freude zu Dschingis. Erst, als ihn Diener aufforderten, ihnen zu folgen, wandte er sich ab und ging mit ihnen zu dem schweren blauen Vorhang.

Danach beauftragte Dschingis-Chan seinen Sohn Dschutschi, eine Abordnung zusammenzustellen, mit einem hohen Gesandten an der Spitze, die sich sofort zu Muhammed zu begeben hatte, um ihm von dem Vorfall zu berichten und die Auslieferung des Statthalters von Otrar zu fordern.

In der gleichen Nacht ritt die Abordnung aus dem Hauptlager am Kerulon.

Dschingis-Chan maß diesem Vorfall keine große Bedeutung bei und erwähnte ihn auch in den folgenden Tagen und Wochen mit keinem Wort, denn er vertraute Muhammed und

war überzeugt, daß der Statthalter aus Habgier und eigenem Antrieb gehandelt habe. Je länger aber die Zeit bis zur Rückkehr jener Abordnung mit dem hohen Gesandten an der Spitze währte, desto unsicherer wurde der Chan. Sollte ihn Muhammad doch betrügen?

„Tatatungo soll mir das aufgezeichnete Reich von Choresm bringen!“

„Du willst Krieg?“ fragte Dschingis-Chans Gemahlin Borte.

„Wenn Muhammed, mit dem ich in all den Jahren friedlich Karawane um Karawane tauschte, mich betrogen hat, mag mir der Himmel die Kraft zu einer unbarmherzigen Rache verleihen.“

An diesem Abend waren alle Söhne des Chans um ihn versammelt. Selbst Ugedei und Tschagatai waren vom Onon und der Tola gekommen. Als Tatatungo das Reispapier mit dem aufgezeichneten Choresm-Reich gebracht hatte, betrachteten alle dieses große Land: Es umfaßte das gesamte Hochgebirge des Iran, von den kurdisch-armenischen Bergen bis zum Indus, das Stromgebiet des Amu und Syr gehörte dazu und die Hochebene zwischen Aral- und Kaspisee.

Dschingis-Chan schwieg.

Da sagte plötzlich Borte: „Wenn du daran denken solltest, einen weiten Kriegszug zu unternehmen und dabei breite Ströme durchqueren und hohe Pässe übersteigen willst, dann denke auch daran, Herrscher, daß alle Wesen, die geboren sind, keine ewige Dauer haben.“

Dschingis-Chan blickte erschreckt auf. Und die Söhne sahen ihre Mutter an.

Borte sagte weiter: „Wenn dein dem hohen Baume gleicher Körper sich zum Fallen neigt, wem willst du dann deine Hanfstengeln gleichen Völker unterstellen? Wenn dein dem Säulensockel gleicher Körper sich zum Sturze neigt, wem willst du dann deine dem Vogelschwarm gleichen Völker anvertrauen? Von deinen vier dir geborenen Söhnen, die alle

große Heerführer geworden sind, willst du welchen benennen? Sage ihnen, welches dein Wille ist, Herrscher. Ich, eine Minderwertige, habe das gesagt, was ich mir lange überlegte!“

Dschingis-Chan ging zu seiner Gemahlin, umarmte sie, küßte ihre Stirn und rief hocherfreut: „Wenn Borte auch nur eine Frau ist, so sind ihre Worte doch das Allerrichtigste. Keiner von euch, weder meine Brüder noch meine Söhne und alle ihr, die ihr um mich versammelt seid, hat jemals solche Gedanken vorgetragen! Auch ich habe vergessen, daran zu denken, als ob ich meinen Vorfahren nicht einmal nachfolgen müßte. Ich habe geschlafen wie ein Gott, als ob ich nie vom Tode erfaßt werden könnte.“

Als er so gesprochen hatte, setzte er sich nieder, und alle taten ihm gleich. Während die vielen Nebenfrauen abseits im Halbdunkel des Palastzeltes hockten, durfte seine Gemahlin Borte in seiner Nähe bleiben.

Dann sagte der Chan: „Der älteste meiner Söhne ist Dschutschi! Was sagst du, Dschutschi, zu dem, was deine Mutter vorgetragen hat?“

Anstelle von Dschutschi meldete sich aber sein Sohn Tschagatai: „Wenn du Dschutschi aufforderst zu reden, willst du damit etwa sagen, daß du ihn betraust? War deine Gemahlin und also meine Mutter nicht von den Merkiten geraubt und gebar Dschutschi im Lager der Merkiten? Weißt du denn genau, ob er überhaupt dein Sohn ist? Und nanntest du ihn nicht eben Dschutschi – Gast! –, weil du es nicht genau wußtest, ob er ein Sohn von dir ist? Wie können wir ihm da die Nachfolge anvertrauen?“

Dschutschi war wütend aufgesprungen und hatte Tschagatai gepackt. „Von unserem Vater ist nie ein Unterschied gemacht worden. Wie kannst *du* mich da unterschiedlich behandeln? In welcher Tüchtigkeit bist du mir überlegen, Tschagatai? Einzig in deiner Starrköpfigkeit. Wenn ich im Weitschießen von dir übertroffen werde, will ich meinen Daumen abhacken und

fortwerfen. Wenn ich im Ringen von dir besiegt werde, will ich von dem Platz, wo ich gefallen bin, nicht wieder aufstehen.“

Alle blickten nun vorwurfsvoll auf Tschagatai, und der alte Kokotschos, einer von denen, die am längsten an des Chans Seite standen, meinte: „Warum, Tschagatai, regst du dich auf? Unter den Söhnen warst du es, auf den dein kaiserlicher Vater seine Hoffnung gesetzt hatte.“

Dschutschi und Tschagatai gingen daraufhin auseinander und brachten ihre Gewänder in Ordnung.

Der Alte sagte weiter: „Ihr seid erwachsene Männer und angesehene Heerführer, und eben habt ihr gerauft wie die Kinder. Und warum? Wegen Tschagatai. Bevor ihr geboren wurdet, hatte der Himmel mit seinen Sternen sich gedreht. Alle Leute standen in Fehde. Sie kamen nicht in ihre Zelte, sondern raubten sich gegenseitig ihren Besitz. In solch einer Zeit lebte man nicht, wie man es sich wünschte, sondern es kam zum Zusammenstoß. Man lebte nicht in Liebe, sondern in Haß. Du redest und redest, Tschagatai! Seid ihr denn nicht aus dem heißen, aus einem einzigen Mutterschoß hervorgegangen? Es ist nicht recht, daß du deine Mutter schmähst. Soll ihre Liebe zu dir erkalten, Tschagatai? Damals, als euer Vater das ganze große Reich der Mongol gründete und dabei sein blutiges Haupt allen zeigte und seine Ärmel als Kopfkissen nahm und sein Gewand als Bett, seinen Speichel zum Löschen des Durstes verwendete, damals hat eure Mutter mit ihm zusammen viel Mühsal erduldet. Und sie zog euch auf, Tschagatai und Dschutschi, Tuli und Ugedei. Und wenn sie schon die Speise in ihre Kehle schluckte, hat sie ihr ganzes Stück euch gegeben und ist selbst leer ausgegangen. Indem sie euch an den Schulterblättern zog, hat sie sich gefragt, wie sie euch den Männern gleich machen könne. Indem sie euch an den Hälzen zog, hat sie sich gefragt, wie sie euch den Erwachsenen gleich machen könne. Indem sie euer Zahnfleisch reinigte und eure Fersen hochstellte, daß sie euch an die Schultern der Männer

und an die Hinterschenkel der Pferde reichen ließ, hat sie dabei nicht gewünscht, euer Bestes im Auge zu haben? Unsere Frau des großen Herrschers Dschingis-Chan“, schloß der Alte, „hat einen Verstand gehabt, so klar wie die Sonne und so weit wie ein See!“

Nach dieser Rede dankte der Chan dem Alten namens Kokschos und sagte: „Hat er nicht recht gesprochen, Tschagatai? Warum sprachst du vorhin so von Dschutschi? In Zukunft sollst du nicht mehr so von ihm sprechen!“

Tschagatai lächelte und sagte böse: „Darüber, daß Dschutschi stark ist, und von der Anerkennung seiner Tüchtigkeit braucht man nicht zu reden. Die er mit dem Munde getötet hat, kann man nicht auf Karren fortfahren, und die er mit der Rede getötet hat, kann man nicht ausplündern!“

Dschingis-Chan rief ärgerlich: „Sei still oder sag etwas, was uns allen nützt!“

„Ich sage also das“, meinte Tschagatai ruhiger, „unter den Söhnen sind Dschutschi und ich die ältesten. Wir wollen dem Vater gemeinsam unsere Kraft weihen. Denjenigen von uns, der sich der Pflicht entzogen hat, soll der andere glatt durchhauen! Demjenigen von uns, der zurückgeblieben ist, soll der andere die Fersen durchschlagen! Ugedei aber ist ein ruhiger Mann. Wir wollen also unseren Bruder Ugedei wählen, Ugedei soll bei dir, Vater, weilen, und du, Vater, solltest ihm zeigen, wie das Reich gelenkt und der goldene Zügel der Macht gehalten wird. Das wäre das Richtige.“

„Und was sagst du, Dschutschi?“ fragte Dschingis-Chan.

„Tschagatai hat es ja gesagt, Vater. Wir wollen dir gemeinsam dienen!“

„Gut“, erwiderte der Chan, „haltet euch aber an die Worte und gebt dem Volk keinen Anlaß, daß es über euch einst in Gelächter ausbricht.“ Danach wandte sich Dschingis-Chan an seinen Sohn Ugedei und sagte: „Was sagst du?“

Alle schauten nun zu dem dritten Sohn. Dieser erhob sich

und antwortete mit fester Stimme: „Darf ich denn sagen, ‘ich kann nicht’? Ich sage also, daß ich mich nach besten Kräften eifrig bestreben werde. Ich fürchte nur...“

„...Was fürchtest du?“ unterbrach der Chan.

„Ich fürchte nur, daß es später unter meinen Nachfahren vorkommen mag, daß, wenn man sie in frisches Gras wickelt, dieses vom Rinde nicht gefressen wird, wenn man sie in Fell wickelt, dieses vom Hunde nicht gefressen wird. Daß Unfähige geboren werden, die einen Chandachai-Hirsch im Querschuß und eine Ratte im Längsschuß verfehlen. Solch Bedenken äußere ich. Was soll ich sonst sagen, Vater?“

Dschingis-Chan forderte den vierten Sohn, Tuli, auf, und Tuli sagte: „Ich will meinem älteren Bruder Ugedei zur Seite stehen, wenn er etwas vergessen hat, ihn erinnern, wenn er eingeschlafen ist, ihn aufwecken. Ich will ein Schwurgefährte sein und eine Peitsche für sein rotes Roß. Die Zusage will ich nie versäumen und in der Reihenfolge nie fehlen. Auf einen langen Feldzug werde ich mit ihm ziehen, ebenso wie ich bei einem kurzen Kampfe für ihn kämpfen werde.“

Daraufhin war es eine Zeitlang still in der Palastjurte des Herrschers. Dann stand der Chan auf und verkündete das: „Es waren einmal zwei Schlangen. Von denen hatte eine viele Köpfe und einen Schwanz, die andere viele Schwänze und nur einen Kopf. Als nun der Winter kam, wollten sie eine Zuflucht in einem Loche suchen. Die eine Schlange schlüpfte leicht hinein, die andere aber, welche die vielen Köpfe hatte, konnte zu keinem Entschluß kommen; jeder Kopf wollte ein anderes Unterkommen haben, so daß sie schließlich jämmerlich erfror.“

Dschingis-Chan machte eine Pause und sah in die große Runde. „Also darf es auch nur einen Herrscher geben. Ich erenne Ugedei nach meinem Tode zum Nachfolger und sage noch dies für alle, die hier versammelt sind: Wenn als Ugedeis Nachkommen solche Minderwertigen geboren werden, daß das Gras, in das sie gewickelt sind, vom Rinde nicht gefressen und

das Fell, in das sie gewickelt sind, vom Hunde nicht gefressen wird, warum denn sollte aus meiner sonstigen Nachkommenschaft nicht ein tüchtiger Knabe geboren werden?“

Als er so gesprochen hatte, trat er an seine vier Söhne heran, küßte einem jeden von ihnen die Stirn, und zu einem jeden von ihnen sagte er, daß sie ihrer Mutter danken sollten, denn sie sei es gewesen, die ihn auf den Gedanken der Nachfolge gebracht habe.

Später, nachdem sie gespeist hatten und als die Diener verschiedene Getränke herumreichten, flüsterte Tschagatai seinem Vater zu: „Bist du mir noch böse?“

„Böse nicht“, antwortete der Chan, „aber du hast, wie immer in deinem Leben, zu früh und unbesonnen dahergeredet. Wer Größe sucht, Tschagatai, spreche nicht, bevor man ihn fragt, und erst wenn man ihn gefragt hat, erteile er die angemessene Antwort. Spricht er früher, so wird er nur kaltes Eisen schmieden!“

Danach begab sich Dschingis-Chan zu seinem Sohn und Nachfolger Ugedei. „Wie ich hörte, bist du auch fähig, deine Frauen und Kinder und Diener in Ordnung zu halten, so daß sie dir gehorchen. Wer seine Jurte zu beherrschen versteht, Ugedei, wird auch das große Reich der Mongol zu beherrschen imstande sein, und wer zehn Mann in Zucht zu halten weiß, verdient mit der Befehlshaberschaft von Tausenden und Hunderttausenden betraut zu werden.“

„Ich danke dir, mein Vater!“

Und Dschingis-Chan schritt nun zum nächsten. Tuli war es. Er saß unter den Frauen und trank wie immer reichlich Reisschnaps, und er sang jetzt laut und befahl den Musikanten zu spielen. Tuli merkte nicht, daß der Vater unweit von ihm neben einer hölzernen Säule stand und ihn beobachtete.

Da befahl Dschingis-Chan einem Diener, Tuli herzuholen. Als Tuli vor seinem Vater stand und ihn aus roten Augen ansah, meinte der Vater: „Du bist ein guter Heerführer, aber du

wärst ein schlechter Herrscher. Als Heerführer weißt du einen über dir, der dich in der Gewalt hält, wen wüßtest du aber als Herrscher über dir? Keinen! Also würde dich keiner in der Gewalt halten. Ein Herrscher aber, Tuli, der dem Reisschnaps ergeben ist, wird die Zucht nicht erhalten und große Befehle nicht ausführen können!“

Als Tuli zurück zu den Frauen ging, lachten sie über ihn, denn man sah ihm an, daß er von seinem Vater getadelt worden war. Da hielten ihm die Frauen und Mädchen mit ausgestreckten Armen erneut zahlreiche Schälchen voll Reisschnaps entgegen und forderten übermütig, weiterzutrinken.

„Und ich trinke! Jawohl, ich trinke“, rief er den lachenden Frauen und Mädchen zu, trank, und hüpfte zur Musik und warf die feinen leeren Porzellanschälchen den Dienern an den Kopf.

„Ich bin kein Herrscher“, schrie Tuli, „also“, schrie Tuli, „ist noch einer über mir“, und Tuli blickte vorwurfsvoll zu seinem Vater, „und weil noch einer über mir ist, jawohl, darf ich trinken, denn der über mir ist, hält mich in der Gewalt! So hat er gesagt“, und Tuli ließ sich mitten in den Knäuel Mädchen und Frauen fallen und schrie in das Quietschen und Kichern der Frauen und Mädchen hinein: „Jawohl, er hält mich in der Gewalt! Aber ich werde“, schrie der betrunkene Tuli, „eines Tages, jawohl, eines Tages, wenn der, der über mir ist und mich in der Gewalt hält, einem hohen Baume gleich, wie unsere Mutter vorhin sagte, sich zum Fallen neigt, ja, so hat sie gesagt, dann... dann...“

„Tuli!“ schrie Dschingis-Chan.

„...dann werde ich mein eigenes Reich gründen, und trinken werde ich, immerfort trinken, trinken, trinken – und ich werde noch mehr Frauen und Mädchen haben als der, der über mir ist und mich in der Gewalt hat und...“

Die Leibwächter des Chans hatten Tuli bereits wie einen Wurm zu Boden gedrückt. Dort lag er lallend inmitten der jetzt stillen Frauen und Mädchen, und dann rollten ihn die Wächter

in eine Decke und schleppten ihn nach draußen.

Dschingis-Chan schickte daraufhin alle, außer Dschebe, Ugedei und Dschutschi, fort. Er nahm noch einmal das Blatt Papier, auf dem das Reich Choresm mit seinen Flüssen, Bergen, Städten und Tälern verzeichnet war.

„Wehe ihm, wenn er Verrat beging!“

„Er ist stärker, mein Chan“, sagte Dschebe.

„War ich nicht immer schwächer und habe trotzdem gesiegt, Dschebe? Stärker! Du denkst an diesen geschmeidigen Ausspruch jener Händlerseele, die gesagt hat: ‘Der Glanz der Armee Dschingis-Chans ist, verglichen mit den Strahlen der Streiter des Schahs der Welt, ähnlich denn Schein einer Lampe gegen das Licht der den Erdkreis erleuchtenden Sonne, ähnlich dem Antlitz einer Mißgeburt gegen die Reize eines rumelischen Türken.’“

Dschutschi warf ein, daß nichts entschieden sei, da die Abordnung noch zurückkommen könnte.

„Die Zeit ist überschritten“, sagte Ugedei.

„Muhammed ist bekannt für große Feste“, sagte Dschutschi.  
„Sie werden also aufgehalten worden sein!“

In diesem Moment stürzte ein Wächter durch den Vorhang und rief: „Sie sind da, mein Chan!“

Hereingeführt wurden acht Mann der Abordnung, jämmerliche Gestalten in heruntergerissenen Kleidern und mit abgebrannten Bärten.

„Wer hat das getan?“ fragte der Chan leise, als wüßte er es nicht.

„Muhammeds Leute“, antworteten sie.

„Auf seinen Befehl?“

Sie nickten. Erst jetzt entdeckte Dschingis-Chan, daß sie ihnen auch das Kopfhaar abgesengt hatten. „Wo ist der hohe Gesandte, den ich euch mitgab?“

„Er ließ ihn hinrichten!“

„Und was sagte euch Muhammed?“

„Wir forderten auf dein Geheiß die Herausgabe dieses Statthalters Gair, und da antwortete Muhammed, er sei dir, der du eine nomadische Hundeseele hättest, keine Rechenschaft schuldig!“

„So sagte er!“

„Ja, so!“

„Und was sagte er noch?“ forschte der Chan.

„Er sagte, er sei der Schatten Allahs und ein zweiter Alexander. Du hingegen, mein Chan, seist ein ungläubiger Hund, der Gras und Därme frißt.“

„Hast du noch etwas zu sagen?“

„Nein.“ Auch die anderen schüttelten die Köpfe.

Es war nun ein großes Schweigen im Palastzelt. Der Chan ging zu seinem Platz, setzte sich, stützte die Ellenbogen auf seine Knie und legte den Kopf in seine Hände. So saß er lange, sehr lange. Keiner wagte ein Wort zu sprechen oder einen Schritt zu gehen oder mit der Hand eine Bewegung zu vollführen. Draußen war Nacht. In der düsteren Kuppel des Palastzeltes standen viele Sterne.

Da erhob sich Dschingis-Chan, blickte zu den Männern mit den abgesengten Bärten und zerrissenen Kleidern. Dann hatte er plötzlich ein zornrotes Gesicht, ein böses Gesicht mit einem gefährlichen Zucken an der rechten Schläfe.

Auf ein Zeichen hin führten die Wächter die Abordnung hinaus. Als sie gegangen waren, sagte der Chan: „Und sei es in meiner Sterbestunde, ich werde ihm auf diesen Verrat die Antwort erteilen. Die Götter wissen, daß ich nicht die Veranlassung zu diesem Unglück gewesen bin, das jetzt über ihn, sein Volk und sein Land hereinbrechen soll! Krieg!“

Noch in der gleichen Nacht verließen die ersten Pfeilboten das Haupt-Ordu, um Befehle in die entferntesten Lager zu bringen. Sogar bis hinunter nach Yenping jagten sie, zu Muchuli, der den Auftrag erhielt, mehrere starke Abteilungen chinesischer Soldaten unter mongolischem Kommando in die

Berge des Altai zu entsenden. Dort würden dann im späten Herbst Truppen Dschingis-Chans zu ihnen stoßen, denen sie sich anzuschließen hätten.

Nachdem Dschingis in den folgenden Tagen seine Heerführer versammelt, mit ihnen seine Pläne besprochen hatte, sandte er nun auch Hunderte von Pfeilboten in die näher gelegenen Ordus zum Onon, zum oberen Kerulon, zur Selenga und Tola und zu dem am weitesten westlich gelegenen Fluß Orchon.

Geschützt von einigen Tausendschaften fuhren die langen Karawanen mit den zweirädrigen Karren als erste aus dem Lager und durchquerten die Steppe, in der die letzten Blumen mit dem Sommer dahinwelkten.

Die Karren waren mit den Teilen der sorgfältig zerlegten Schleuder- und Wurfmaschinen beladen und mit den Kanonen, die das fliegende Feuer verschießen konnten. Es war ein gewaltiger Anblick, wie die unendlich langen Kolonnen der schwarzen Yaks mit den hochrädrigen Karren wie schwarze Pfeile in die bereits gelbleuchtende Steppe hineinstießen. Manchmal sah es aus, als kämen sie nicht vorwärts und lägen steif wie ein Pfeil im tiefen Gras, steif und schwarz, aber das war nur die übermäßige Ferne sowie die reine Luft, in die man zwar schauen, aber in der man keine Bewegung mehr erkennen konnte.

Zu Beginn des Herbstanfangs ritt Dschingis-Chan mit der Hauptmacht seines Reiterheeres vom Kerulon weg, vereinte sich mit seinen Heeren von Onon, Selenga, Tola und Orchon in der Steppe und erreichte, wie vorgesehen, im späten Herbst die Berge des mongolischen Altai. Hier sagte Dschingis-Chan zu seinem Gefolge: „Mein Streben und meine Absicht ist, meinen Leibwachen, Frauen, Bräuten und Töchtern, die wie rote Feuerstrahlen sind, das Leben durch alle möglichen Genüsse zu versüßen, sie mit goldenen Kleidern auszuschmücken, sie in Sänften auf Pferde zu setzen, sie mit reinem Wasser und gutem Wein zu versorgen, ihren Lasttieren gute Weiden zu schaffen

und nicht zuzugeben, daß in ihrer Umgebung Gestrüpp und Unkraut wachsen.“

Das war an dem Tag, als die Reiterheere die langen Karawanen mit den hochrädrigen Karren eingeholt hatten. Also lagerte nun das berittene Heer auf der Westseite des Altaigebirges und schickte abermals die Karrenkarawanen mit den sie schützenden Tausendschaften voraus.

Dschingis-Chan gab, nachdem er so gesprochen hatte, ein Fest für seine Leibwachen, Frauen, Bräute und Töchter. Alle sprachen vom kommenden Krieg, alle beschimpften Muhammad, und jeder wollte es übernehmen, dem Statthalter von Otrar, Gair, das flüssige Silber in den Mund zu gießen. Am lautesten kreischten die Frauen des Herrschers. Um ihrem Chan zu gefallen und täglich seine Gunst erneut zu erlangen, überboten sie sich und riefen ihm immer neue gräßliche Grausamkeiten zu, mit denen er sich in Choresm rächen sollte.

„Schlag vierhundertfünfzig Leuten Muhammeds die Köpfe ab und schleudre sie mit den Wurfmaschinen in die nächste Festung!“ rief eine.

„Jawohl, sie werden vor dir erbleichen und sich ergeben!“ riefen andere.

„Vierhundertfünfzig?“

„Das ist zuwenig! Viertausend Köpfe!“

„Fünftausend Köpfe!“

Einzelne Frauen sprangen auf, knieten vor dem Chan nieder, umklammerten seine Beine, flehten: „Zehntausend!“

„Und einen Fluß leite um, damit das Wasser in die Stadt fließt und alle ersäuft!“

„Jawohl, ersäuft!“

„Wasser!“

Und alle schrien: „Wasser!“

Der Chan gebot Ruhe, lächelte seinen vielen Frauen zu und verkündete: „Jawohl, ich werde die Geißel Gottes sein!“ Der Rausch hatte den Höhepunkt erreicht.

Unter den Vertrauten des Chans war keiner, der ihn vor der Maßlosigkeit warnte und ihn darauf hinwies, daß seine geplante Rache in gar keinem Verhältnis zu dem stand, was ihm an Schaden zugefügt worden war. Einzig und allein der gelehrte Sterndeuter Berdi aus Hsi-Hsia war bis zu einem Vertrauten des Chans vorgedrungen und hatte gesagt: „Was der Chan tun will, ist ungerecht! Für vierhundertfünfzig getötete Mongolen will er ein Reich zerstören mit Millionen Menschen, mit Akademien, Bibliotheken, Schriftgelehrten, Häusern und Gärten, Schlössern und Palästen? Tausend Jahre nach uns wird man noch weinen, weil wir diesen Mittelpunkt moslemischer Kultur zerstört haben!“

„Man soll weinen!“ sagte der Vertraute. „Und jetzt geh, Alter! Du vermagst zwar in den Sternen zu lesen, aber was auf der Erde geschieht, verstehst du nicht!“

„Laßt mich zum Chan! Ich will es ihm sagen!“

Der Vertraute lachte. „Du hättest noch nicht einen Satz gesprochen und die Frauen, ja allein die Frauen, Sterndeuter, würden dich wie Tiere zerreißen.“

„Auch dann will ich zu ihm! Bei meinem Leben und meinem Wissen, ich muß zu Dschingis-Chan, hoher Herr!“

„Geh“, der Vertraute schob ihn fort, „geh, bevor man auf dich aufmerksam wird.“

„Man wird uns verfluchen, noch in tausend Jahren, hoher Herr, hört Ihr, noch in tausend Jahren wird man erschrecken, wenn der Name Mongol gesagt wird. Verfluchen wird man uns; ein Reich mit Akademien, Schlössern, Palästen, Bibliotheken...“

„...Der Chan braucht keine Bibliotheken, keine Akademien, keine Schlösser und was Ihr noch alles aufzählt. Ihr seht, unser Dschingis-Chan und sein gewaltiges Reich sind groß geworden ohne diese Dinge. Das Reich wird noch sein, wenn die Trümmer von Choresm zur sand- und staubbedeckten Steppe geworden sind.“

„Oh, hoher Herr“, jammerte Berdi.

Der Vertraute des Chans schob ihn immer weiter fort. Er war freundlich und nachsichtig dabei. „Ich könnte auch die Wache rufen“, sagte er.

„Ruft sie! Ja, ruft sie!“ verlangte der Alte. „Vielleicht wird so der Herrscher aufmerksam. Ich möchte sterben, hoher Herr. Es wäre nicht viel, was ich für Choresm hingäbe. Und wenn ich mit meinem Leben dieses Reich großer Kultur retten könnte, täte ich es von Herzen.“

„Ihr redet Unsinn!“

„Unsinn? Ihr seid aus Stein, hoher Herr, und Euer Herz ist ein Messer. Nun müßt ich noch von Eurem Kopf sprechen, aber der ist nicht der Rede wert.“

Am Morgen fand man den Sterndeuter Berdi aus Hsi-Hsia tot in einer Schlucht. Er war selbst hinabgesprungen. Das war in der Nacht, als Dschingis-Chan das große Fest für seine Leibwächter, Frauen, Bräute und Töchter gab.

Der Vertraute des Herrschers lächelte, als man es ihm berichtete.

## Die Toten im Schnee

Als Dschingis-Chan mit seinen Heeren die futterarme Einöde zwischen Altai- und Tienschangebirge überwunden hatte, war es Winter geworden. Auf den Feind waren sie noch nicht gestoßen, und vielleicht wußte Muhammed noch nicht einmal, daß der Mongolenherrscher mit seinen Hunderttausenden Kriegern anrückte.

Vor den Ausläufern des Himmelsgebirges<sup>10</sup> teilte der Chan das Heer auf und sandte einen starken linken Flügel hinunter zum Süden, damit er den Paß zwischen Hindukusch und Pamir überschreite. „Ihr geht außen herum“, sagte der Chan, „und kommt im Rücken Muhammeds heraus. Dort wartet ihr, bis wir heran sind. Dann greifen wir gemeinsam von beiden Seiten an!“

Das hatte der Chan gesagt, als handele es sich um ein Kriegsspiel am Kerulon, das er von einem Hügel aus gut überschauen konnte. Täuschte er sich über die Größe des Landes Choresm? „Ihr geht außen herum!“ hatte er gesagt. Ob er nicht wußte, daß ein ganzer Winter und vielleicht noch ein Stück Frühling nötig waren, um diesen schweren, langen, völlig unbekannten Weg zurückzulegen?

Natürlich wußte er es, denn er sagte einige Tage später zu Dschebe: „Muhammed wird überrascht sein, daß ich ausgegerechnet im Winter das Gebirge übersteige, Berge überwinde, die über den Wolken wie die Sitze der Götter in den Himmel ragen. Also werden ich und mein Heer mit den warmen Frühlingsstürmen in sein blühendes Land einfallen!“

Aber noch war es nicht soweit, denn eins hatte Dschingis-Chan ganz bestimmt unterschätzt: das Tienschangebirge. Wie

---

<sup>10</sup> Tienschangebirge

eine Mauer aus Eis und Schnee lag es vor ihnen und verriegelte den Zugang von Choresm, bedrohte die Krieger mit Eis- und Schneestürmen, Lawinen und Gletschern, unsichtbaren Abgründen und Gefahren, von denen sie noch nicht einmal ahnten. Die geheimnisvollen Gipfel trugen Namen von Göttern. Es waren heilige Berge, die noch kein Mensch betreten hatte.

Nach zwölf Tagen gestand sich der Chan seinen Irrtum ein. Natürlich sagte er keinem etwas, auch nicht seinen Söhnen und nicht den Heerführern. Vielmehr tat er jetzt das, was er immer getan hatte, wenn er bei sich einen Fehler entdeckte: Er setzte seinen unbändigen Willen ein, rücksichtslos, grausam. Nur noch das Ziel sehend, war er nun blind und taub für jeden Einwand.

„Die Heerführer und Tausendschaftsführer zu mir!“ schrie er.

Es dauerte einen und einen halben Tag, ehe er sie um sich versammelt hatte, abgemergelte Gestalten in zerfetzten Pelzen und mit zerschundenen Gliedern. So siegreich sie immer gewesen waren, sie standen jetzt in der erstarrten Welt aus Eis ohne Glanz da. Sie sahen den Chan an, ohne zu hoffen.

„Wer ohne meinen Befehl zurückbleibt“, verkündete der Chan, „ist auf der Stelle von seinem Tausendschaftsführer oder Hundertschaftsführer oder Zehnerführer oder, wenn von diesen dreien keiner da ist, von seinem Nächsten zu töten. Wer von den Begleitmannschaften seinen Karren verläßt oder den zerbrochenen Karren nicht wieder in Ordnung bringt, ist zu töten.“

„Es sind meist Mädchen und Frauen, mein Chan, die die Karren begleiten!“ sagte ein Tausendschaftsführer.

„Wer hat sie geheißen, mitzugehen? Und dann: Brauchst du vor den Städten Otrar, Buchara und Samarkand Mädchen und Frauen oder die Wurf- und Schleudermaschinen auf ihren Karren?“

„Es sind schon jetzt tausend Krieger, mein Chan“, klagte ein

Heerführer, „die erschöpft und erfroren zurückgeblieben sind. Wieviel werden es jenseits des Himmelsgebirges sein, wenn du uns befiehlst, weiterzuziehen?“

„Hunderttausend oder zweihunderttausend!“ schrie Dschingis.

„Oh, Herrscher!“ Das hatten drei Tausendschaftsführer zur gleichen Zeit ausgestoßen, und dann sagte der erste: „Hunderttausend, mein Chan!“

Und der zweite: „Für vierhundertfünfzig tote Mongolen hunderttausend weitere Mongolen?“

„Und wieviel in Choresm?“ schrie der dritte.

„Millionen!“ sagte Dschingis-Chan. „Ich bin die Geißel Gottes! Muß man nicht dieses verdorbene Volk strafen, wenn es solch einen Mörder wie Muhammed an der Spitze duldet?“

Der Herrscher ging ein paar Schritt durch den hohen Schnee zu den Heerführern, sah ihnen in die Augen, lächelte, ging weiter. Als er bei den dreien angekommen war, die so laut gegen ihn gesprochen hatten, sagte er: „Wie mögen eure Krieger jammern und zetern, wenn schon ihre Führer wie alte gebrechliche Weiber winseln?“ Blitzschnell wandte sich Dschingis um und sagte zu seinen Leibwächtern: „Werft diese Ratten nackt in den Schnee und gebt ihre Pelze denen, die frieren!“ Und dann sagte der Chan noch: „Es ist leichter mit hunderttausend oder zweihunderttausend nach Choresm zu ziehen, die mir ohne zu murren folgen, als mit vierhundert- oder fünfhunderttausend, deren Seufzen und Stöhnen alle lähmmt.“

Danach kehrten die Führer zu ihren Tausendschaften zurück. Der Chan hatte es so eingerichtet, daß sie alle an den drei nackten Heerführern vorübergehen mußten, die nun im Schnee lagen. Man hatte ihnen die Köpfe abgehauen, und als die Tausendschaftsführer fort waren und auch Dschingis-Chan sein Pferd wieder bestiegen hatte, blies der Eiswind über den Hang und deckte die Toten mit Schnee zu.

Tenggeri war in diesem Hauptkeil, der vom Chan geführt wurde, und Saran bei einer der Karrenkarawanen, auf denen die Teile zu den Wurf- und Schleudermaschinen sowie der Kanonen, die das fliegende Feuer verschießen konnten, lagen. Vor Tenggeri ritt Bat oder kletterte Bat, und manchen Tag liefen sie mehr als sie ritten. Saran hatte Tenggeri mindestens einen Monat nicht gesehen. Das war noch unten im Tal gewesen und bevor sie das Tienschangebirge erreicht hatten.

Die Pferde gingen bis zum Bauch im Schnee. Da den Tieren vor Kälte oft die Adern platzten, hatte man ihnen Yakhäute um Hufe und Beine gewickelt. Dabei war das Heer noch nicht einmal in die obere Hälfte des Hochgebirges vorgedrungen, denn hier wuchsen noch Rottannen und niedrige Pappeln und Ahornbäume, und man konnte in der Nacht noch viele Feuer entzünden, um sich zu wärmen. Freilich, schon jetzt hatte der Aufstieg beträchtliche Opfer gekostet. Tote lagen steif wie Eisstücke am Weg. Schwarzviolettt ragten sie aus dem Schnee, mit erhobenen Armen wie Ertrinkende, mit geöffneten Mündern wie Schreiende. Manche saßen sogar auf einem erfrorenen Pferd mit ausgestrecktem Arm und erstarrter Peitsche. Wie aus Stein gehauen standen sie da, behangen mit Eis. Aber das war eben erst in der unteren Hälfte des Tienschangebirges.

Dann kam der Tag, an dem Bat rief: „Die Bäume hören auf!“ Obgleich nur seine Augen aus dem in Pelz gehüllten Gesicht blickten, sah Tenggeri etwas von dem Schrecken, der Bat geschüttelt hatte. „Die Bäume hören auf!“ schrie Bat noch einmal, als fürchte er, Tenggeri könnte nicht begriffen haben, was das zu bedeuten hatte.

Tenggeri nickte. Was soll ich antworten, dachte er, und blickte über die Schneefelder. Tatsächlich: Der Wald blieb zurück. Eine Weile darauf sah man nur noch Eiswälle,

Eiszapfen an Eiswänden, vereiste Abgründe und einen eisgrauen, tiefhängenden Himmel. Von Zeit zu Zeit ertönte ein Schrei: Scheuende Pferde, rutschende Pferde, stürzende Pferde, ein Abgrund, ein Widerhall, und weiter gingen Marsch und Ritt, hinauf in die Eisöde.

Plötzlich glitt Bats Pferd schräg weg und fiel auf einen Eisspiegel, den der Wind ständig blank blies. Tenggeri und die anderen der Gruppe sprangen hinzu, um Bat aus den verfetzten Zügelriemen zu befreien, denn es sah jetzt aus, als würde das Pferd, das sich vor Schmerz hin und her warf, Bat erdrosseln.

Als es Chunto gelungen war, den Zehnerführer zu befreien, merkten sie, daß das Pferd ein Vorder- und ein Hinterbein gebrochen hatte. In einem fast an Wahnsinn grenzenden Jubel fielen Bat, Tenggeri und die übrigen der Gruppe über das sterbende Pferd her, öffneten ihm die Adern, tranken gierig das heiße Blut und aßen später das warme Fleisch. Als die Dunkelheit auf die Eiswüste herabfiel, krochen sie in den Schnee, scharrten und wühlten wie Tiere, rollten sich in ihren Pelzen zusammen und deckten sich mit Schnee zu.

Tenggeri träumte jede Nacht von Saran, weil er fast den ganzen Tag an sie dachte. Er sah sie neben den Karren durch den hohen Schnee stapfen und auf jeden Toten achten, der am Wege lag, und er wußte, daß auch sie den ganzen Tag an ihn dachte. Leise sagte er dann unterm Schnee: „Gazelle!“ und er hörte sie: „Schwarzer!“ antworten.

Es war schlimm, Nacht für Nacht von den Toten am Weg und den Gerippen der Pferde und den Hinrichtungen zu träumen. Wenn er morgens aufschreckte, dachte er: Ob sie noch lebt? Und manchmal rief er: „Gazelle!“

Und Bat stieß ihn an. „Gazelle? Was hast du immerfort mit Gazelle! Hier gibt's nicht mal Wölfe, es sei, sie ziehen hinter uns her und fressen unsere Toten auf!“

Manchmal hingegen nahm sich Tenggeri vor, nie mehr von diesen Tagen zu träumen, in denen Saran neben den Karren

durch den hohen Schnee stapfte und auf jeden Toten achtete, der am Wege lag. Er versuchte sich an den Kerulon zu erinnern, den blauen Fluß mit dem blauen Himmel darüber, an den Fels mit dem Bildnis von Saran, das nur bis zu zwei Dritteln fertig geworden war, an den Trompetenruf im Hauptlager, der „Krieg“ bedeutete.

Rasend vor Freude war er in den Spalt des Felsens hinabgejagt, hinüber zur Jurte auf den kleinen Hügel mit den Blütenbüschchen geritten, wo ihn Saran erwartet hatte. Wie auf ein Kommando hin hatten beide zur gleichen Zeit gesagt: „Krieg!“ Und da waren sie in die Jurte geschlüpft, hatten sich umarmt und zugeflüstert: „Krieg! Wir können fliehen, fliehen, endlich fliehen!“

Nur: Von diesem Himmelsgebirge hatte keiner gewußt. Und nun waren sie mitten im Tienschan, stiegen vereiste Schluchten hoch, überquerten Gletscher und Firnfelder. Tenggeri dachte: Von hier gibt es keine Flucht, das weiß Saran, sie weiß auch, daß wir uns nur wiedersehen, wenn der eine wie der andere alles dafür tut, lebend die Täler jenseits der Berge zu erreichen. Also müssen wir durch diese Welt aus Eis und Schnee und Sturm und Toten, um das zu erlangen, was wir uns wünschen. „Hörst du, Gazelle?“ Der Wind antwortete.

Eines Tages sagte Bat: „Die Zeit zwischen dem Feldzug gegen das Reich Chin und diesem hat mir nicht gefallen. Mir hat es nie gefallen, wenn kein Krieg war. Ich wußte dann immer nicht, was ich machen sollte.“

Da Tenggeri nichts sagte, fuhr Bat fort: „Sollte ich vielleicht Schafe hüten wie die Alten, die Einäugigen? Oder Fische fangen? Bei den Göttern: Ich war es gewohnt, mir in den Kriegen immer das zu holen, was ich haben wollte: Schafe oder Gold, Perlen oder Ziegen, Silber oder Frauen!“

Der Zehnerführer lachte. Es war so ein bitteres Lachen, ein Lachen, das ihn Kraft kostete und deshalb plötzlich abbrach. „Und weißt du, Tenggeri, es war immer schön, so mit Pferd

und Schwert und Bogen und Lanze in den Feind wie der Blitz hineinzufahren...“

„....Du redest, Bat, als wolltest du dich hier in den Schnee setzen und sterben!“

„Das Alter packt mich! Es packt mich an den Beinen und Armen. Die Augen tun mir auch schon weh! Und dann: Sind diese verfluchten Berge und Schluchten aus Eis vielleicht ein Feind?“

So sprach der Zehnerführer Bat am zweiundsechzigsten Tag im Tienschan. Das war am Abend in einer Höhle, die vom Scheitel des Gebirges nicht mehr weit entfernt war. „Zweiundsechzig Tage ohne Sonne, das ist für einen Mongolen, als hätte ihn der Himmel lebendig begraben.“ Auch das sagte Bat.

Aber es war noch etwas an diesem Tag geschehen. Keiner redete mehr davon, alle dachten daran: Ein Eissturm hatte einhundertneunundachtzig Krieger mit ihren Pferden von einem Gletscher in einen Abgrund geworfen. Also, sagten viele, thronen doch Götter auf den Schneegipfeln, denn die Berge seien ständig mit dicken Wolken umgeben, damit man die Götter nicht sehe. Weiter behaupteten sie: Diese Götter gerieten immer in Zorn, wenn Menschen in ihr Himmelsgebirge eindrängen. So sei es erklärlich, daß die Götter den wilden Eissturm schickten, der imstande ist, zwei Hundertschaften auf einmal in einen Abgrund zu werfen.

Bat und Tenggeri hockten in einem Spalt. Nicht weit von ihnen standen die Pferde. Hinter den Pferden lagen die übrigen fünf der Zehnergruppe, und dann hätten noch drei da sein müssen, doch die waren tot und lagen erfroren irgendwo im Schnee. Es war natürlich auch möglich, daß sie nicht lagen, sondern irgendwo standen, denn im hohen Schnee vermochten hier sogar Tote zu stehen.

Bat sagte lange nichts, sondern starrte vor sich hin. Später holte er einen Beutel hervor, die Blase eines Yakochsen, entnahm ihm das getrocknete und zerriebene Fleisch, aß es.

Alle hatten solche Ochsenblasen mit zerstoßenem Trockenfleisch bei sich. Eine halbe Handvoll genügte, um sich eine kräftige Suppe zu kochen. Hier konnte man jedoch nicht kochen, und so mußten sie es so essen, wie sie es bei sich trugen.

„Wo du keine Sonne untergehen siehst, siehst du auch keinen Mond aufsteigen!“ schimpfte Bat. Aber es hatte frisch geklungen, mehr spöttisch als bedauernd. Das kam daher, weil der Zehnerführer gegessen hatte.

Die Pferde standen Leib an Leib in der Finsternis. Manchmal klapperte das gefrorene Zaumzeug, oder wenn die Pferde scharrten, schlirrte das Eis wie brechendes Glas in dem Spalt.

„Im Reiche Chin warst du lustiger, Bat. Und bei Tzu-Hu erst!“ sagte Tenggeri. „Und lauter warst du, frecher, und gemein konntest du sein, aber auch gut, ja, gut auch, Bat.“

„Hör auf!“

„Über deine Beine hast du schon in der Schlucht vor Yenping geklagt, weißt du, als wir ohne Pferde...“

„...Ja, ja, ich habe alle Schlachten mitgemacht...“

„...und kannst jede Schlacht mit einer Narbe belegen!“

Sie lachten laut, sie lachten, als hätten sie vergessen, daß sie in dieser Eiswüste waren. Doch das Lachen verstummte so plötzlich, als wären Tenggeri und Bat erwürgt worden. Chunto, einer von denen, die hinter den Pferden gelegen hatten, war zu Tenggeri und Bat gekrochen, hatte gesagt: „Es donnert! Die Berge beben!“

„Du siehst“, jammerte Bat, „je höher wir zu den Bergen hinaufgelangen, desto näher sind wir den Göttern. Je näher wir den Göttern sind, desto zorniger werden sie.“

Der eine holte nun auch die anderen in die Tiefe des Spalts. Die Pferde standen jetzt so, als seien sie eine lebende Wand gegen die Eiswelt da draußen.

Bat sagte, er wolle lieber jeden Tag gegen zehn oder zwanzig Krieger Muhammeds auf einmal kämpfen, als noch eine Nacht

in diesem Gebirge sein. „Ich würde diese krummen Türken, langbeinigen Perser und mäuseflinken Turkmenen so schnell aus dem Sattel fliegen lassen, daß sie nicht einmal wüßten, ob sie schon bei den Göttern oder noch bei den Mongolen sind. Aber hier, was willst du hier machen? Als Krieger? Mit dem Schädel gegen das Eis rennen, mit dem Schwert den Schnee wegscharren, mit der Hakenlanze die Wolken vom Himmel reißen, mit der Streitaxt die Berge spalten? Sag mir, was du hier als Krieger machen willst!“

„Gegen alles kämpfen, was dich vernichten will!“ antwortete Tenggeri. „Wenn wir herauskommen, wird auf der anderen Seite Frühling sein, Bat!“

„Bin alt und müde.“

Starker Eiswind blies über den Spalt hinweg.

„Denk an den Chan“, sagte Tenggeri bissig, „ist er nicht auch alt?“

Bat lachte leise. „Man sagt, sie trügen ihn in einer Sänfte über den Schnee.“

„Ob es wahr ist?“ fragte einer aus der Gruppe. Er hieß Gam und machte den ersten Feldzug mit.

Niemand antwortete, niemand wußte, ob es die Wahrheit war.

„In einer Sänfte?“ wiederholte Tenggeri. „Und die Frauen, wo hat er seine Frauen gelassen? Trägt man die auch in Sänften über das Gebirge?“

„Man sagt“, bemerkte Bat, „seine Frauen, habe man im Tale zurückgelassen. Sobald der Winter vorüber ist, will man sie ihm nachschicken, auf Pferden mit vergoldeten Sänften.“

„Stellt euch vor“, sagte der junge Gam, „der Eissturm würde die Frauen wie heut die zwei Hundertschaften in einen Abgrund werfen. Der Feldzug wäre wohl zu Ende. Meint ihr nicht auch?“

Tenggeri schwieg.

Bat hingegen erwiderte, der Feldzug wäre nicht zu Ende und

würde vom Chan schon deshalb fortgesetzt werden, damit er sich im Reiche Muhammeds genügend neue schöne Frauen aussuchen und holen könne. „Du kennst den Chan nicht“, fügte der Zehnerführer hinzu.

Der Eissturm rollte heran. Noch zitterte die Erde leise, manchmal schwankte sie bereits, hob und senkte sich.

„Er kommt von der Seite“, schrie Bat.

Sie stemmten sich Körper an Körper gegen die Wand aus glattem Eis.

Donner grollte.

Irgend etwas knallte hart in den Spalt.

„Bat?“

„Tenggeri?“

„Gam?“

So riefen sie sich der Reihe nach beim Namen. Sie wußten gar nicht, weshalb sie das taten, denn jeder spürte den nächsten neben sich.

„Jetzt!“ brüllte der Zehnerführer.

Der Spalt schwankte. Eis splitterte, regnete herab. Ein Angstschrei, oder war es ein Schrei aus Schmerz? Der Sturm raste, donnerte, schlug zu, peitschte Mensch und Tier. Ein Eisblock klirrte mit Getöse in eine Kluft.

Zwei Körper glitten unter der Wucht des Sturmes von der Wand aus Eis und rissen die anderen mit.

„Vorbei!“ schrie Bat.

„Nein!“ brüllte Tenggeri. „Und nein und nein!“

Und dann schien der ganze Berg zu schwanken, hin und her, und zu schütteln schien er sich, als fröre ihn oder als wollte er alle abwerfen, die ihn zu bezwingen versuchten. Ein scheuendes Pferd lief über Bat und seine Leute hinweg, prallte am anderen Ende des Spalts gegen die Eiswand.

„Bat!“ Aber es war unsinnig, jetzt noch zu schreien. Der Sturm beherrschte alles: Die Berge, den Himmel, das Eis, den Schnee, die Menschen und Tiere. Der wilde Sturm bestimmte,

wer schrie und wer nicht mehr schrie und wer zu sterben und nicht zu sterben hatte.

Ich will nicht umkommen, rief es in Tenggeri, bei allen Göttern, die ihr auf den Gipfeln dieser Berge thront, ich will nicht umkommen, ich will nicht! Seine Hände krallten sich in irgendeinen zottigen Pelz, und auch den Mund hatte er in den Pelz des andern gedrückt. Er biß hinein, wie er sich mit den Händen hineinkrallte. Zu wem der Pelz gehörte, wußte er nicht. Das war auch gleich. Vielleicht hatte sich der andere auch in seinen Pelz verbissen. Wie Tiere verkrampten sie sich ineinander, und der Sturm schüttelte Eis und Schnee und Schnee und Eis.

Wie lange das gedauert hatte, wußte später niemand. Als es aufhörte, war der Himmel so blank, so voller Sterne, wie sie es in diesen Bergen noch nicht gesehen hatten. Der Mond hing wie erfroren neben einem Gipfel und machte den Schnee blau, das Eis graugrün. Es sah alles krank aus, bleich, knöchern bleich und stumm und starr und tot.

„Bat!“ rief Tenggeri. „Der Mond, Bat! Der Mond ist da. Wir leben, Bat, und der Mond ist da.“ Er hatte sich aus klimmendem Eis und Schnee erhoben, stand bis zur Brust darin im Spalt. Und dann zerre Tenggeri an dem Pelz, in den er sich verkrallt und verbissen hatte, und sagte in die Stille: „Na, steh schon auf, Bat.“

Aber der, den er Bat nannte, stand nicht auf. Das war auch nicht Bat. Das war Gam. Gam war tot. Beim ersten Feldzug und ohne daß er den Feind gesehen hatte.

Hinten, wo das Pferd gegen die Eiswand geprallt war, standen sie jetzt auch auf, und Tenggeri fand Bat fast vorn am Eingang des Spaltes. Wie er dorthin gekommen war, wußte er nicht. Tenggeri rief ihn und zog ihm den Pelz vom Gesicht, doch der Zehnerführer sah ihn nur staunend an und sagte nichts.

Da schleppte Tenggeri Bat bis zu dem Pferd, das gegen die

Wand geprallt war und mit gebrochenen Gliedern im Eis lag.  
„Öffnet ihm die Ader“, sagte Tenggeri zu Chunto und Sorigt.

Und als sie das getan hatten, gaben sie Bat das heiße Pferdeblut zu trinken. Anfangs wollte er nicht trinken. Sie bekamen kaum seine Lippen auseinander, aber dann, als das heiße Blut über Bats Gesicht gelaufen war, öffneten sich die Lippen. Der Zehnerführer trank. Er bewegte nun auch die Augen. In den Pupillen glänzte das Mondlicht. So kauerten sie alle um Bat und sahen zu, wie er trank. Der Dampf des heißen Pferdeblutes gefror an ihren Brauen und Pelzen zu Schnee. Als Bat genug getrunken hatte, tranken die andern. Sie tranken das Pferd richtig leer. Danach aßen sie das Fleisch wie in den Tagen zuvor.

Bat sagte: „Ich kenne dich schon lange.“

Sie sahen sich an. Keiner wußte, wen er gemeint hatte.

„Dich meine ich, Tenggeri!“

„Mich?“

„Er redet wirr“, meinte Chunto.

„Dich“, wiederholte er und sah zu Tenggeri. „Bevor ich sterbe...“

„...Bat!“

„... will ich dir sagen, was zu sagen ist.“

Irgendwo brach ein Eiszapfen und fiel klirrend in den Spalt. Der Zehnerführer blickte angstvoll hoch und sagte ruhig: „Ich war einer von den zehn Reitern damals, die...“

„...Bat!“ unterbrach ihn Tenggeri.

„Sei jetzt still! Wir kamen aus der Sonne, aus der untergehenden Sonne, und ihr saßt an einem Bach mit drei Zedern. Stimmt das?“

„Ja.“

„Also! Ihr saßt so da, wart auf der Flucht, und da kamen wir und hatten euch eingeholt.“

„Weiter, Bat!“

„Nichts weiter. Das andere weißt du.“

„Ja, das weiß ich.“

„Und dich mußten wir am Leben lassen. So hatte das der Chan befohlen.“

„Ja.“ Man hörte jetzt ringsum den Atem der anderen.

„Du brauchst mich deswegen nicht zu hassen“, sagte Bat.

„Morgen kannst du zu solch einer Gruppe von zehn Mann gehören, die das machen müssen.“

Tenggeri nickte.

„Und ich sag dir auch noch: Damals habe ich das gern gemacht, richtig gern!“

„Sei still, Bat!“ meinte Tenggeri und stand auf.

„Damals, sagte ich, Tenggeri!“

Der Mond hing nun genau über dem weißglänzenden Gipfel, beschien Gletscher und Firnfelder.

„Willst du Fleisch?“ fragte Bajasach.

Bat schüttelte schwerfällig den Kopf, richtete sich auf, fiel jedoch wieder zurück und fragte Tenggeri: „Wenn du so groß vor mir stehst, denke ich, du willst mich zertreten. Sagte ich nicht schon, daß du morgen vielleicht das machen mußt, was ich gestern getan habe?“

Tenggeri kauerte sich wieder hin. „Warum sind meine Eltern geflohen, Bat?“

Der Zehnerführer schwieg. Er hatte die Augen jetzt geschlossen und atmete tief. Da der Mond nun auf sein Gesicht schien, sahen sie die Wunde am Kopf, ein Loch an der rechten Schläfe. Es sah aus wie das geöffnete Maul eines Fisches.

Da Bat keine Antwort gab, überlegte Tenggeri, seit wann der Zehnerführer wissen konnte, wer er war.

„An der Felswand am Onon wußte ich es noch nicht, wer du bist“, sagte Bat, als habe er geahnt, daß Tenggeri darüber nachdachte. „Mir fiel nur der Name ‘Tenggeri’ auf. Aber als ich von dir erfuhr, daß du dein Pferd von Dschingis-Chan geschenkt bekommen hattest – und es war ein edles Tier! –, dachte ich: Dann kann er’s nicht sein, denn ihm würde der

Chan bestimmt keins schenken.“

„Und wann erfuhrst du es, daß Chara-Tschono mein Vater und Goldblume meine Mutter gewesen sind?“

„Als du dem Chan das Märchen WIE DIE PFERDEKÖPFIGE GEIGE ENTSTAND erzähltest. Ich stand in der Menge auf dem Platz, und als sie dich fragten, wer dir das Märchen erzählt hätte, antwortetest du: ‘Mein Stiefvater hat es mir erzählt!’ und da fragten sie dich, wer dein Stiefvater gewesen sei. ‘Chara-Tschono, der SCHWARZE WOLF’, hast du geantwortet.“

„So war es. Ich wurde daraufhin Zehnerführer!“

„Eine List des Chans“, bemerkte Bat. „Daß du den Namen deines Stiefvaters nanntest, hat er dir bestimmt nicht verziehen.“

„Wütend war er, Bat! Und gesagt hat er es mir!“

„Siehst du! Und ich habe eine ganze Zeit nicht mit dir geredet, bin dir ausgewichen.“

„Und da dachte ich, es wäre deshalb, weil ich Zehnerführer geworden war.“

„So hast du gesagt, als wir in der Tausendschaft des kleinen Chinesen-Generals Lu zur Großen Mauer ritten. Aber ich habe dir geantwortet, daß es nicht deshalb ist. Ich sagte nämlich: ‘Weißt du, Tenggeri, das Leben ist eine merkwürdige Sache.’ Darauf hast du geantwortet: ‘Ich weiß nicht, was du meinst, Bat.’ Ich erwiderte: ‘Ach, laß das.’ Es war schon nicht leicht, selbst für mich nicht, der viel erlebt und erlitten hat, einen in seiner Gruppe zu wissen, dessen Stiefvater und Stiefmutter er auf Befehl des Chans...“ Hier brach Bat ab.

Später sagte er noch: „Obwohl wir uns stritten und reizten und manchmal wohl auch nur neckten wie junge Wölfe, habe ich dich immer gern gehabt. Du warst so ganz anders als die andern, verstehst du. Das ist wie mit den Pferden, Tenggeri: Du kannst in deinem Leben zwanzig geritten haben, eins war bestimmt darunter, das dir besser als alle neunzehn gefallen

hat.“

Sie schwiegen wieder eine Zeitlang. Der Mond war noch höher in den Himmel geklettert. Es wirkte alles noch greller, bleicher und unendlicher als zuvor. Zwei der Gruppe, Sorigt und Bajasach, waren vor zu den Pferden gegangen, wärmten sich an deren Leibern. Chunto lief nach einem Ersatzpferd für Bat.

„Reibt ihnen immerzu die Hälse!“ befahl der Zehnerführer den zweien vorn.

Bat wollte sich etwas aufrichten. Er fiel jedoch sofort zurück. Tenggeri fragte, ob er am Körper eine Wunde fühle.

„Nichts, nur am Kopf. Immer, wenn ich mich aufsetzen will, tanzt und wackelt der Mond, und die Berge hüpfen auf und nieder“, antwortete Bat. Er faßte nach der Stelle an der rechten Schläfe. „Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte von solch einem krummen Türken eins über meinen Schädel bekommen. Aber nein, es mußte ein Eisstück sein, ein dummes, dummes Eisstück. Feiner Feind! Ein Krieger, der alle Schlachten mitgemacht hat, wird von einem Eisstück erschlagen? Das ist, wie wenn ein stinkender Fisch nicht im Wasser sterben kann, sondern aufs Ufer hinaufrutschen muß, damit ihn wenigstens eine Wildkatze frißt!“

„Wegen dieses kleinen Loches am Kopf stirbst du nicht, Bat“, sagte Tenggeri.

„Aber kämpfen kann ich auch nicht! Wozu ist man noch nütze?“

„Zum Schafehüten, Fischefangen, Bat.“

Der Zehnerführer sagte eine Weile nichts, sondern sah nur so in die Sterne.

Tenggeri dachte: Nun hast du ihn vor dir liegen. Er war einer von den zehn, die aus der untergehenden Sonne geritten kamen. Und er sagt, morgen vielleicht schon wirst du das machen müssen, wenn es der Chan befiehlt.

„Manchmal denke ich“, begann Bat leise, „ich war in allen

Kriegen. Und weil ich in allen Kriegen war, habe ich alles gehabt, was ich immer haben wollte. Aber jetzt, wo ich so daliege, denke ich, es kann doch nicht alles gewesen sein. Was fehlte, weiß ich nicht. Aber alles kann es nicht gewesen sein!“

Nein, es kann nicht alles gewesen sein, dachte Tenggeri und sah die chinesischen Fischer in ihren Booten aufs Meer hinaustreiben, die Mädchen und Frauen von den Sträuchern die Teeblätter pflücken und die Männer mit den Büffeln hinter dem Pflug gehen. Euer Glück ist unser Unglück, hatten sie gesagt. Und andere hatten böse gemeint: „Seid ihr nur auf der Welt, um Menschen totzuschlagen, Herden zu rauben und Häuser niederzubrennen?“

„Da habe ich nun so vieles gehabt und doch nichts behalten“, klagte der Zehnerführer.

„Wie du redest, Bat“, wunderte sich Tenggeri. Chunto sah erstaunt herüber.

„Das liegt nur daran, weil ich die Beine nicht mehr hochkriegen. Wären wir gleich in den Kampf geraten, ich hätte Muhammeds Soldaten wie morsche Baumstöcke zerhackt. Und wenn ich dabei hin gewesen wäre, ich wäre gestorben, ohne zu jammern. Aber hier, nein, da liege ich und denke und überlege und grüble und sterbe nicht und sterbe nicht.“

Die anderen schliefen jetzt, nur die Pferde standen aufrecht da und still. Der Morgen kam grau und diesig über die Berge gekrochen. Die Tausendschaften verließen ihre Nachtlager, die Spalten und Klüfte und Schluchten. Dann erklang das Trompetensignal zum Aufbruch.

Sie setzten Bat auf ein Pferd. Er erbrach sich und fiel herab in Tenggeris Arme. Nun legten sie ihn auf den Rücken des Tieres, eingerollt in drei Pelze, und banden ihn mit Riemen fest. Er sagte nichts mehr, wenngleich sie ihn fragten, ob er so liegen könne. Tenggeri führte das Pferd von Bat neben dem seinen, und sie ritten über eine ebene Fläche ohne Schnee. Später ging es wieder bergan. Sie mußten von den Pferden

steigen.

Zu sehen war gar nichts. Manchmal war ihnen, als seien sie im Himmel: rundum Wolken. Als sie die Wolkenfelder jedoch durchstiegen hatten, schien die Sonne, zum erstenmal schien die Sonne; warm, schön strahlte sie aus einem dunklen blauen Himmel herab.

Wenn Bat jetzt stürbe, dachte Tenggeri, es bliebe nichts von ihm, wie von Tausenden nichts geblieben ist. Er hat kein Haus gebaut, keine Fische gefangen, keinen Tee gepflückt, kein Samenkorn in die Erde gelegt, kein Bild gemalt, keine Steine bebauen, keine Schrift gelernt. Aber er hat Häuser zerstört, Fischer getötet, Teesträucher verbrannt, Felder verwüstet, Bilder vernichtet, behauene Steine von Tempeltreppen hinabgestoßen und Bücher in Teiche und Flammen geworfen.

„Ich glaube“, sagte Bat, „es müßte jetzt schön sein, am Kerulon in der Sonne zu sitzen. Hast du vorhin nicht gesagt, wozu ich noch nütz wäre? Zum Schafehüten, zum Fischefangen?“

„Und hast du nicht erst neulich gesagt, die Zeit zwischen dem Feldzug gegen das Reich Chin und diesem hat dir nicht gefallen, weil du nicht gewußt hast, was du machen solltest?“

„Lieg du mal erst so da, wie ich daliege, dann denkst du an Dinge, an die du in all den Jahren nicht gedacht hast!“

„Und wenn es zu spät ist, Bat?“

Darauf antwortete der Zehnerführer nicht. Er sagte: „Schnitzt du noch solch kleine Schafe, Ziegen, Hunde und Wölfe wie damals in Chin?“

„Am Kerulon habe ich's getan. Figuren habe ich geschnitzt, große Figuren. Und einen Kopf habe ich in einen Felsen gehauen. Ich war noch nicht fertig, da kam dieser Feldzug.“ Von diesem Tschim sage ich ihm nichts, dachte Tenggeri. Es ist besser, wenn ich ihm von Tschim nichts sage!

Der Zehnerführer erzählte, es sei schön gewesen damals in Chin, wie Tenggeri an den Abenden im Zelt die kleine Herde

aufgestellt habe. „Und du machst das gern?“

„Sehr gern, Bat.“

„Lieber als mit dem Feind kämpfen?“

„Viel lieber, Bat.“

„Wenn du mir das vor Jahren gesagt hättest, hätte ich dich in eine Schlucht gestoßen oder wäre auf deinen Rücken gesprungen und hätte dir das Rückgrat zerbrochen.“

„Ich weiß.“

Der Pfad war nun ganz steil geworden, und die Pferde gingen schräg nach oben durch den Schnee wie in den Himmel. Aber es lag hier weniger Schnee als unten, und es war ganz still und warm. Wenn sich irgendwo in der Höhe durch die Hufe ein Stein löste, riefen die vorderen den hinteren das zu. Sie zogen dann die Tiere zur Seite; manchmal geschah das zu spät oder der Stein änderte plötzlich seine Bahn. Er flog dann wie ein Messer in den Leib eines Kriegers oder Pferdes. Einmal hieb einer einem Hengst das rechte Vorderbein glatt durch, daß es wie eine steife Stange auf den Pfad fiel und zum Abhang rollte.

An diesem Tage erreichten sie den Scheitel des Tienschangebirges. Sie schauten nun auf die Wolken hinab, aus denen vereinzelt steinerne Gipfel ragten. Manchmal riß die Wolkendecke an einer Stelle auf. Man sah dann unten einen dunklen Abgrund oder einen Gletscher, über dessen Eis dunkle Schatten glitten.

„Bist du jetzt gegen den Chan?“ fragte Tenggeri leise und sah zu Bat hinüber.

„Gegen, sagst du? Was ist das für eine Frage? Hat mich denn jemand gefragt, ob ich für ihn bin? Ich bin geboren worden und habe ihm gedient. Ich hätte auch Muhammed gedient oder diesem gelben Hundesohn des Himmels in Yenping. Das kommt darauf an, wo man geboren ist, Tenggeri. Gegen ihn? Ich war nie gegen ihn. Ich bin auch jetzt nicht gegen ihn. Leben denn die länger, die gegen ihn sind?“ Der Zehnerführer blickte fragend zu Tenggeri hinüber. In seinem dicken, langhaarigen

Pelz lag er wie ein Wolf auf dem Rücken des Pferdes. Nur die kleinen schmalen Augen waren zu sehen. „Da fragt mich einer, ob ich gegen den“, Bat hustete, „wäre.“

„Weil du anders sprichst als früher, Bat!“

„Nun ja, es überkommt einen so, wenn man daliegt. Sieh dir den Königsadler an! Stolz schwebt er über Felsen, Wälder, Flüsse. Du könntest neidisch werden, wenn du das siehst. So. Und dann schießt du ihn mit einem Pfeil vom Himmel. Er fällt, stürzt, liegt da, wackelt noch ein bißchen, zuckt, zuckt, hebt noch mal die Flügel, aber das ist nichts mehr damit, und dann die Augen, die Augen, mein Lieber: Die sehen schon ganz traurig und trüb aus, und du denkst, wenn du ihn so daliegen siehst: Ist das wirklich der, der soeben noch stolz über den Himmel zog? Nein, nein, wenn du daliegst und die Beine nicht hochbekommst, redest du anders. Aber gegen den Chan bin ich nicht. Übrigens“, Bat hob ein wenig den Kopf, „mir geht es besser. Ich werde nicht sterben.“

„Die Sonne tut gut, ja? Und natürlich stirbst du nicht, Bat!“

Oben auf dem Scheitel hatten die vorausziehenden Tausendschaften viele blaue Fähnchen zwischen die Steine gesteckt, zum Zeichen der Freude, daß es ihnen gelungen war, den Rücken des Tienschangebirges zu überwinden. Ein paar Tote waren auch da. Sie hatten schwarze Gesichter. In den Augen war das Wasser gefroren, und im Sonnenlicht blitzte nun das gefrorene Wasser in den Augen. Etwas abseits auf einem Fels lagen zwei Krieger ohne Köpfe. Die Köpfe sah man erst später und ein Stück ab von den Toten: Sie spießten auf zerbrochenen Lanzen. „Die waren also gegen den Chan“, sagte Bat, als sie vorüberkamen.

Chunto und Sorigt ritten an ihnen vorbei und führten jetzt die Gruppe an.

Am Weg spreizten sich auch viele Pferdegerippe, bleich und frosttrocken. Durch die Knochengitter pfiff leise der Gipfelwind.

„Nein, nein, ich sterbe nicht“, sagte der Zehnerführer und verlangte sogar, daß ihn Tenggeri losschnallte. „Weißt du, die Nacht, der Eissturm, der Schlag gegen den Kopf, die zweieinhalbzig Tage davor, das hat mich doch ein wenig durcheinandergebracht.“

Tenggeri hatte inzwischen die Riemen gelöst. Aufrecht saß Bat im Sattel, streckte die Arme wie einer, der lange gefesselt gewesen war, und sagte: „Die Sonne! Mir hat die Sonne gefehlt. Jetzt weiß ich's.“

Sie ritten nun auf der Westseite des Gebirges hinab. Im Schritt ritten sie. Manchmal mußten sie vom Pferde steigen, weil sich die Tiere weigerten, über hohe Steine zu gehen. „Ob ich gegen den, na, du weißt schon, wäre“, sagte Bat und lachte.

Tenggeri schwieg noch immer, wunderte sich, wie schnell sich Bat wieder verändert hatte. Aber er dachte, das war schon immer so, in Tzu-Hu und vor Yenping, in der Schlucht und am Rande der Welt, bevor ich an die Pappel kam und als ich an der Pappel stand. Immer war's so. Es gab so einen Bat und so einen.

„Nein, ich bin nicht gegen ihn“, sagte der Zehnerführer. Er sagte es nicht böse, eher belustigt und so, als finde er es spaßig, daß einer so etwas fragt.

„Schon gut, Bat“, meinte Tenggeri. „Und dir tut gar nichts weh?“

„Ah, so ein bißchen der Kopf! Aber das schafft schon die Sonne, die Sonne schafft alles!“

„Du hast mir gestern nicht gesagt, Bat, als ich dich fragte, warum mein Stiefvater Chara-Tschono und meine Stiefmutter Goldblume geflohen sind.“

„Das stimmt“, brummte Bat, und man sah es ihm an, daß ihm diese Frage jetzt nicht lieb war. Vielleicht hatte er inzwischen auch schon bereut, in der Nacht und am Morgen so gesprochen zu haben. Aber nun hatte er, als er den nahen Tod zu fühlen glaubte, zugegeben, einer der zehn Reiter gewesen zu sein, und

so sagte er nach einer Weile mit ruhiger Stimme: „Dein Vater war von frühester Jugend an ein Freund des Chans, als der noch Temudschin hieß und kein Chan war.“

„Das weiß ich, Bat.“

„Ja, und dein Vater hat mit dem Chan die Vereinigung aller Stämme, die in der Steppe und in Filzzelten lebten, erkämpft. Also die Schaffung des großen Volkes der Blauen Mongol. Und dein Vater wurde sogar der Oberste der Leibwache.“

„Auch das weiß ich, Bat.“

„So, das weißt du!“ Sie mußten wieder aus dem Sattel, weil vor ihnen mehrere Pferde gestürzt waren und sich in den Riemen verwickelt hatten. Bat ging zu einem Stein, und noch bevor er bei ihm angelangt war, streckte er seine Arme nach diesem Stein aus, als müsse er sich an ihm schnell festkrallen. Keuchend setzte er sich.

Hinter Bat und Tenggeri saß Chunto. Chunto saß oft allein, und es geschah selten, daß Chunto mit einem sprach. Aber er tat, was von ihm verlangt wurde. Ob er es gern tat oder nicht gern, das wußte keiner.

Auf Bats Stirn perlte Schweiß. Er sagte hastig: „Dein Vater sprach von Zeit zu Zeit gegen den Chan, wenn der feindliche Krieger töten ließ, die ihre Schwerter und Bogen weggeworfen und sich gefangen gegeben hatten. Er wollte klüger sein als Dschingis.“ Bat nahm eine Handvoll Schnee und rieb sich damit das Gesicht. „Kurzum: Chara-Tschono behauptete, Dschingis mißachte die alten Gesetze der Steppe, die Sitten und Bräuche der Vorzeit. Er berief sich dabei auf seinen Vater, weißt du.“ Der Schnee taute nun in Bats Gesicht. „Na, und da setzte ihn der Chan als Obersten der Leibwache ab. Andere, die ihm untreu geworden waren, ließ er töten, deinen Vater aber verschonte er und steckte ihn in eine Zehnerreihe. Sie waren ja Freunde gewesen.“

Der Pfad schien wieder frei zu sein, denn die Kolonne schob sich jetzt weiter durch das Geröll der Steine und Eisfelder. Bat

und Tenggeri gingen zu den Pferden. Sorigt, Bajasach, Chunto und Tarwa waren schon aufgesessen und warteten. Bat aber kam nicht in den Sattel. Er versuchte und versuchte es; es gelang nicht. Da trat Tenggeri zu ihm und stemmte den Zehnerführer hoch.

Bat fluchte und sagte: „Mir ist wie einem Pferd, dem man die Ader geöffnet hat.“ Doch nun saß er wieder aufrecht, und eine Weile darauf meinte er: „Weiter also: Da kam der Feldzug gegen Hsi-Hsia. Das war nach der Gründung des großen Mongol-Reiches. Also war Hsi-Hsia das erste fremde Land, das der Chan unterwerfen wollte. Kurz vor dem Überfall sagte Dschingis zu allen, die versammelt waren: ‘Der Feind wird jammern und sagen: »Warum achtet ihr unsere Grenze nicht«, und wir werden antworten, daß auch der Adler die Grenze nicht achtet und wir wie Adler sind. Denkt daran: Es darf nur einen Herrscher auf Erden geben, und ich will es sein, der zum Erschütterer des Erdkreises wird. Meinen Namen sollen sie mit Furcht nennen, gleich, wohin ich euch bringen werde.’“

Schon auf dem Ritt zu diesem Hsi-Hsia-Land versuchten einige zu fliehen, da auch sie das Gesetz der Väter erfüllen wollten. Wir fingen sie aber wieder ein und hängten sie mit Stricken an unsere Pferde. Deinem Vater jedoch gelang es erst in Hsi-Hsia zu fliehen, indem er einem Boten die Glöckchen stahl und sich mit diesen Glöckchen wie ein Pfeilbote des Chans den Weg freiläutete bis hin zum Lager, wo deine Mutter wartete.“

Bat wischte sich wieder den Schweiß aus dem Gesicht. „Das andere weißt du!“ Er bat jetzt Tenggeri, vom Pferd zu steigen und ihm eine Handvoll Schnee zu reichen. Doch da war Chunto schon abgestiegen und gab Bat eine Kugel aus Schnee. Der Zehnerführer lächelte ihm zu und fuhr dann fort: „Was du nicht weißt, ist, was dein Stiefvater uns aufgab, Dschingis-Chan zu sagen: ICH HABE IHM GEDIENT, ALS SIE SEINEN NAMEN IN EHRFURCHT NANNTEN!

NUN IST NICHTS GEBLIEBEN ALS DIE FURCHT VOR SEINEM NAMEN. ICH HASSE IHN! SAGT IHM DAS! Als wir dem Chan dies gehorsam meldeten, senkte er den Kopf und schwieg.“

Stumm ritten sie nun nebeneinander. Die Sonne schien noch immer prächtig. Der Himmel war noch immer tiefblau, und noch immer schwebten in der Tiefe die weißen, dicken Wolkenfelder. Es war, als sei darunter eine dunkle Welt verborgen.

„Ich dachte, du würdest etwas sagen, wenn ich dir so viel erzählt habe“, meinte der Zehnerführer.

Tenggeri blickte mit einem glücklichen Gesicht hinüber zu Bat und sagte nichts.

„Es sieht fast aus, als ob du lächelst“, meinte der Zehnerführer.

„Stimmt, Bat!“ Ob er nicht auch lächeln würde, dachte Tenggeri, wenn er einen Vater gehabt hätte, der so ganz anders war als die hunderttausend und noch mal hunderttausend anderen?

„Und du sagst nichts?“

Tenggeri tätschelte den Hals seines Pferdes, lachte, schaute zu seinem Zehnerführer und sagte fast fröhlich: „Du hast alles gesagt, Bat, und ich bin sehr froh, daß du es mir gesagt hast.“

„Aber du wirst einsehen“, erwiderte Bat, und seine Stimme klang jetzt sehr müde, „daß ich das damals machen mußte. Und morgen kann dir das so ergehen. Vielleicht triffst du später dann auch einen, wie ich dich getroffen habe.“

Mir wird es nicht so ergehen, dachte Tenggeri. „Und würdest du es heut wieder tun, Bat?“

Der Zehnerführer schwieg, als überlege er, was diese Frage für ihn bedeuten könne. Er mochte auch denken, vielleicht will mich Tenggeri töten. Dann schien er diesen Gedanken wieder von sich zu weisen, weil ihn Tenggeri schon in der Nacht hätte töten können. Doch auch das verwarf er später. Er hatte den

Verdacht, Tenggeri habe ihn in der Nacht nicht getötet, um von ihm zu erfahren, warum sein Stiefvater und seine Stiefmutter geflohen waren.

„Willst du mir nicht antworten, Bat?“

„Ich tue, was der Chan befiehlt!“ Das klang nicht so mutig, wie die Worte klingen sollten. „Ich meine, da es dein Vater war und ich...“

„.... Schon gut, Bat. Du hast es mir gesagt, also brauchst du mich auch nicht zu fürchten.“

„Chunto, gib mir noch mal Schnee!“

„Ja, Bat.“

„Mein Kopf, weißt du; es muß schon ein ganz schönes Eisstück gewesen sein, Tenggeri.“

„Sicher, Bat.“

Sie ritten nun Stunde um Stunde über die Steinfelder und das Eis und den Schnee. Seit es abwärts ging, lagen nicht mehr so viel Tote am Weg. Auch die Pferdegerippe waren seltener geworden. Als die Sonne in die Wolkendecke unter ihnen eintauchte, sagte Bat: „Jetzt kannst du mich wieder auf das Pferd schnallen.“

Sie wickelten ihn in die drei Felle, schnallten ihn fest. Da lag er Rücken an Rücken mit dem Pferd und blickte in den roten, später violetten Himmel.

Das Pelzbündel auf dem Pferderücken sah nun wieder wie der Leib eines Wolfes aus, der langgestreckt daliegt und lauert.

Tenggeri führte Bats Pferd, wie er es schon am Morgen geführt hatte. Als die Finsternis herabkam, krochen sie wieder zwischen Eisblöcke und Felswände, um darin die Nacht zu verbringen. Sie hoben den Zehnerführer vom Pferderücken, und es fiel ihnen auf, daß er nichts sagte und steif wie ein gefrorener Wolf war. Die Pelzzotteln hingen voller Eis und klapperten wie kleine Knochen. Das Gesicht von Bat war hart wie der Stein, auf den sie ihn gelegt hatten.

Niemand sagte etwas.

Bevor sie am Morgen den Platz mit dem Toten verließen, legte Tenggeri seinem Zehnerführer das große, schwere Schwert so auf den Leib, wie es der Brauch vorschrieb: mit der Spitze nach unten.

Eine Weile betrachtete er das schwere Schwert. Dann hörte er seinen Vater sagen: ICH HABE IHM GEDIENT, ALS SIE SEINEN NAMEN IN EHRFURCHT NANNTEN! NUN IST NICHTS GEBLIEBEN ALS DIE FURCHT VOR SEINEM NAMEN. ICH HASSE IHN! SAGT IHM DAS! Tenggeri sah auch noch, wie zwei kräftige rote Hände den Griff umklammerten und das schwere Schwert hochhoben.

Dann sprang er aufs Pferd und trabte den anderen nach.

## Die Geiβel Gottes

Sie kamen aus dem Totenwinter der Berge in den Blumenfrühling der Täler wie die Tiergestalten aus grauer Vorzeit. Mit Fellen behängt, ritten sie auf struppigen, ausgehungerten Pferden durch blühende Aprikosen- und Pfirsichgärten, vorbei an Menschen, die ängstlich an Wegrändern knieten oder sich in den Orangenhainen versteckten, weil sie glaubten, Allah strafe sie für ihre Sünden.

Das war in den Dörfern am Rande des choresmischen Reiches.

Dschingis-Chan schlug zunächst einige Lager auf, um das Heer zu sammeln und zu ordnen. Ferner erwartete er die Boten von den Nord- und Südfügeln und den Umgehungstruppen.

Der erste Pfeilbote brachte die Kunde, daß Dschingis-Chans ältester Sohn Dschutschi im Ferganatal von Muhammeds Soldaten in die Flucht geschlagen worden war. Also hatte Muhammed die mongolische Hauptmacht an dieser Stelle erwartet. Für Dschingis war das eine Enttäuschung, wenngleich er Dschutschi nicht tadelte, denn sein Sohn war mit seinen erschöpften Kriegern ins Tal hinabgestiegen und hatte nicht damit rechnen können, daß Muhammed mit seinen ausgeruhten Leuten an diesem Punkt auf ihn wartete. Sicher war es einem oder mehreren Mongolen gelungen, in den Bergen zu fliehen und Muhammed den Übergang zu verraten.

Der zweite Pfeilbote hatte eine gute Nachricht auszusprechen: Er sagte, daß der äußerste linke Flügel – das waren außer den mongolischen Kriegern die chinesischen Abteilungen unter Muchuli – ohne erhebliche Verluste den Paß zwischen Hindukusch und Pamir im frühen Winter überschritten hätten und nun weit im Rücken des Feindes am Unterlauf des Flusses Amu aufgetaucht wären, ohne daß Muhammeds Soldaten

bisher etwas bemerkt hätten. „Dann werden sie etwa in einem Monat hinter der Stadt Buchara sein?“ fragte der Chan.

„Ja“, antwortete der Bote freudig. „Sie richten sich ganz nach dem Befehl, den Ihr ihnen mitgabt: ‘Ihr geht außen herum und kommt im Rücken Muhammeds heraus. Dort wartet ihr, bis wir heran sind. Dann greifen wir gemeinsam von beiden Seiten an.’ Habt Ihr nicht so gesagt?“

„So sagte ich, Bote! Damit auch du später nicht vergißt, welch gute Kunde du mir überbracht hast, schenke ich dir diese Streitaxt“, sagte der Chan. „Sie ist mit Perlen vom Gewand des chinesischen Himmelssohnes geschmückt!“

Ohne den Dank des Pfeilboten abzuwarten, wandte sich Dschingis um und schritt zu seinen Heerführern. Zu Tschagatai und Ugedei sagte er: „Ihr zieht sofort nach Nordwesten und nehmt Otrar. Macht dort alles nieder, weil dies jene Stadt ist, in der meine Karawanenleute ermordet wurden. Den Statthalter Gair bringt mir lebend nach Buchara, das ich bis dahin erobert haben werde. Dort will ich ihm das Maul mit flüssigem Silber füllen. Da er auf mein Wort nicht gehört hat und nicht zu mir gekommen ist, um ihn nach dem Gesetz richten zu können, werde ich ihm auch noch Silber in Ohren und Augen gießen lassen.“

Tuli behielt Dschingis-Chan bei sich, und während er Dschebe seinem Sohn Dschutschi zu Hilfe schickte, zog der Herrscher sofort mit Tuli auf Buchara zu.

Die Pferde hatten sich inzwischen auf den frischen grünen Weiden erholt. Die Karren waren instand gesetzt, die Riemen geflickt; verblieben noch die erschöpften Krieger: Sie sättigten sich von Tag zu Tag besser, und je umfangreicher die Beute wurde, desto dreister und grausamer verhielten sie sich. Widerstand fanden sie selten in den kleinen Dörfern, dafür genügend Verräter, die ihnen schmeichelten und die Verstecke verrieten, in denen die Habe der Bewohner vergraben war.

Tenggeri führte nun die Gruppe.

Sie bestand aus den Kriegern Sorigt, Bajasach, Tarwa und Chunto. Einer ritt hinter dem anderen, alle staunten über den neuen Zehnerführer, der so streng, unnachgiebig und wortkarg war, daß sie fast nicht glauben wollten, es sei dieser Tenggeri der vergangenen Wochen und Monate.

Tatsächlich: Tenggeri war nicht mit jenem Tenggeri zu vergleichen, und schon gar nicht mit dem, der im Reiche Chin eine Weile Zehnerführer gewesen war und wegen unzuverlässigen Handelns abgelöst werden mußte.

Sie erklärten sich vielleicht sein Verhalten, indem sie sagten, jetzt, wo er es ist, ist er strenger als sein Vorgänger, damit er bleiben kann, was der andere bis zu seinem Tode war! Aber Tenggeri war auch gerecht, und das versöhnte sie wohl ein wenig.

Saran hatte er bei den Karren im Tal gesehen, als sie sich sammelten, und er war sehr froh, daß sie den fürchterlichen Zug durch die Eisöde des Tienschangebirges überstanden hatte. Er wäre am liebsten zu ihr hingeritten, hätte sie umarmt, geküßt, gelobt und immer wieder geküßt und gelobt, aber er tat es nicht, um auch hier nicht den geringsten Verdacht zu erregen, genausowenig wie Saran es tat, als sie Tenggeri mit dem Pferde neben einem blühenden Pfirsichbaum stehen sah.

Sie ritten jetzt im Schritt und so langsam, daß die Yakkarren nun in der Kolonne blieben. Einmal sahen sie den großen Dschingis-Chan, den Cha-Chan. Er war mit seinem Gefolge zur Seite geritten, stand vor der breiten grünen Wand einer Myrtenwaldung und ließ die Tausende Krieger vorüberziehen, die Krieger mit den Stoß- und Reißlanzen, den Streitäxten und Fangseilen, den Bogen und Köchern.

Schwer mahlten die Karren durch den rötlichen Sand, gezogen von den schwarzen Yaks, begleitet von Frauen und Mädchen, die am Feldzug teilnahmen, um im Feindland ihre

toten oder verstümmelten Männer rächen zu können. So stand Dschingis-Chan Stunde um Stunde und betrachtete mit Genugtuung das gewaltige Heer. Später ritt er mit Tuli und dem Gefolge an der linken Seite seiner Reiterarmee wieder vor zur Spitze und verschwand bald im Staub, der über den Kolonnen mitzog.

Noch bevor sie Buchara erreicht hatten, kam es bei dem Städtchen Tasch zum Kampf. Allerdings wurden nur die ersten zwei Tausendschaften in die Schlacht geworfen, da der Widerstand an dieser Stelle gering war. Die Hauptmacht rastete indessen zu beiden Seiten des Weges und plünderte die kleinen Dörfer am Rande des Städtchens Tasch.

Bis auf Chunto waren alle aus Tenggeris Gruppe in die kleinen Häuser und Gärten eingedrungen, schleppten goldgeschmiedete Teller und Krüge herbei. Viele Krieger brachten auch Krüge und Vasen aus Glas. Weil das Glas so durchsichtig war und sie noch nie welches gesehen hatten, hielten sie es gegen die Sonne und schauten hindurch, lachten und hielten es dem nächsten vor das Gesicht, schauten durch und lachten noch mehr. Aber am meisten lachten sie, wenn es ihnen aus der Hand glitt und am Boden in unzählige Stücke zerplatzte.

In einem der Aprikosengärten umringten sie einen Glasbläser, einen alten Mann mit einem langen weißen Bart, der vor ihren Augen über dem Feuer ein bauchiges Gefäß blies. Es schillerte bunt im Sonnenlicht. Wie neugierige Kinder schauten die Krieger auf die immer größer und größer werdende Kugel. Für diesen Augenblick sah es aus, als wären sie nach Choresm gekommen, um zuzusehen, wie ein Glasbläser ein Gefäß herstellt. Aber als der Alte das Rohr absetzte, stach einer der Krieger mit einem Pfeil in das heiße bauchige Gefäß, das noch immer an dem Stab hing. Der Alte sah fassungslos in ihre vom Grinsen verzerrten Gesichter und sagte leise zu ihnen: „Euch hat nicht Allah geschickt, sondern der Teufel!“

Obgleich sie ihn nicht verstanden hatten, stießen sie ihn vor

die Brust, so daß der Mann rückwärts taumelnd ins Gras fiel. Dann rissen sie die Glut aus dem Feuer und warfen sie in die Fenster des kleinen Hauses aus Lehm. Der Alte hatte sich noch nicht aus dem Gras erhoben, als die Flammen aus dem Dach in den wolkenlosen Himmel schossen.

„Ist das vielleicht recht, was sie tun?“ sagte Chunto zu Tenggeri.

Tenggeri sah stumm zu Chunto. Er wußte nicht, was das für einer war, denn er hatte bisher kaum mit ihm gesprochen, und er kannte ihn auch nicht vom Kerulon her. Daß Chunto nicht mit in die Häuser ging, raubte, niederbrannte, mußte nicht daran liegen, daß er nicht rauben und niederbrennen wollte. Vielleicht hat ihm der Hundertschaftsführer aufgegeben, mich zu beobachten, dachte Tenggeri, und vielleicht weiß der Tausendschaftsführer, daß ich der Stiefsohn Chara-Tschonos bin? Also antwortete Tenggeri mit entschlossener Stimme: „Sie tun, was der Chan erlaubt, lieber Chunto!“

Chunto blickte etwas ratlos auf Tenggeri. Es wirkte fast, als hätte er nicht erwartet, daß Tenggeri so sprechen könnte. „Warum tust du es nicht?“ fragte Chunto.

Tenggeri lächelte. Er ist listig, dachte Tenggeri. „Oh, bestraft denn der Chan jene, die es nicht tun?“

„Natürlich nicht“, antwortete Chunto schnell.

„Also!“ Tenggeri stand auf. „Überhaupt, wie kannst du so sprechen? Ist denn nicht alles, was der Chan erlaubt, befiehlt und tut, recht? Antworte, Chunto!“

Chunto zögerte eine Weile und stand nun auch auf.

„Es dauert mich, wenn ich sehe, wie sie in Gärten und Häusern wüten, Zehnerführer.“

Tenggeri sah ihn kurz an, drehte sich um und ging zu den Pferden. Er hat ein so ehrliches Gesicht, dachte er, als könne es gar nicht möglich sein, daß er seine Ohren für den Hundertschaftsführer aufmacht. Tenggeri blickte sich um: Chunto stand allein an einem Brunnen und trank Wasser. Er hielt den Topf

so vor den Mund, daß seine Augen über den Rand zu Tenggeri schauten. Vor seinen Füßen winselte ein großer brauner Hund, dem die Krieger die rechte Vorderpfote abgehackt hatten. Chunto füllte den Topf erneut mit Wasser und stellte ihn dem Hunde hin. Das Tier soff und stand nun auf drei Beinen. Dort, wo das vierte gewesen war, tropfte Blut in den Staub. Chunto streichelte das braune Fell und sah dabei immer wieder zu Tenggeri. Er tat so, als solle Tenggeri nicht merken, daß er zu ihm blickte.

Im Städtchen hatte der Kampf inzwischen aufgehört. Wo Tasch gewesen war, stiegen jetzt schwere Rauchwolken in den Himmel.

Die Kolonnen schoben sich weiter durch den Staub. Da der Wind vom Westen her wehte, ritten sie nachher noch eine Weile durch den Qualm der Brände. Die Stadt selbst passierten sie nicht.

Von Otrar trugen Pfeilboten die Nachricht herüber, daß die Stadt eingeschlossen und ihr Nordteil bis zu den Märkten hin überflutet sei, da Tschagatai und Ugedei mit Hilfe chinesischer Fachleute den Fluß Syr umgeleitet hätten. Tausende Krieger hätten tage- und nächtelang Steine getragen und den Strom in eine andere Bahn gezwungen.

Dschingis-Chan trieb sofort zur Eile und verbot, in den folgenden Nächten zu ruhen. Lediglich kurze Aufenthalte waren gestattet, um die Tiere zu versorgen. Dadurch gewann er mehrere Tage und erreichte früher als vorgesehen die große Stadt Buchara. Kaum daß er eingetroffen war, wurde ihm gemeldet, daß die Umgehungsheere auf der anderen Seite der Stadt am Flusse Amu lagerten und auf seine Befehle warteten.

Die Stadt hatte sieben Tore. Der Chan befahl, sechs davon streng zu bewachen, das siebente aber unbeachtet zu lassen. Der Feind sollte annehmen, ihm sei das siebente Tor entgan-

gen. Also würde der Feind das siebente Tor zu einem Ausfall oder zur Flucht benutzen. Dschingis-Chan stellte sofort einige Abteilungen bereit, die diesen Fliehenden nachhetzen sollten, um sie, wenn sie durch die Flucht geschwächt und in Unordnung geraten waren, bis zum letzten Mann niederzumachen.

Zunächst ließ der Chan sein gesamtes Heer auf den Hügeln um die Stadt ruhen. Er verlangte, daß nachts Hunderttausende Feuer brannten, damit die drinnen in der Stadt vor seiner Macht und Größe erschraken. Dann ließ er die Kanonen das fliegende Feuer verschießen, und auch das mußte in der Nacht geschehen, denn er versprach sich sehr viel von dem Feuer, das in tausend Schlangen über den Himmel zischte und auf Häuser, Paläste, Minarets und Menschen herabfiel.

„Ich bin die Geißel Gottes“, sagte er immer wieder zu den Kriegern, die das fliegende Feuer hinüberschossen. Und er ritt von Kanone zu Kanone und sagte fortwährend, daß er die Geißel Gottes sei. „Sie werden annehmen, der Himmel brennt und fällt brennend auf sie herab! Vor mir knien werden sie! Und ich werde ihnen sagen, daß sie gesündigt haben.“

Nacht für Nacht wiederholte sich das. Der Chan saß auf untergeschlagenen Beinen und lachte.

Manchmal wehte der Wind das Schreien der Menschen zu den Hügeln, die in den engen Gassen verbrannten, unter zusammengestürzten Häusern lagen oder aus Furcht vor den Mongolen von den schlanken Minarettürmen gesprungen waren.

In solch einer Nacht war Chunto verschwunden.

Tenggeri merkte es erst am Morgen, und er sagte nichts, aber Sorigt und Bajasach sagten es ihm.

„Ist sein Pferd hier?“ fragte Tenggeri. Sie sahen nach, aber das Pferd von Chunto war auch verschwunden.

„Er wird zum Hundertschaftsführer geritten sein“, bemerkte Tenggeri, und er dachte, wenn er geflohen ist, will ich ihm Vorsprung verschaffen. Er erinnerte sich jetzt, wie Chunto bei

dem Städtchen Tasch einem dreibeinigen Hund einen Topf Wasser hingestellt und sein Fell gestreichelt hatte. Das hatte Tenggeri damals als außergewöhnlich empfunden, weil tausend andere so etwas nie getan hätten, nicht einmal er selbst. Für einen Moment hatte er daraus geschlossen, daß Chunto ein Mensch war, der keinen anderen leiden sehen konnte, auch ein Tier nicht. Doch dann hatte Tenggeri diesen Vorfall wieder vergessen, und Chunto hatte bis Buchara nie mehr versucht, mit ihm zu sprechen.

Jetzt dachte er aber wieder daran, und er dachte, wenn Chunto schon nicht einen Hund zu sehen vermag, dem einer eine Pfote abhackte, wie soll er diese Nächte ertragen, in denen das Feuer auf die Stadt herabregnnet, die Bewohner verbrennen und vor Angst schreiend von den Türmen springen?

„Wenn er beim Hundertschaftsführer sein soll“, fragte Sorigt, „mußt du ihn dann nicht geschickt haben, Zehnerführer?“

„Natürlich“, antwortete Tenggeri blitzschnell, „ich hatte es nur vergessen. Natürlich habe ich ihn zum Hundertschaftsführer geschickt.“

„So“, knurrte Sorigt und ging zu den andern.

Tenggeri glaubte jetzt fest daran, daß Chunto geflohen war, und er bedauerte es nur, daß er eine Zeit gewählt hatte, die eine Flucht fast aussichtslos erscheinen ließ, denn zu beiden Seiten der Stadt lagen die Heere des Chans. Noch immer rückten starke Abteilungen aus den Bergen heran, lagerten in Dörfern und kleinen Städten, Gärten und Parks, um Dschingis als Sicherung im Rücken zu dienen. Nein, er wird nicht durchkommen, dachte Tenggeri. Es tat ihm leid, Chunto nicht genügend beachtet, sondern ihm mißtraut zu haben.

Gegen Abend sagte Sorigt lächelnd: „Müßte er nun nicht zurück sein vom Hundertschaftsführer?“

„Noch nicht, Sorigt!“

„Ach“, machte der Krieger und zog ein aufreizendes Gesicht. „Heut früh wußtest du noch nicht einmal, daß er zum Hundert-

schaftsführer gegangen ist, und jetzt weiß du, daß er noch nicht zurück sein kann!“

„Ja, das weiß ich, Sorigt!“

„Und du hast ihn wirklich geschickt?“

„Ja, ich habe ihn wirklich geschickt!“

„Und ich sage, er ist geflohen“, schimpfte Sorigt. „Und die anderen sagen es auch. Er ging nie mit in die Häuser der Choresm-Leute, um Beute zu holen, er steckte auch keine Häuser an, er sprach kaum mit uns, aber er sprach mit dir, und wir haben auch gehört, wie leise er mit dir sprach.“

„Hast du ihn denn einmal laut sprechen hören?“ sagte Tenggeri.

„Nein, nur leise, das stimmt.“

„Also! Und ich habe ihn zum Hundertschaftsführer geschickt.“

„Wir werden ja sehen“, sagte der Krieger, spuckte in den Sand und ging.

Als hinter der Stadt die Sonne untergegangen war, dachte Tenggeri: Es ist eine verrückte Sache; er wählte die schlechteste Zeit, um zu fliehen, scheint aber durchgekommen zu sein; sonst hätten sie ihn schon längst zurückgebracht und hingerichtet.

Als die Feuerschlangen wieder über den Himmel fuhren und auf die Stadt niederzischten, sagte Tenggeri zu seinen Kriegern: „Ihr könnt euch jetzt hinlegen.“

„Und dieser Chunto?“ fragte Sorigt.

„Er wird in der Nacht zurückkehren“, antwortete Tenggeri kalt und legte sich ebenfalls in den warmen Sand des Hügels vor Buchara. Unten in der Stadt stürzten krachend die letzten Holztürme im Feuer zusammen.

„Der Chan hat sie aufgefordert, sich zu ergeben“, sagte Tarwa. „Sie haben es abgelehnt, also wird nichts von ihnen bleiben als die Asche!“

„Ja, die Asche“, wiederholte Bajasach, „und die vertreibt der

Wind. Wo sie zur Erde fallen wird, werden sie sagen: Seht ihr, die Mongolen sind in der Nähe!“

Sie unterhielten sich dann noch über die Befestigung der Stadt, über die Zitadelle mit den zweiundzwanzig Toren und achtunddreißig Türmen aus Steinen. Sorigt sagte: „Der Chan lacht über die Mauern. Er meint, die Mauern einer Stadt sind nur so stark wie der Mut ihrer Verteidiger!“

Tenggeri lag da und sagte nichts, und er lag etwas abseits, dachte an diesen Chunto, sah ihn durch die zweite Nacht jagen mit einem Herz voller Angst und Mut. Er bewunderte ihn insgeheim, weil er es fertiggebracht hatte zu fliehen, ohne Vorbereitungen zu treffen. Er war einfach geflohen, kühn, mutig, unüberlegt. Doch Tenggeri schüttelte bedenklich den Kopf: Wer kühn sein will, darf nicht unüberlegt handeln! Nein, selbst wenn es Chunto gelungen war, das Heer zu verlassen, ist es nicht richtig, unüberlegt davonzureiten. Das Leben ist kostbar und das Glück selten. Wenn Chunto durchkommt, ist es Glück. Wir, Saran, wollen eine Nacht oder einen Tag wählen und in dieser Nacht oder an diesem Tag einen Augenblick, der so günstig sein wird, daß uns keiner vermißt.

Unten in der Stadt knisterten die Brände. Der Chan hatte nun auch die Wurf- und Schleudermaschinen eingesetzt sowie die Riesenkatapulte mit den angespitzten Pfählen. Aber Buchara war groß, seine Bewohner tapfer. Immer und immer wieder löschten sie die Feuer, schöpften rastlos Wasser aus den sieben künstlichen Kanälen der Stadt, die sie in friedlichen Tagen gegraben hatten, damit die Gärten und Obsthaine in der Sommerhitze nicht verdursteten und verdorrten.

Tenggeri sah noch immer in den vom Feuer geröteten Himmel und dachte: Was sage ich aber morgen früh Sorigt und den anderen, wenn sie mich nach Chunto fragen? Sage ich, ich habe ihn mit einer Nachricht zum Hundertschaftsführer gesandt und er ist nicht zurückgekehrt, also ist er geflohen, dann verdächtigen sie mich, das mit Chunto vereinbart zu haben.

Was sage ich ihnen?

Tenggeri überlegte, dachte angestrengt nach, fand keinen Ausweg, sondern erschrak plötzlich: Durch ihn komme ich in Verdacht! Jawohl, durch ihn! Sorigt oder einer der anderen würde sofort zum Hundertschaftsführer laufen und ihm melden, was geschehen ist. Sie würden mich fragen, weshalb schwiegst du einen ganzen Tag und eine Nacht? Wer bist du? Tenggeri! Ach, etwa jener Tenggeri, dessen... Ja, der bin ich! So, der also!

Von irgendwoher kamen kleine Schritte über den Sand.

Tenggeri horchte. Abseits von ihm schliefen Sorigt und die anderen. Er hörte sie schnarchen. Auf ihren Pelzen flackerte das dunkle Rotgelb der Stadtbrände. Hinter ihnen wuchsen ebenso rotgelb Büsche in den Himmel, Sträucher mit furchtbaren Dornen. Er kannte sie. Jedes Pferd mied sie, wich vor ihnen zurück. Und wieder ein Stück ab fern der Sträucher lag die nächste Zehnergruppe. Aber die Schritte kamen weder von den Sträuchern noch von der nächsten Zehnergruppe, sondern von hinten aus der Finsternis.

Der Sand knirschte jetzt, und obgleich die Schritte näher kamen, hörten sie sich leiser an, und langsamer und größer. Dann tauchte die Gestalt aus der Finsternis mit dem Feuerschein der Stadt auf Brust und Gesicht.

Chunto?

Aber die Gestalt duckte sich, so daß Tenggeri das Gesicht nicht mehr sehen konnte.

Natürlich nicht Chunto, dachte Tenggeri.

„Sei still, ich bin's!“

„Chunto!“

„Ja, und sei ganz still, ich bin nicht durchgekommen. Wenn du jetzt Krach machst, steche ich zu.“

„Ich mach keinen Krach!“

„Dann leg dich wieder!“

„Ja.“

Auch Chunto legte sich. Tenggeri war es plötzlich, als habe ihn einer am Hals gepackt und wolle ihn erdrosseln. Wie war es nur möglich, daß Chunto fortging und zurückkam, ohne daß man ihn angehalten hatte?

„Du hast es doch hoffentlich nicht dem Hundertschaftsführer gemeldet, daß ich verschwunden war?“

„Natürlich nicht“, flüsterte Tenggeri, erschrak aber im selben Augenblick und dachte: Wieso konnte er annehmen, daß ich es nicht melde? War ich unvorsichtig, so unvorsichtig, daß ich Saran und mich gefährde?

„Ich wußte ja, daß du es nicht meldest!“ sagte Chunto leise, legte sich auf den Rücken und die Arme unter den Kopf.

„Du wußtest das?“

„Ja.“

„Du wußtest das, obgleich ich dich bei diesem Städtchen Tasch abgewiesen habe?“

„Da wußte ich es auch schon!“ Chunto kicherte ein bißchen. „Nun mach dir mal keine Sorgen: Ich bin geflohen, nicht durchgekommen, zurückgekehrt. Du hast es dem Hundertschaftsführer nicht gemeldet, also: Beide tragen wir unsere Köpfe nur so lange, wie einer dem anderen vertraut!“

„Und woher wußtest du es?“

„Was?“

„Daß ich es dem Hundertschaftsführer nicht melden würde.“

„Ach so. Paß auf: Kennst du das? ICH HABE IHM GEDIENT, ALS SIE SEINEN NAMEN...“

„...Hör auf!“

„Und ich weiß aus diesem Gespräch mit Bat, wer du wirklich bist, also wußte ich, daß du dem Hundertschaftsführer nichts meldest. Fliehen wir zusammen? Morgen ist der Angriff!“

„Chunto! Du hast gehört, wie mir Bat...“

„...Morgen, ja?“

„Du redest heut ganz anders als damals bei Tasch. Deine Stimme, Chunto, sie klingt...“

„....Meine Stimme!“ sagte er ärgerlich und nahm die Hände unterm Kopf hervor, stützte sich auf und flüsterte: „Morgen oder nicht morgen?“

Tenggeri schwieg und blickte in das vom Feuer erhellt Gesicht Chuntos. Irgend etwas war plötzlich in diesem Gesicht, das mit Tenggeris Gedanken, die er sich über Chunto am Tage gemacht hatte, nicht übereinstimmte.

„Sagst du nun was?“ drängte Chunto.

„Hast du“, begann Tenggeri vorsichtig und noch einmal überlegend, ob er sich nicht irrte, „vorhin nicht zu mir gesagt, ‘morgen ist der Angriff’?“

„Ja, das sagte...“, Chunto stutzte und verbesserte sich: „Ich vermute es.“

„Du hast aber gesagt, ‘morgen ist der Angriff’. Woher weißt du das?“ Tenggeri richtete sich nun auch auf.

„Was soll das, ich weiß es. Unterwegs...“

„....auf der ‘Flucht’ hat man es dir gesagt? Vielleicht ein Tausendschaftsführer, denn nur sie wissen, wann ein Angriff vorgesehen ist. Also hast du auf der Flucht mit einem Tausendschaftsführer gesprochen?“ Tenggeri lachte.

Im gleichen Moment war Chunto aufgesprungen, aber Tenggeri hatte ihn schon bei den Beinen gepackt, und da knallte Chunto in den Sand. Wie eine Wildkatze wand er sich. Tenggeri drückte die Breitseite seines Dolches gegen den Hals von Chunto. Die Arme fielen herab. „Hast du noch etwas zu sagen“, flüsterte Tenggeri, „dann schnell!“

„Auch du bist verloren“, quetschte Chunto. hervor. „Sie wissen alles von...“

Tenggeri stieß zu. „Sorigt“, rief er, „Tarwa!“ Und als Sorigt, Tarwa und die anderen herbeieilten, stach Tenggeri noch immer das Messer in Chuntos Leib und wälzte sich mit ihm über den Sand, obgleich er wußte, daß der Mann bereits tot war.

„Wer ist das?“ fragte Sorigt. „Ein Perser, ein Türke?“

„Chunto!“

„Chunto?“ fragten alle.

„Ja, ich lag wach und vermochte nicht zu schlafen“, erzählte Tenggeri keuchend. „Die Mücken, wißt ihr, die Mücken! Und auf einmal sehe ich Chuntos Gesicht über dem meinen. Ich denke: Du träumst. Noch ehe ich begreife, daß ich nicht träume, sagt Chunto leise: ‘Ich war nicht beim Hundertschaftsführer...’“

„...Siehst du!“ unterbrach Sorigt.

„...ich wollte fliehen...“

„...Sagt ich’s nicht?“ unterbrach abermals Sorigt.

„...aber ich bin nicht durchgekommen.“

„Das gestand er ein?“ wunderte sich der mißtrauische Sorigt.

„Ja, und er forderte mich auf, mit ihm zu fliehen, denn, so sagte er, zu zweit sei es leichter.“

„Und da hast du im Namen des Chans zugestochen!“ bemerkte Sorigt.

„Noch nicht! Als ich sagte, daß ich das dem Hundertschaftsführer melden werde, griff er nach seinem Dolch und...“

„...und da stachst du zu!“ sagte Sorigt.

„Ja! Da stach ich zu, im Namen des Chans.“

Sie standen jetzt stumm um den Toten. Jeder zufrieden mit sich selbst, so standen sie da, und Tenggeri dachte: Da liegst du leblos im Sand. Vielleicht hast du tagsüber auch nicht weit von hier im Sand gelegen und mich beobachtet. Beim Tausendschaftsführer mußt du mindestens zweimal gewesen sein: das erstmal, nachdem du das Gespräch zwischen Bat und mir belauscht hattest; du kamst dann bei dem Städtchen Tasch zu mir und wolltest mich zu einer Äußerung gegen das Plündern der Krieger verleiten. Ich war nahe daran, dir zu glauben. Das zweite Mal gestern nacht oder am heutigen Tag, denn du wußtest, wann der Angriff auf die Stadt erfolgt. Also hat dich der Tausendschaftsführer beauftragt, mich aufzufordern, mit dir zu fliehen, um mich, weil ich Chara-Tschonos Stiefsohn

bin, zu prüfen.

„Sorigt!“ rief Tenggeri.

„Zehnerführer?“

„Reite sofort zu unserem Tausendschaftsführer und sage ihm das: Der Zehnerführer Tenggeri hat heut nacht den Krieger Chunto, als dieser den Zehnerführer Tenggeri aufforderte, mit ihm aus dem Heer zu fliehen, im Namen des großen Chans erstochen. Nimm als Beweis den Kopf Chuntos mit!“

„Sofort!“ rief Sorigt begeistert, und zu Tarwa sagte er: „Bring meinen Schimmel, während ich das mit dem Toten mache!“

So, dachte Tenggeri, wenn das keine Freude für den Tausendschaftsführer ist, die ich ihm da bereite! Dabei sah er zu, wie Sorigt eifrig dabei war, Chuntos Kopf in ein schwarzes Tuch zu wickeln.

„Sorigt!“

„Zehnerführer?“

„Ich mache dich zu meinem Stellvertreter!“ sagte Tenggeri mit forschter Stimme. „Weißt du auch, warum?“

Sorigt lächelte zufrieden und sprang auf seinen Schimmel. „Das ist nicht schwer zu erraten. Zehnerführer: Mein Verdacht, Chunto ist nicht zum Hundertschaftsführer gegangen, sondern geflohen, war richtig.“

„Genau so ist es“, antwortete Tenggeri und dachte: Wenn du eifriger Dummkopf wüßtest, wie es sich wirklich verhalten hat, dann würdest du mich jetzt im Namen des Chans auf der Stelle töten. „Du bist klug“, sagte Tenggeri.

„Und du bist gerecht und ehrlich, Zehnerführer.“

„Schon gut, Sorigt. Ich könnte mir keinen besseren Stellvertreter denken als dich. Und nun reite los!“

„Ja, Zehnerführer!“

Wie ihm Tenggeri so nachschaute, dachte er: Wirklich, einen besseren Stellvertreter konnte ich mir nicht wünschen. Er wird mich preisen und Zeuge für meine Gerechtigkeit sein, er wird

mich verteidigen, weil ich ihn zum Stellvertreter machte, er wird meine Chan-Treue loben, wo an ihr gezweifelt wird, denn ich habe Chunto sofort getötet im Namen des Chans, des großen Dschingis.

Tenggeri trat an Tarwa und Bajasach heran, klopfte ihnen die Schulter und sagte: „Nehmt ihn euch als Vorbild.“

„Ja, Zehnerführer“, sagten die zwei, eingeschüchtert von der Größe ihres Sorigt, der schon am Tage erkannt hatte, was die Nacht erst hervorbrachte. Als im ersten Morgengrau Tausendschaft um Tausendschaft in den dunklen Bergfalten hinabritt und sich den Stadttoren näherte, wußte Tenggeri, daß der Angriff begann und Chunto tatsächlich beim Führer ihrer Tausendschaft gewesen war. Auch auf ihrem Hügel ertönte dann der helle Trompetenruf, und so bestieg Tenggeri sein Pferd. Eines Kommandos bedurfte es in seiner Gruppe kaum noch, da sie lediglich aus Bajasach und Tarwa bestand.

Tenggeri lächelte, wenn er sich vorstellte, wie der eifrige Sorigt, nun glücklicher Stellvertreter, jedoch ohne Krieger, umherritt und den Tausendschaftsführer suchte in einem gewaltigen Heer, das soeben zum Angriff angetreten war. Wir werden uns nicht wiedersehen, Sorigt, dachte Tenggeri. Ehe du Chuntos Schädel im schwarzen Sack dem vorgewiesen hast, für den er bestimmt ist, werden wir in der Stadt sowenig auffindbar sein wie ein rotbraunes Ahornblatt unter hunderttausend rotbraunen Ahornblättern.

Tenggeri wandte sich noch einmal um und blickte zu dem Platz, wo das Lager der Karren, war. Er sah die Frauen und Mädchen den Kriegern nachwinken. Saran sah er natürlich nicht, zudem schien noch keine Sonne, obgleich sie aufgegangen war. Aber die rote Kugel hing hinter der dunklen Staubwand des aufbrechenden Heeres.

Die Rammböcke rollten zu den Toren. Schreie, Kommandos, Peitschenschläge. Noch flog das fliegende Feuer in die Stadt, noch wuchteten die Schleudermaschinen schwere Steinblöcke

über die Mauer. Auch die Riesenkatapulte schossen noch die Pfähle mit den eisernen Spitzen auf Gassen, Straßen und Plätze. Dann aber, als die ersten Tore krachend aufsprangen, ihre schwarzen Flügel im Staub zerbarsten und die ersten Reiterscharen in die Stadt hetzten, hoben die Beobachter der Tausendschaften ihre blauen Fähnchen, worauf die Krieger an den Wurf- und Schleudermaschinen, den Riesenkatapulten und den Kanonen, die das fliegende Feuer über den Himmel jagten, das Schießen einstellten.

Bereits gegen Mittag erstreckte sich der Kampf in der Stadt nur noch um die Zitadelle, da der größte Teil der persischen und türkischen Krieger, die Buchara verteidigen sollten, nachts durch das unbewachte Tor geflohen und einen Tagesritt von der Stadt entfernt niedergemacht worden war.

Tenggeri, der nicht zur Angriffsspitze, sondern zur Sicherung der Hauptkräfte gehörte, ritt mit Tarwa, Bajasach und anderen in die Stadt. Gefallene Krieger und gestürzte Pferde lagen in Gassen und Straßen. Manch Bewohner war kniend auf seinem Gebetsteppich getötet worden und wandte auch noch im Tode sein Antlitz nach Mekka.

Viele mongolische Krieger machten sich einen Spaß daraus und ließen die Edelsten der Stadt, die Kaufherren, Gelehrten, Geistlichen, Handwerker und Künstler, niedrige Arbeiten verrichten. Sie mußten ihnen die Pferde füttern und tränken, aber nicht, wie üblich, sondern indem sie den Edlen befahlen, die Behälter, in denen die heiligen Bücher gelegen hatten, ins Freie zu tragen und sie mit Futter zu füllen. So fraßen dann die Pferde aus Krippen, in denen die Korane gelegen hatten. Die Muezzins<sup>11</sup> wurden gezwungen, in der Moschee für die Krieger Schafe und Ziegen zu schlachten, und die Imams<sup>12</sup> mußten das Fleisch in Streifen schneiden. Manch Kadi<sup>13</sup> und Mullah<sup>14</sup>

---

<sup>11</sup> moslemische Gebetsrufer

<sup>12</sup> Vorbeter in der Moschee

<sup>13</sup> geistlicher Richter

weigerte sich, solche Tätigkeiten in einer Moschee zu verrichten. Die Krieger packten sie dann bei den Bärten und zerrten sie die Stufen hinab, warfen sie in die Kanäle der Stadt und schrien: „Wo ist dein Allah?“ Und: „Hat dich Allah nicht das Schwimmen gelehrt?“

Die alten Bewohner standen verzweifelt an den Straßen und fragten: „Was bedeutet das? Was sind das für Tiere? Wer schickt sie? Ist das Gottes Zorn, der über uns gekommen ist?“

Obgleich die Zitadelle noch immer nicht gefallen ist, reitet Dschingis-Chan bereits vor Sonnenuntergang in die Stadt. Tenggeri sieht ihn die Hauptallee von Buchara hochkommen, begleitet von Tuli und tausend Leibwächtern. Die mißtrauischen Wächter vertreiben die letzten Staunenden von der Straße, stochern mit ihren Lanzen in den Blütenbüschern der Parks, schlagen Fenster ein, wenn die Häuser dem Chan zu nahe sind, töten selbst jeden Hund, der aufgeregt zwischen den Pferden des Gefolges umherbellt.

„Ist das der Palast des ‘Schatten Allahs’, dieses verfluchten Muhammeds?“ fragte der Chan und zeigte auf das größte Gebäude von Buchara. Weiß und prächtig stand es in der untergehenden Sonne.

„Es ist das Haus Allahs, nicht das Haus Muhammeds!“ antwortete ihm der Stadtälteste.

Dschingis-Chan betrachtet eine Weile die hellroten Pfeiler unter der mächtigen Kuppel, schüttelt verwundert den Kopf und reitet die Stufen zum Gebetshaus hinauf, reitet durch ein blaubödiges Tor und hinein in die Hauptmoschee.

Alles folgt ihm, auch Tenggeri, auch Tarwa, auch Bajasach. Perser, Turkmenen, Tadshiken und Türken sind mit hineingegangen, und all die Edlen der Stadt, die vorher noch von den Kriegern so gedemütigt worden waren, sind nun auch drin, denn der Chan hat sie gerufen, wenngleich die Leibwächter dafür sorgen, daß sie ihrem Herrscher nicht zu nahe sind. Nun

---

<sup>14</sup> Geistlicher

war er also in der Hauptmoschee und stand mit seinem Schimmel auf blumenbunten Teppichen.

„Was ist das?“ Dschingis-Chan streckte den rechten Arm aus und zeigte auf ein vergoldetes Türmchen an einer weißen Säule.

„Die Kanzel!“ antwortete ein Mullah. „Der Platz unseres Vorbeters.“

Dschingis-Chan lächelte Tuli zu, stieg gemächlich vom Pferd und schritt zu der weißen Säule. In der Moschee war es ganz still. Da die Treppe zur Kanzel hinter der Säule angebracht war, sah niemand, wie der Chan hinaufging, aber alle hörten es, hörten das Ächzen der Stufenhölzer. Groß und massig erschien Dschingis auf der Plattform. Bis zum Bauch stand er hinter dem vergoldeten Gitter. Dann winkte er den Übersetzer heran und sagte: „Verkündet allen Lebenden dieser Stadt: ICH BIN DIE GEISSEL GOTTES!“

Die Perser, Turkmenen und Türken und Tadshiken fielen sofort auf die Knie. Vielleicht hatte der eine oder andere unter ihnen, nachdem er von den Kriegern schon geschlagen und erniedrigt worden war, noch gehofft, wenigstens aus dem Mund des Herrschers Besseres zu hören. „Der Himmel hat euch in meine Hand gegeben“, fuhr Dschingis-Chan fort, „damit ich euch für eure Sünden strafe, denn ihr habt schwer gesündigt.“

Was für ein Ungeheuer er ist, dachte Tenggeri und sah in die vielen Gesichter der Bewohner Bucharas, in die Gesichter der Angst, des Schreckens und der Ratlosigkeit.

„Und eure Vornehmsten und Edelsten sind euch in den Sünden vorangegangen“, schrie der Chan. „Sie mordeten die Leute meiner Karawane, und ihr habt geduldet, daß Mörder wie Muhammed und Gair über euch herrschen!“

Es wird eine Zeit kommen, dachte Tenggeri, da wird man unserem Volk vorwerfen, über sich einen Mörder wie ihn geduldet zu haben; das wird in hundert oder in fünfhundert

Jahren so sein. Aber auch dann wird noch keiner begreifen, wie maßlos das Leid war, das er heraufbeschwore. Oh, Vater, du hast ihn verlassen, als er begann, ungerecht und grausam zu sein, ich verlasse ihn mit Saran, als er das Unrecht zu seinem Gesetz und die Grausamkeit zur Pflicht der Krieger erhoben hatte.

Tenggeri hörte den Chan jetzt gleichgültig sagen: „Was in euren Häusern herumliegt, darum braucht ihr euch nicht zu sorgen, das werden wir uns selber nehmen.“ Plötzlich schrie er: „Aber was ihr versteckt und vergraben habt, das bringt sofort her!“

Daraufhin rannten viele Bewohner aus der Moschee, um gehorsam herbeizuschleppen, was sie verborgen hatten.

Später ritt der Chan auf seinem Schimmel wieder die Stufen zum Gebetshaus hinab. Auf dem Platz brannte nun ein Feuer, und der Platz war voller Krieger und Einwohner. Dann öffnete sich die Gasse der Leibwächter, und Dschingis ritt zu der freien Stelle, wo das Feuer auf einem kleinen Hügel brannte. „Bringt ihn!“ befahl der Chan.

Die Leibwächter brachten den Gefangenen Gair aus Otrar, den Statthalter. In Ketten zerrten sie ihn über den Platz, und als er das Feuer erreicht hatte, zwangen sie ihn auf die Knie.

Die Sonne war schon untergegangen, und so erhellt jetzt das Feuer die Gesichter der umstehenden Wächter, Krieger und Einwohner.

Einer hob eine kleine Kanne aus der Glut.

Dschingis gab ein Zeichen.

Zwei Wächter packten Gair bei den Haaren und rissen seinen Kopf ins Genick. Jener, der die kleine Kanne aus der Glut gehoben hatte, goß nun das flüssige Silber in Mund, Augen und Ohren des Statthalters.

In der Menge schrie jemand vor Entsetzen.

Und es schrien jetzt mehrere.

Krieger schlugen auf die Schreienden ein.

Vor eintausendsiebenhundertfünfzig Jahren hatte die Massageten-Königin Tomyris nicht weit von diesem Platz dem erschlagenen Cyrus Gold in den Mund schütten lassen, aber eben vor eintausendsiebenhundertfünfzig Jahren. Und Cyrus war tot gewesen und Gair lebendig. Aber jetzt war auch Gair tot.

Tenggeri hatte in dem Moment, als der Wächter die Kanne mit dem flüssigen Silber hochhob, die Augen geschlossen und den Kopf gesenkt. Er war dann mit Tarwa und Bajasach fortgeritten, und als sie vor einem der großen Speicher ankamen, sagte Tenggeri: „Bleibt hier, wacht über das Tor und laßt keinen hinein, es sei denn, er steht über euch!“

„Ja, Zehnerführer!“

„Und wenn ihr Sorigt seht, soll er mit euch hier warten und das Kommando übernehmen!“

„Ja, Zehnerführer!“

Dann ritt Tenggeri gemächlich über den Platz mit dem Feuer und dem toten Gair.

Reiterscharen hetzten durch die Straßen und trieben alle Bewohner Bucharas zusammen, um sie als erste Welle gegen die Verteidiger der Zitadelle einzusetzen. Wer sich weigerte, gegen sein eigenes Volk zu kämpfen, wurde erstochen, erschlagen, enthauptet. Wer sich nicht weigerte, gegen sein eigenes Volk zu kämpfen, wurde von seinem eigenen Volk, den Verteidigern der Zitadelle, erstochen, erschlagen, enthauptet.

Tenggeri ritt zum Tor hinaus und danach den Hügel hinauf, den er im Morgengrauen herabgekommen war. Vereinzelt begegneten ihm Boten, Krieger, Viehtreiber, Händler, Frauen, die in die Stadt drängten, weil sie fürchteten, sie könnten sonst von der Beute nichts bekommen. Auch die Ersten Karrenkarawanen rollten hinunter zu den Toren. Kamele wankten heran, begleitet von den Beamten des Hofes, den Schreibern, Schatzmeistern, Köchen und Dienern. Alle wollten in die reiche Stadt.

Tenggeri fand Saran sofort. „Komm, Gazelle“, flüsterte er und galoppierte an ihr vorbei.

Sie kam, folgte ihm und sagte nichts.

Ohne die Pferde zu peitschen, ritten sie nebeneinander den Hügel hinab.

Sie ritten langsam, sehr langsam. Tenggeri sagte: „Der Mond geht auf, Gazelle, unser Mond!“ Sie mußte so erschrocken sein, daß sie nichts antworten konnte. „Du brauchst dich nicht zu fürchten“, sagte er leise, „der Augenblick ist gut. Wer sollte uns vermissen, wo sie jetzt alle nur auf Beute aus sind, heut nacht den Sieg feiern und den Dattelwein trinken werden?“

„Schon gut, Schwarzer“, flüsterte sie.

Über die Stadtmauer drang das Schreien der Verletzten und Sterbenden, das Peitschengeknall und das Pferdegetrappel, das Gegröle der Betrunkenen und das Gekreisch der bedrohten Frauen.

Der Abendhimmel glühte rot vom Feuer. „Der Mond sieht hier so kalt aus, Schwarzer!“

„Das kommt dir nur so vor, Gazelle!“

Als die beiden den Amu-Fluß erreicht hatten, hielten sie an und drehten sich noch einmal um. „Siehst du“, flüsterte Tenggeri, „jetzt durch den Fluß und noch ein Stück weiter, dann sind wir dort, wo die noch nicht waren.“

„Und dann, Schwarzer?“

„Immer weiter und weiter, Gazelle!“

Danach vertauschten sie ihre Kleider mit persischen Gewändern und jagten los, hinein in die Nacht, in die Finsternis, die Sonne. Sie ritten lange.

Siebenmal hundert Jahre später fanden Forscher in den dichten Wäldern südlich des Kaspisees an einem hohen Fels das Bildnis eines schönen Mädchens. In uigurischen Buchstaben steht darunter: Saran.